Peru.

Reiseskizzen

aus den Jahren

1838 — 1842

von

J. J. von Tschudi.

Zweiter Band.

Mit Holzschnitten.

St. Gallen.

Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

1846.

Geographisches Institut
der Universität
BERLIN.

MINERALOGISCHES
MUSEUM
IN BERLIN.

v. B.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite

Das Reisen im Gebirge. — Weg nach Chaclacayo. — Santa Ines. — Barometrische Höhenmessungen. — San Pedro Mama. — Quebrada de San Jeronimo. — Cocachacra. — Merkwürdige Hebungen von Hügelketten in neuerer Zeit. — Verugas. — Uta. — Surco. — Beschlagen der Pferde. — Tambos. — San Juan de Matucanas. — Stechapfel. — Tonga. — Tambo de Viso. — Brücken. — San Mateo. — Cacray. — Chicla. — Acchahuari. — Wirkung der Veta auf die Pferde. — Casshapalca. — Antarangra. — Gebirgspässe. — Wasserscheide. — Huascacocha. — Morococha. — Tuctu. — Pacchachaca. — Piedra parada. — Yauli. — Schmelzen der Metalle. — Mineralquellen. — Portugiesische Minenbesitzer. — Saco. — Oroya. — Hängebrücken. — Huaros 1

Seite

Zweites Kapitel.

Unterschied zwischen Cordillera und Anden. — Bedeutung von Anden. — Gebirgsknoten. — Höhen der Berge und der Gebirgspässe. — Schneegränze. — Seen. — Metalle. — Anblick der Cordillera. — Felsentrümmer. — Wirkung des verminderten Luftdruckes. — Augenentzündungen. — Gewitter. — Condor. — Steinzeichen der Indianer 56

Drittes Kapitel.

Puna. — Temperatur. — Wirkung der Winde. — Luftströmungen — Vegetation. — Maca. — Thiere. — Llamas. — Alpaco. — Huanacu. — Vicuña. — Chacu. — Vögel. — Viehzucht. — Schäfer. — Wohnungen. — Punadörfer. — Yncastraße und Stationen 79

Viertes Kapitel.

Cerro de Pasco. — Bergwerke. — Bergleute. — Amalgamation. — Ertrag der Minen. — Das Leben im Cerro de Pasco. — Mineros. — Indianer. — Silberreichthum von Peru. — Verschlossenheit der Eingebornen. — Laguna von Chinchaycocha. — Schlacht von Junin. — Räuberische Indianer 112

Fünftes Kapitel.

Vierundzwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru. Ein Reisebild 145

Sechstes Kapitel.

Sierra. — Klima. — Wege. — Bewohner. — Kaufleute. — Mestizen. — Ackerbau. — Feldfrüchte. — Kunstfertigkeit der Indianer. — Gastfreundschaft der Serranos. — Gesellschaftliches

Seite

Leben in den höhern Ständen. — Indianerfeste. — Bereitung der Chicha. — Tänze. — Stiergefechte. — Kirchliche Feierlichkeiten. — Requisition der Indianer. — Curiere. — Maulthierverkauf. — Bauart der Städte und Dörfer. — Kloster Ocopa. — Ceja de la Montaña 159

Siebentes Kapitel.

Weg nach den Urwäldern. — Luftbrücken. — Vegetation — Hohlwege. — Rutschen der Maulthiere. — Thierwelt. — Montaña. — Bewohner. — Plantagen. — Behandlung der Indianer. — Sammeln der Fieberrinde. — Herumziehende Indianer. — Die wilden Indianer. — Cafibos — Sarayacu — Sitten und Gebräuche der Indios bravos. — Kleidung. — Waffen. — Wohnungen. — Religion. — Körperbau. — Säugethiere. — Vögel. — Amphibien. — Schlangenbiß. — Huaco. — Insekten. — Pflanzen. — Das Leben des Naturforschers im Urwalde . . 197

Achtes Kapitel.

Palca. — Maraynioc. — Montaña de San Carlos de Vitoc. — Dörfer. — Gränze. — Bewohner. — Alcalde. — Hacienda de Pacchapata. — Coca. — Cultur. — Wirkung. — Nutzen. — Blasio Toman. — Thiere. — Carbunculo. — Chunchos. — Sitten. — Geschichte der Missionen am Cerro de la Sal. — Juan Santos Atahuallpa. — Die Franziscanermönche. — Entvölkerung von Vitoc 201

Neuntes Kapitel.

Der peruanische Indianer. — Sein Verhältniß zum Weißen in den verschiedenen Epochen. — Unterdrückungen durch die Spanier. — Repartimientos. — Mita. — Revolution von Tupac-Amaru. — Seine Hinrichtung. — Befreiungskrieg. — Haß gegen die

Seite

Weißen. — Zukunft von Peru. — Charakter der Indianer. — Musik. — Kleidung. — Aberglauben. — Unterschied der Indianer. — Alter. — Urbewohner von Peru — Verminderung der Bevölkerung. — Bemerkungen über die Geschichte 332

Zehntes Kapitel.

Sprache. — Dialecte. — Corruption. — Proben der Quichua. — Poesie — Yaravies. — Quipu. — Inschrift. — Alterthümer. — Wasserleitungen. — Festungen. — Dörfer. — Wohnungen. — Götzen und Hausgeräthe. — Mumien 376

Erstes Kapitel.

Das Reisen im Gebirge. — Weg nach Chaclacayo. — Santa Ines. — Barometrische Höhenmessungen. — San Pedro Mama. — Quebrada de San Jeronimo. — Cocachacra. — Merkwürdige Hebungen von Hügelketten in neuerer Zeit. — Verugas. — Uta. — Surco. — Beschlagen der Pferde. — Tambos. — San Juan de Matucanas. — Stechapfel. — Tonga. — Tambo de Viso. — Brücken. — San Mateo. — Cacray. — Chicla. — Acchahuari. — Wirkung der Veta auf die Pferde. — Cashapalca. — Antarangra. — Gebirgspässe. — Wasserscheide. — Huascacocha. — Morococha. — Tuctu. — Pacchachaca. — Piedra parada. — Yauli. — Schmelzen der Metalle. — Mineralquellen. — Portugiesische Minenbesitzer. — Saco. — Oroya. — Hängebrücken. — Huaros.

Von Lima führen zwei Hauptwege nach dem Gebirge. Der eine, nördliche, durch das Thal von Canta nach den reichen Silberminen des Cerro de Pasco; der andere, mehr südliche, durch die Quebrada von Matucanas nach den großen Dörfern Tarma, Jauja, Huancayo und weiter gen Süden nach Huancavelica, Ayacucho und Cuzco. Fast alle Wege von der Küste nach der Sierra haben einen ähnlichen Character. Sie durchschneiden das schmale Küstenband in querer Richtung und ziehen sich bald in eines der fächerförmig erweiterten Cor-

dilleräthäler. Dann folgen sie, immer steiler werdend, dem Laufe des Flusses, der das Thal durchschneidet, das sich bald zur schmalen Schlucht verengt, bis zum Fuße der Cordillerarücken, führen an ihrem westlichen, steilen Abhange über Geröll zum Kamme, von wo sie sich zu den Hochebenen hinunterneigen und allmählig in die tiefer gelegenen Gebirgsthäler leiten.

So unangenehm und beschwerlich das Reisen an der Küste von Peru ist, so ist es doch im Gebirge mit mehr Mühseligkeiten und Gefahren verbunden. Dort führt der Weg meistens über flaches Land und nur die sengende Sonne oder die ruchlose Mörderhand drohen dem Wanderer Verderben; hier aber zieht er sich durch zerklüftete Thäler, über abschüssige Felsen und wilde Gebirgsstöcke; oft, nur wenige Spannen breit, an furchtbaren Abgründen vorbei, in deren Tiefe ein reißender Strom tobt, oder er senkt sich fast lothrecht über steile Bergabhänge in gähende Schluchten oder verliert sich an den Gletschern der unwegbaren Andenkuppen oder in den verrätherischen Sümpfen der Hochebenen. Selbst der Himmel vermehrt die Beschwerden des Weges durch verderbenbringende Gewitter und wochenlang anhaltende Regengüsse oder durch dichte Schneegestöber, die in wenigen Augenblicken die letzte Spur des kaum erkennbaren Pfades dem ängstlich forschenden Auge entziehen.

In den engen Quebrada's der tiefergelegenen Gegenden herrscht eine erstickende Hitze, in den Cordilleras eine erstarrende Kälte und über die flachen Hochebenen ziehen schneidende, eisige Winde.

Da schon von einigen Reisenden der viel besuchte Weg durch das Thal von Canta geschildert wurde, so wollen wir

hier den durch die Quebrada von Matucanas verfolgen, um so mehr, da ich im Stande bin, für die Hauptdörfer auf demselben, eigene und fremde barometrische Höhenmessungen anzugeben, was um so größeres Interesse hat, da die Cordillera hier ziemlich nahe an der Küste vorbeistreicht.

Durch das am meisten nach Osten gelegene Thor von Lima, die Portada de Maravillas, gelangt man auf eine breite Straße, die, dem Panteon vorüber, in geringer Entfernung vom linken Ufer des Rimac, sich gerade nach Osten hinzieht. Anderthalb Leguas von der Stadt führt sie über eine steinerne Brücke, den „Puente de Surco", der wegen der Straßenräuber eben so berüchtigt ist, als der Palo seco auf dem Wege nach Pasco und Valles. Die Gegend hat ein düsteres und wildes Aussehen. Graue, sterile, von aller Vegetation entblößte Hügelketten schließen das Thal ein, dessen Fläche größtentheils mit Sand und Kieseln bedeckt ist. Verödete Plantagen, eingestürzte Gränzmauern, große halb zerstörte Wohnungen zeigen, daß sich früher ein reges Leben da bewegte, wo jetzt nur noch der mordsüchtige Bandit dem harmlosen Reisenden auflauert.

Längs des Flusses erstrecken sich Viehweiden auf magerem Moorgrunde, nur wo der Boden künstlich bewässert und gedüngt wird, trägt er Klee und Mais. Das niedrige Gebüsch und Rohr, welches längs den Ufern des Rimac wächst, liefert den Holzbedarf für Lima und ist der größte Reichthum mehrerer Plantagen dieses Thales. Die Zahl der bewohnten Haciendas ist nur noch gering. Die bedeutendste ist Pariachi, vier Leguas von Lima. Von hier aus biegt sich der Weg nach Nordosten und behält diese nämliche Richtung mit geringer Abweichung bis zum Fuße der Cordillera. Am

gegenüber liegenden Ufer des Rimac ist das Thal zwar enger, aber fruchtbarer und hat mehr und reichere Plantagen. Der Weg ist dort aber viel beschwerlicher und wird von den Reisenden nur in Kriegszeiten benützt, wenn Truppen auf dem linken Ufer marschiren.

Zwei Leguas hinter Pariachi gelangt man nach Chaclacayo, dem ersten Binnendorfe, das aus einigen und dreißig ärmlichen Rohrhütten besteht. Einige hundert Schritte hinter diesem Weiler ist die Plantage „Santa Ines." Sie liegt 2386 Fuß ü. M. *) Mac Lean, ein englischer Kaufmann in Lima, der schon viele interessante peruanische Pflanzen den Gewächshäusern von England zugesandt hat und auf einer Reise nach dem Gebirge genaue barometrische Höhenmessungen machte, berechnete die Höhe von Chaclacayo auf 2265 Fuß ü. M. **) Rivero auf 2010 Fuß ü. M. (661 Met.) ***)

Die bedeutenden Abweichungen dieser beiden Messungen sind sehr auffallend; wir werden bei beträchtlicheren Höhen noch einen größern Unterschied finden, zuweilen einen von 8—900 Fuß. Ich glaube, die Ursache davon liegt weniger in Rechnungsfehlern als in einem ungenauen Instrumente, dessen sich Rivero bei seinen Messungen bediente. Mac Lean's Beobachtungen stimmen mit geringem Unterschiede mit den

---

*) Alle Berechnungen sind in englischen Fuß.

**) Jardine and Selby Annales of natural history IV (1840) pag. 105.

***) Nivelacion barometrica desde el Callao hasta Pasco por el camino de Obrajillo y desde el mismo lugar hasta la capital por via de Tarma hecha y calculada por Mariano Eduardo Rivero y Ustariz im Memorial de Ciencias naturales etc. Tom. I, Nro II, p. 103.

meinigen überein. Er bediente sich eines Fortin'schen Barometers und ich hatte einen Lefèvre'schen, der vor meiner Abreise aus Europa während mehreren Wochen auf der Sternwarte in Paris beobachtet wurde. Leider verunglückte mir dieses treffliche Instrument bei einem Sturze mit dem Pferde und es war mir unmöglich den Schaden zu ersetzen. Einige Höhenmessungen, die Hr. C. Gay auf einer Reise durch Peru in den Jahren 1839 und 1840 mit einem Barometer von Bunten machte, weichen bedeutend von den unsrigen ab; von denen von Rivero zeigen sie durchschnittlich eine Differenz von 600 bis 1000 Fuß. Sie sind alle zu hoch berechnet.

Bei Santa Ines sieht man die Ueberreste eines Pochwerkes für Golderze, welches aber nie benützt wurde, da die spärlich in sehr hartem Gesteine eingesprengten Goldfragmente das Brechen des Felsens nicht lohnten.

Auf dem Wege nach Pasco entspricht die Hacienda „Cavallero" in der Entfernung von der Hauptstadt dem Dorfe Chaclacayo. Sie ist jedoch weniger hoch gelegen; nach Rivero nur 404 Met. ü. M. Weizen und Zuckerrohr werden dort gepflanzt; das letztere gedeiht sehr gut, könnte aber in größerer Ausdehnung angebaut werden. In einigen Küstenthälern wird es noch bei 4500 Fuß ü. M. cultivirt; ich habe es noch bei 6800 Fuß ü. M. spontan wachsen und seine vollkommene Reife erlangen sehen.

Von Santa Ines führt der Weg, allmählig steiler werdend, nach San Pedro Mama einem unbedeutenden Dörfchen in einer sehr öden, unfruchtbaren Gegend. Hier vereinigen sich die beiden Flüsse San Mateo und Santa Olaya, um den Rimac zu bilden. Der Santa Olaya ist klein und kömmt aus dem Thale von San Geronimo, durch welches

ein Weg nach dem Cerro de Pasco führt. Er ist sehr beschwerlich, da man dabei zweimal die Cordillera überschreiten muß; zuerst zwei Leguas hinter Acobamba, den sogenannten Corte, und dann drei Leguas weiter bei dem steilen, stellenweise sehr gefährlichen Portachuelo de los escalones, wo der Paß noch höher als bei den Viuda ist, und gelangt dann erst über „Marcopomacocha“ und „Carhuacayan“ nach der „Pampa del Diezmo.“

Der Weg nähert sich bei San Pedro Mama mehr dem Flußufer und wird durch vieles Geröll an manchen Stellen fast ungangbar. Während der Regenzeit im Gebirge tritt der Fluß aus seinem Bette und wälzt sich bis an die das Thal begränzenden Berge, indem er die ganze Ebene in eine schlammige Wasserfläche umwandelt. Tobend braust er einher und verkündet seine Gewalt durch das donnerähnliche Aneinanderschlagen der rollenden Felsentrümmer, die er über seine Ufer wegspeit oder mit sich in's Meer reißt. „Wie mit der Zeit, wo die enteilende Minute unwiderstehlich verloren ist, so ist es mit diesen Steinen. Der Ocean ist ihre Ewigkeit und jeder Ton jener wilden Musik spricht von einem Schritte weiter nach ihrer Bestimmung *).“ Mit ängstlicher Vorsicht drückt der Reisende sein Maulthier gegen die Felsenwände, den Wellen ausweichend, die ihm selbst den schmalen und unsichern Pfad mißgönnen.

An diesen natürlichen Mauern, die hier fast senkrecht abfallen, nisten kleine, bunte Papageien (Conurus rupicola Tsch.), die bei der Annäherung der Menschen laut kreischend

---

*) Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reise ꝛc., deutsch von Dr. C. Dieffenbach. 2. Thl. S. 78.

auffliegen und in großen Bogen an ihre Brüteplätze zurückkehren. Es war mir sehr auffallend, hier an den kahlen Felsen diese Vögel zu sehen, da die Papageien sonst immer in den Wälderregionen leben und nur ihre Streifzüge nach andern Gegenden machen. Ich kenne keine zweite Art dieser Familie, die so ausschließend Felsenbewohner wäre, wie diese.

Drei Leguas hinter San Pedro erreicht man das freundliche Dorf Cocachacra. Es ist zwar klein und ärmlich, aber sehr anmuthig gelegen und erfreut sich eines glücklichen Clima's. Sein Name „Cocafeld" weist darauf hin, daß früher hier „Coca" angebaut wurde. Gegenwärtig wird diese Pflanze an keinem Punkte der Küste cultivirt, da sie ein feuchtes und sehr heißes Clima verlangt. Eine Viertelstunde davon ist in einem Seitenthale das kleine Dörfchen San Bartholome, dessen weiß übertünchter Kirchthurm lieblich aus dem monotonen grauen Felsenhintergrunde hervorblickt.

Cocachacra liegt 5386 Fuß ü. M. Mac Lean giebt die Höhe von San Pedro Mama, Santa Olaya und Cocachacra auf 5331 Fuß an. Für das letztere Dorf paßt diese, für die beiden erstern, wo ich zwar keine Beobachtungen gemacht habe, jedoch nicht, denn beide sind tiefer gelegen.

Auf dem Wege nach Pasco entspricht in der Entfernung von der Hauptstadt (12 Leguas) der Weiler Llanga dem Dorfe Cocachacra, doch ist dieses über 2400 Fuß höher gelegen als jener. Zwischen Cavallero und Llanga kömmt eines der interessantesten geologischen Phänomene vor, das ich hier genauer beschreiben will.

Zwei Leguas von Lima biegt sich die Straße, die Anfangs eine fast ganz nördliche oder nordnordwestliche Richtung verfolgt, plötzlich nach Nordnordosten und zieht sich längs des

Flusses Chillon bis nach Cavallero. Von hier aus behält sie mit unbedeutender Abweichung immer noch die nämliche Richtung bis nach Llanga, aber in großer Entfernung vom Flusse, da dieser einen weiten, seitlichen Bogen nach Norden beschreibt. Von Cavallero führt der Weg drei Stunden lang durch eine ganz öde von allen Pflanzen entblößte Gegend neben dem Bette eines ausgetrockneten Flusses, dem sogenannten Rio seco (trockner Fluß) immer bergan, die letzte halbe Legua ziemlich steil bis zum Kamme einer Hügelkette, die sich quer durch das Längsthal erstreckt. Der Boden ist mit Geröll und Porphyrtrümmern bedeckt, gerade wie im Flußbette des Rimac. So wie man auf dem Hügelkamme anlangt, eröffnet sich auf der entgegengesetzten Seite ein kesselförmiges Thal ähnlich einem ausgetrockneten Seebecken, in dessen Mitte man eine Längsfurche sieht, welche die Fortsetzung des durch die Hügelreihe unterbrochenen Flußbettes ist. Man steigt in das Thal hinab und folgt wieder fast drei Stunden dem „trockenen Flusse" bis nach dem Dorfe „Alcocoto", wo man wieder an das Ufer des Rio de Chillon gelangt.

Wir haben also hier die sehr merkwürdige Thatsache, daß der Fluß von Chillon früher von Alcocoto nach Cavallero in nordnordwestlicher Richtung in dem jetzt ausgetrockneten Bette floß und daß eine Hügelkette quer durch das Thal und den Fluß erhoben wurde. An dieser Hügelreihe stauchte sich das Wasser an und bildete einen See, wurde aber wieder zurückgedrängt, bis der Strom bei Alcocoto sich eine neue Bahn brechen konnte, wodurch der See sich entleerte und da er keinen neuen Zufluß mehr hatte, bald austrocknete. Gegenwärtig fließt der Rio de Chillon von Alcocoto nach Cavallero in einem großen Bogen, dessen anfängliche

Richtung gerade nach Westen, dann nach Südsüdwest und zuletzt nach Süden ist, bis er sich mit dem alten Flußbette unter einem spitzen Winkel vereinigt. Diese Stelle ist eine Viertelmeile nördlich von der Hacienda Cavallero. Dieses Beispiel einer solchen Unterbrechung des Laufes eines Flusses durch die Hebung einer Hügelkette steht nicht vereinzelt da. In Darwin's Reise *) wird ein zweites angeführt, das ich hier vergleichungsweise wiedergeben will. Der berühmte englische Geologe hat die Stelle zwar nicht selbst besucht, sondern führt nur die Beobachtung seines Landsmannes des Ingenieur Mr. Gill an. Er sagt:

„Mr. Gill erzählte mir einen sehr interessanten und so viel ich weiß, ganz einzigen Fall von der Wirkung unterirdischer Strömungen, um den Lauf der Gewässer eines Landes zu ändern. Indem er von Casma nach Huaraz ging, das nicht weit von Lima entfernt ist **), fand er eine Ebene bedeckt mit Ruinen und mit Zeichen eines alten Anbaues, die aber jetzt ganz öde war. Nahe dabei war das Bett eines beträchtlichen Flusses, von dem man früher das Wasser zum Bewässern hergeleitet hatte. In dem Flußbette zeigt nichts an, daß der Fluß nicht dort vor einigen Jahren geflossen sein könnte, an einigen Stellen waren Sand und Kieslager zerstreut, an andern war der feste Fels in einen Kanal ausgehöhlt. Es ist klar, daß, wenn jemand dem Laufe eines Flusses entgegengeht, er immer mehr oder weniger aufsteigen wird. Mr. Gill erstaunte deshalb sehr, als er an diesem alten Flußbette hinaufzog und plötzlich bergab stieg. Er glaubte, daß die Neigung einen

---

*) a. a. O. S. 105.

**) Huaraz ist übrigens über 70 Leguas von Lima entfernt.

Fall von ungefähr 40 bis 50 Fuß hatte. Wir haben hier den unzweideutigsten Beweis, daß eine Hügelreihe gerade durch das Bett eines Stromes erhoben wurde, der viele Jahrhunderte lang geflossen sein mußte. Von dem Augenblicke an, wo das Flußbett dergestalt gewölbt war, wurde das Wasser zurückgeworfen und ein neuer Canal auf einer Seite weiter oben gebildet. Aber von derselben Zeit an verlor auch die benachbarte Ebene ihren befruchtenden Strom und wurde in eine Wüste verwandelt, die sie jetzt noch ist."

Dieser Angabe zufolge hätte also die Hebung zu einer Zeit Statt gehabt, in der die Gegend schon von Menschen bewohnt und cultivirt war. Für das Alter der Hebung zwischen Cavallero und Alcocoto habe ich keinen ähnlichen Beweis gefunden. Aber den Eindruck, den das trockene Flußbett macht, erregt unwillkührlich die Idee, daß es vor noch nicht langer Zeit einen Strom beherbergt habe. Denn es gleicht ganz den temporär trockenen Flußbetten, die so häufig an der peruanischen Küste getroffen werden.

Ich habe zu verschiedenen Malen den Rio seco besucht und immer mit Staunen die merkwürdige Abänderung der Richtung des Flusses beobachtet, aber ich gestehe unverholen, daß ich es während meines Aufenthaltes in Peru nicht wagte, dieselbe einer so partiellen Hebung zuzuschreiben, da mir kein ähnlicher Fall bekannt war. Jetzt aber, da ich ein von einem so ausgezeichneten Geologen angeführtes Beispiel von der nämlichen Küste von Peru kenne, verschwinden meine frühern Zweifel, und die Richtigkeit von Darwin's Ansicht ist mir ganz klar.

Kehren wir wieder nach Cocachacra zurück und verfolgen die drei Stunden lange Straße bis nach San Geronimo

de Surco. Das Thal wird etwas schmaler, behält aber im Ganzen den nämlichen Charakter bei, nur sind die Berge höher und steiler und der fruchtbringende Boden spärlicher. Der Weg geht häufig an steilen Felsenwänden vorbei oder über ihre scharfen Vorsprünge und erfordert stellenweise große Vorsicht, da er von Erdschlipfen unterbrochen wird.

In mehreren Thälern, die von der Küste nach dem Gebirge führen, ganz besonders auch in dem von Surco giebt es gewisse Quellen, deren Wasser die Indianer nie trinken und auch den unerfahrenen Fremden mit dem Ausrufe: »es agua de veruga« (es ist Warzenwasser) vor dessen Genusse warnen. Sie erlauben sogar den Lastthieren nicht, an diesen Brunnen ihren Durst zu stillen. Das Wasser soll die Hauptursache einer eigenthümlichen Krankheit, der sogenannten „Verugas" sein. Dieses Uebel ist in keinem andern Lande bekannt, woraus es auch wahrscheinlich wird, daß es durch gewisse locale Ursachen bedingt ist. Es beginnt mit allgemeinem Unwohlsein, Halsschmerzen und Schlingbeschwerden; bald gesellen sich Fieber dazu und ein fast unerträgliches Ziehen in den Knochen, als ob sie mit Gewalt auseinander getrieben würden. Einige Tage später erscheint eine Eruption von rothen Fleckchen oder Beulen. Die erstern sind von der Größe eines Linsenkornes, etwas erhaben und blutroth. Sie stehen gewöhnlich auf den Gliedmaßen am dichtesten. Die Beulen erreichen zuweilen die Größe eines Eies und sind entweder glatt, glänzend roth oder höckerig und mit blauen Streifen durchzogen; einzelne sind lang gestreckt und gleichen in Form und Größe einer Cigarre. Die großen Verugas kommen nur einzeln zum Vorscheine, gewöhnlich an den Armen oder an den Füßen. Zuweilen entwickelt

sich eine große neben den kleinen; die Indianer nennen sie dann die »Veruga madre« (die Mutterwarze). Einige Zeit nachher zeigt sich auf der Spitze dieser Beulen ein braunes Bläschen, aus dem sich eine große Menge Blut entleert. Diese Verugas sind sehr schmerzhaft und ihrem leisesten Drucke folgen manchmal die heftigsten Convulsionen, so daß die Kranken besinnungslos niederstürzen. Zuweilen nach wenigen Wochen, in der Regel aber erst nach Monaten eitern die Beulen an der Basis durch und fallen zusammengeschrumpft ab. Auch die kleinen Wärzchen bluten stark. Es ist mir ein Fall von einem Halbindianer bekannt, der aus einer kleinen Veruga unter dem Knöchel ein paar Pfund Blut verlor. Sie sind hartnäckiger als die großen. Das allgemeine Befinden während der Krankheit liegt sehr darnieder. Nach dem Erscheinen des Ausschlages hört das Fieber gewöhnlich auf, aber die Knochenschmerzen dauern fort. Der große Blutverlust schwächt die Kranken so sehr, daß oft ein Zehrfieber eintritt und ihrem Leben ein Ende macht. Häufig stellt sich an einem Gliede eine Geschwulst ein, die sich sehr rasch ausdehnt. Wenn man ihrem Fortschreiten nicht durch das Unterbinden des befallenen Theiles Einhalt thut, so wird der Körper in einigen Stunden in eine fast formlose Masse umgewandelt; die Geschwulst sinkt jedoch nach wenigen Tagen wieder zusammen. Im Verlaufe der Krankheit wiederholt sich diese Erscheinung mehrmals. Die Dauer des Uebels ist lang und seine Folgen bedenklich. Wenn auch nur selten Kranke den Verugas selbst erliegen, so genesen doch nur sehr wenige vollkommen, da Lähmungen, Wassersucht, bösartige Geschwüre, Verdickung einzelner Glieder u. s. f. zurückbleiben.

Es ist mir nicht gelungen, mit Bestimmtheit eine andere Krankheitsursache aufzufinden, als die von den Indianern angegebene. Es ist gewiß, daß Reisende, welche nicht von dem berüchtigten Quellwasser trinken, von der Veruga verschont bleiben, während sie schon von dessen einmaligem Genusse ergriffen werden. Sogar Maulthiere und Pferde, die Verugawasser saufen, werden sehr häufig von der nämlichen Krankheit befallen, aber nur von jener Form, die sich durch einzelne große Blutbeulen charakterisirt. Eines meiner Maulthiere trug eine faustgroße Veruga an der innern Seite des Oberschenkels.

Das schon oben erwähnte Dorf Santa Olaya ist wegen der Häufigkeit dieser Krankheit sehr bekannt. Fast alle seine Bewohner haben daran gelitten und die meisten Fremden, die auch nur wenige Tage dort verweilen, müssen sie als Andenken mit sich nehmen. Wenn Truppen in Santa Olaya und dem nahegelegenen San Pedro Mama einquartirt werden, so zeigt sich bei ersteren dieses Uebel in verderbenbringendem Grade, während letztere ganz davon verschont bleiben.

Bei Verugas, die ich in verschiedenen Zeiten ihrer Entwickelung den Kranken ausgeschnitten und genau untersucht habe, fand ich die feinsten Blutgefäße der Haut außerordentlich stark entwickelt und strotzend voll geronnenen Blutes. Sie bildeten eng verschlungene Netze oder standen säulenförmig aufrecht und schlugen sich in engen oder weiten Bogen zurück. Die Haut über den Beulen war immer sehr verdünnt und glänzend dunkelroth.

Die Behandlung dieser Krankheit ist schwierig und bis jetzt noch rein empirisch. Die Indianer bedienen sich einer

Pflanze, die sie Huajra-Huajra *) (Horn-Horn) nennen und dem Kranken in Aufguß geben. Ich habe nie eine erklärt günstige Wirkung davon gesehen. Das Mittel scheint blos schweißtreibend zu sein und kann durch ähnlich wirkende sehr leicht ersetzt werden. Häufig gebraucht man dazu eine Abkochung des weißen Mais, der die Hautthätigkeit sehr befördert. Wenn der Ausbruch der Verugas lange zögert, wodurch der Patient in große Gefahr kommt, leisten ein paar Löffel voll Wein ausgezeichnete Dienste. Ein heißes Clima, schweißtreibende und blutreinigende Mittel und das Ausschneiden der großen Verugas, indem man die Wunde eine Zeit lang in Suppuration unterhält, haben sich bei der Behandlung dieses Uebels bisher am wirksamsten gezeigt. Sie ist aber immerhin noch sehr mangelhaft. Es wäre wünschenswerth, eine genaue Analysis des Verugawassers zu kennen **).

In der Quebrada von Canta sind die Verugas seltener als in der von Matucanas, hingegen ist dort die „Uta", eine krebsartige Krankheit, die nur Männer befällt, sehr häufig und in ihren Folgen noch fürchterlicher als die Verugas. Ich glaube, daß es in keinem Lande so viele eigenthümliche Krankheitsformen giebt, wie in Peru. Fast jedes Thal hat seine besondern, die häufig auf den Umkreis von wenigen Quadratmeilen beschränkt und in andern benachbarten Gegenden gänzlich unbekannt sind. Es ist klar, daß bei dieser

---

*) Die Spanier nennen sie uña de gato (Katzennagel), weil an dem Stengel krallenartig gekrümmte Dornen sitzen.

**) Ausführlichere Nachrichten über diese Krankheit theilte ich mit in: Wunderlich und Roser Archiv für physiologische Heilkunde, Bd. IV, S. 378.

abgegränzten Localisirung die Hauptursachen der Krankheiten in tellurischen Einflüssen oder in gewissen, bis jetzt noch nicht gekannten vegetabilischen Einwirkungen zu suchen sind. Auffallend ist es, wie ungleichmäßig diese schädlichen Potenzen auf die verschiedenen Racen einwirken. So werden die Indianer und die hellen Mischlinge am häufigsten von den Verugas befallen, weniger die Weißen. Dunkle Mischlinge, besonders Neger, nur selten. Von letzteren ist mir nur ein Fall bekannt. Die Uta ergreift vorzüglich die Indianer und Chinos, die Caracha, von der ich im ersten Theile gesprochen habe, meistens Neger, Zambos und Mulatten, die helleren Racen viel seltener *).

In Santa Rosa de Quibe **) und in Yaso ***) ist die Uta sehr gewöhnlich. Die daran Leidenden sind auf den ersten Anblick an ihrer grauen Gesichtsfarbe und an dem Ausdrucke des tiefen Leidens zu erkennen, der auf jedem ihrer Züge ausgeprägt ist. Alle Mitel, die innerlich gegen dieses Uebel angewendet werden, sind erfolglos, selbst die sehr schmerzhafte Operation ist nur selten im Stande, den Kranken zu retten.

In Quibe sah ich eine Vogelspinne (Mygale) von außerordentlicher Größe. Der Hinterleib allein war zwei Zoll lang. Sie lief mit Schnelligkeit am Fuße einer Mauer entlang. Ich glaubte in der Entfernung, es sei ein Nager und schoß darauf. Zu meinem Bedauern erkannte ich zu spät den Irrthum, denn das Exemplar war von Schrot ganz

---

*) S. 305.

**) Im Thale von Cauta nach Rivero 1148 Met. ü. M.

***) Nach Rivero 1464,5 Met. ü. M.

zerfetzt und konnte nicht in die Sammlung eingereiht werden. Die Indianer versicherten mir, es gebe an dem Flusse, der in der Nähe der Plantage vorbei fließt, noch viel größere Individuen. Ich habe nie ein zweites von dieser beträchtlichen Größe gesehen.

San Geronimo de Surco liegt 6945 Fuß ü. M. Es ist ein langes Dorf in einem der fruchtbarsten Theile des ganzen Thales. Die Häuser stehen abgesondert, jedes von einer kleinen Chacra umgeben. Sie sind etwas fester gebaut als die von Cocachacra und Chaclacayo, aber doch sehr leicht und tragen immer noch den Charakter der Rohrhütten der Küste. Man kann hier die Gränze zwischen der Küste und der Sierra annehmen. Das Klima ist angenehm, eher heiß als kühl. Die meisten Küstenpflanzen gedeihen bei sehr geringer Pflege. Bananen, Chirimoyas, ausgezeichnete Granadillas, Granatäpfel, Camotes ꝛc. sind im Ueberfluß vorhanden. Yuccas habe ich keine gesehen, ihre Elevationsgränze ist viel tiefer. In außerordentlicher Anzahl kommen hier lästige Insekten vor, besonders Sancudos (Culex molestus Koll.) und Stechfliegen (Arten von Simuleum) und scheuchen von dem ermüdeten Reisenden Ruhe und Schlaf.

In diesem Dorfe ist ein Alt-Spanier, der einen Tambo hält und nebenbei das Geschäft eines Hufschmiedes ausübt. Ich ließ einmal von ihm meinem Pferde ein abgefallenes Hufeisen aufschlagen und mußte ihm für die acht Nägel eine halbe Goldunze (über 18 Gulden) bezahlen. Solche Prellereien sind nicht selten. Er forderte anfänglich, noch ehe er das Thier beschlug, 12 Piaster, da er wohl an das alte spanische Sprüchwort: „wegen eines Nagels geht ein Eisen

verloren, wegen eines Eisens ein Pferd und wegen eines Pferdes ein Reiter *)" gedacht haben und wußte, daß ich um jeden Preis den Schaden werde ausbessern lassen. Gleich nach meiner Ankunft im Gebirge lernte ich das kunstgerechte Beschlagen und versah mich immer gehörig mit Eisen und Nägeln, was mir oft trefflich zu Statten kam.

Nur in den größern Indianerdörfern giebt es Hufschmiede; man kann also oft 50 bis 60 Leguas weit reiten, ohne einen solchen zu finden. Die Reisenden führen daher in der Regel die zum Beschlagen eines Pferdes nothwendigen Utensilien mit sich, da die Eisen sehr leicht springen oder durch Einklemmen zwischen den Steinen verloren gehen und die Thiere, wenn dem Uebel nicht abgeholfen wird, zur ferneren Reise unfähig werden. Bei den Küstenreisen reitet man die Thiere in der Regel unbeschlagen; im Gebirge, wo der felsige Boden die unverwahrten Hufe sehr angreift, legt man ihnen Eisen unter. Bei längern Reisen läßt man die Pferde und Maulthiere die ersten 4—5 Tage unbeschlagen, dann schlägt man ihnen an die vordern Hufen die Eisen auf und einige Tage später an die hintern. Die schon etwas müden Thiere werden dadurch neugestärkt und dauern länger aus. Es ist für sie wahrscheinlich ein ähnliches Gefühl, das ein Reisender empfindet, der seinen Weg baarfuß beginnt und die Schuhe anzieht, wenn ihn die Füße anfangen zu schmerzen.

Von Surco führt der Weg zwei Stunden lang ziemlich eben immer in der Nähe des Flusses, der von Cocachacra

---

*) **Por un clavo se pierde una herradura, por una herradura un cavallo, por un cavallo un cavallero.**

an den Namen Rio de San Mateo führt, nach San Juan de Matucanas. Vor dem Dorfe liegt ein Tambo, der 8105 Fuß ü. M. erhaben ist *). Die Tambos **) sind Herbergen, in denen die Reisenden Obdach und zuweilen auch etwas zu essen vorfinden. Selbst in Lima sind sie nicht viel besser als im Gebirge; dort wird dem Reisenden ein Zimmer mit einem Tisch, einem Stuhle und einer leeren Bettstelle angewiesen, da vorausgesetzt wird, daß jeder seine Matratze mitbringe. Im Innern des Landes beschränkt sich die ganze Wohlthat der Herberge auf einen Raum auf der Erde, der gerade groß genug ist, ein dürftiges Lager darauf zu bereiten. Ich habe immer, so oft es nur das Wetter erlaubte, vorgezogen, unter freiem Himmel zu schlafen, als die Nacht in diesen vollgepfropften, übelriechenden, dumpfigen Gemächern zuzubringen, wo man zwischen Indianern, Negern, Hunden und Schweinen eingezwängt liegen muß. Gerne legt man sich auch vor die Hütte in den Regen, nur um der ekelhaften Gesellschaft im Innern zu entgehen. Branntwein und Chiche fehlen in den Tambos nie, desto häufiger aber Eßwaaren und oft begegnet es, daß der Reisende dort nicht einmal eine Kartoffel oder Mais, noch viel weniger Fleisch findet. Freilich geben die Indianer sehr häufig nichts her, obgleich sie es besitzen, da sie befürchten, keine Bezahlung zu erhalten. Es ist übrigens den Leuten nicht zu ver-

*) Mac Lean giebt die Höhe von Matucanas auf 8026 Fuß ü. M. an. Ich vermuthe, daß diese Bestimmung für das Dorf selbst gilt; es liegt eine halbe Viertelstunde von Tambo und ziemlich tiefer als dieser.

**) Tambo verdorben vom Quichuaworte Tampu.

argen, da sie so oft, besonders von Offizieren, betrogen und obendrein noch mißhandelt werden. Wenn man aber die Indianer in diesen Thälern freundlich behandelt und das Verlangen nach Lebensmitteln sogleich mit Geld unterstützt, so findet man sie in der Regel willig, die geringen Bedürfnisse der Reisenden zu befriedigen. Nicht so die Indianer in dem Hochgebirge östlich von der Cordillera. Bei ihnen sieht man sich oft in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, durch harte Maßregeln das monotone, untröstliche »manam canchu« *), mit dem sie jede Nachfrage nach Speise beantworten, in ein wohlklingendes »ari canchu« **) umzuwandeln.

Die vielen Truppendurchzüge und die Reisenden haben die Indianer in den westlichen Gebirgsthälern sehr verdorben. Sie sind dummdreist, frech, habgierig und ungefällig und erfordern eine ganz andere Behandlung als die Sierraindianer. Mit ernster Ruhe kommt man bei ihnen am besten durch; des Nachgiebigen spotten sie und beleidigen ihn; den Gewaltthätigen mißhandeln sie. Ein junger Offizier, der in der Quebrada von Canta von einem Tambero Lebensmittel erzwingen wollte, wurde von den Dorfbewohnern eine Nacht lang an den Händen unter einem Dache aufgehängt und am Morgen quer über ein Maulthier gebunden und weggetrieben.

Matucanas ist ein ziemlich großes Dorf am linken Ufer des Rimac. Die Häuser sind aus Luftziegeln gebaut und mit Feuerziegeln oder Stroh gedeckt. Die heftigen und

*) Es ist nichts vorhanden.
**) Ja, es ist da.

anhaltenden Regengüsse, die in diesen Gegenden fallen, erfordern eine größere Vorsorge für die Wohnungen als weiter nach Westen in's Thal hinunter. Im Dorfe liegen ein großer kupferner Kessel und zwei umfangreiche hohle Cylinder aus Kupfer. Es sind Andenken an die schlecht combinirten englisch-peruanischen Bergwerksgesellschaften. Wenn man diese ungeheuren Gefäße betrachtet, so begreift man nicht, daß es einem vernünftigen Menschen einfallen konnte, solche voluminöse und schwere Massen auf Maulthieren über die Cordillera zu transportiren und zwar auf Wegen, die oft nur zwei Fuß breit und an der einen Seite von perpendiculären Felsen begränzt sind. Es ist mir jetzt noch nicht ganz klar, wie sie nur nach Matucanas gebracht wurden, da schon von Cocachacra an der Weg stellenweise für so umfangreiche Lasten fast ungangbar ist. Kessel und Röhren sind schon über die Hälfte im Sande versunken. Einige Decennien später wird die Stelle, wo sie liegen, nicht mehr zu erkennen sein. Die Dorfbewohner können sie zu nichts benutzen und lassen sie daher ruhig sich selbst vergraben.

Der Boden um dieses Dorf ist fruchtbar, aber er bringt nicht mehr die Pflanzen hervor, die ausschließlich eine sehr heiße Temperatur bedürfen. Der Ackerbau beschränkt sich daher vorzüglich auf Mais, Waizen, Lucernklee, der hier sehr üppig wächst, und Kartoffeln, die in großer Menge nach der Hauptstadt ausgeführt werden. Alle Felsen sind mit Cactus bewachsen, deren wohlschmeckende Früchte (Tunas) ebenfalls einen Gegenstand des Handels bilden.

Von Matucanas an verengt sich das Thal zu einer schmalen Schlucht, die nicht breiter als das Flußbett ist, und nimmt fortwährend einen wildern Charakter an. Der

Weg führt beschwerlich längs der Bergkette, die den Fluß von der linken Seite begränzt. Die Vegetation ist nicht so monoton und spärlich wie in den weiten regenlosen Küstenthälern; fast alle Felsenspalten sind mit Grün ausgekleidet. Am Flußufer wachsen verkrüppelte Weiden (Salix Humboldtii Wild.) und an den etwas weniger steilen Bergabhängen der schöne, rothe Stechapfel (Datura sanguinea R. Pav.); die Eingebornen nennen ihn Huacacachu, yerba de Huaca, oder Bovachevo und bereiten aus seinen Früchten ein sehr heftig narcotisches Getränke, die sogenannte Tonga. Seine Wirkung ist fürchterlich. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, sie bei einem Indianer zu beobachten, der sich mit den Geistern seiner Vorfahren in Verbindung setzen wollte. Der gräßliche Anblick dieser Scene hat sich so tief meinem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich ihn nicht wieder vergessen werde. Bald nach dem Genusse der Tonga verfiel der Mann in ein stumpfes Hinbrüten, sein Blick stierte glanzlos auf die Erde, der Mund war fest, fast krampfhaft geschlossen, die Nasenflügel weit aufgesperrt; kalter Schweiß bedeckte die Stirn und das erdfahle Gesicht, am Halse schwollen die Jugularvenen fingersdick an, langsam und keuchend hob sich die Brust; starr hingen die Arme am Körper hinunter. Dann befeuchteten sich die Augen und füllten sich mit großen Thränen, die Lippen zuckten flüchtig und krampfhaft. Die Carotiden klopften sichtbar, die Respiration beschleunigte sich und die Extremitäten machten wiederholt automatische Bewegungen. Eine Viertelstunde mochte dieser Zustand gedauert haben, als alle diese Erscheinungen an Intensität zunahmen. Die nun trockenen, aber hochroth injicirten Augen rollten wild in ihren Höhlen, alle Gesichtsmuskeln wa-

ren auf das scheußlichste verzerrt. Zwischen den halbgeöffneten Lippen trat ein dicker, weißer Schaum hervor. Die Pulse an Stirn und Hals schlugen mit unzählbarer Schnelligkeit. Der Athem war kurz, außerordentlich beschleunigt und vermochte die Brust nicht mehr zu heben, an der nur noch ein rasches Fibriren zu bemerken war. Ein reichlicher, klebriger Schweiß bedeckte den ganzen Körper, der fortwährend von den fürchterlichsten Convulsionen geschüttelt wurde. Die Gliedmaßen waren auf das gräßlichste verdreht. Ein leises, unverständliches Murmeln wechselte mit gellendem, herzzerreißendem Geschrei, einem dumpfen Heulen oder einem tiefen Aechzen und Stöhnen. Lange dauerte dieser furchtbare Zustand, bis sich allmählig die Heftigkeit der Erscheinungen verminderte und Ruhe eintrat. Sogleich eilten Weiber herbei, wuschen den Indianer am ganzen Leibe mit kaltem Wasser und legten ihn bequem auf einige Schaaffelle. Es folgte ein ruhiger Schlaf, der mehrere Stunden andauerte. Am Abende sah ich den Mann wieder, als er gerade in einem Kreise aufmerksamer Zuhörer seine Visionen und die Gespräche mit den Geistern seiner Ahnen erzählte. Er schien sehr abgemattet und angegriffen zu sein, seine Augen waren gläsern, der Körper schlaff und die Bewegungen träge.

In frühern Zeiten (und jetzt auch noch bei den wilden Nationen) bedienten sich nur die Aerzte oder Zauberer des Stechapfelaufgusses, um sich bei den Beschwörungen in Extase zu versetzen, indem sie vorgaben, dadurch in ein näheres Verhältniß mit den Göttern zu treten, und, wie sie sich ausdrückten, „mit den mächtigen Geistern vertraulich zu sprechen.“ Nachdem aber das Christenthum die Zauberer unterdrückt und der Glaube an einen Gott, wenigstens scheinbar, allge-

mein verbreitet wurde, gebrauchten die Indianer die Tonga, um sich nach ihrer Aussage mit den Geistern ihrer Vorfahren in Verbindung zu setzen und von diesen Aufschluß über die in den Gräbern (Huacas) verborgenen Schätze zu erhalten. Daher auch der Name des Stechapfels Huacacachu (Grabpflanze). Die Mestizen machen zu diesem Zwecke viel häufiger Gebrauch von dieser Pflanze als die Indianer, die eine unbegränzte Scheu und Verehrung vor den Gräbern ihrer Ureltern haben. Sehr häufig geben die Cholos den ausgepreßten Saft der Früchte des Stechapfels mit Chiche vermischt den Frauen als Aphrodisiacum. Auch bei den Creolen im Gebirge ist dieser Mißbrauch in hohem Grade eingerissen und in der Regel von höchst nachtheiligen Folgen.

Ungefähr eine Stunde hinter Matucanas kommt aus einem Nebenthale einer der größten Seitenarme des Hauptflusses. Er führt keinen besondern Namen und ist gewöhnlich gefahrlos zu durchreiten; schwillt aber, wie alle Gebirgsbäche bei heftigem Regen, in wenigen Stunden zum reißenden Strome an. So traf ich ihn im Januar 1842 auf meiner letzten Reise nach der Sierra. Ich ritt ein starkes Maulthier und führte, da ich sehr schnell reis'te, ein Handpferd mit, um dieses auf den bequemern, jenes aber auf den steilen und gefährlichen Wegen zu benützen. Als ich mitten im Flusse war, riß mir die Gewalt des tobenden Wassers das Pferd von der Leine und spühlte es über hundert Schritte weiter unten gegen einen Felsen, von wo es sich zwar ans Ufer retten konnte, aber so zerschlagen, daß es während mehrerer Monate zu fernerm Dienste unbrauchbar war.

Eine Legua weiter hin eröffnet sich wieder ein Seitenthal, die „Quebrada de Viso", die breiter und freundlicher

als das Hauptthal ist. Sie wird von einem kleinen Flüßchen durchfurcht, das neben dem Weiler Viso vorbeifließt. Da wo beide Thäler zusammenstoßen, liegt der Tambo de Viso, 9100 Fuß ü. M. *) Der Reisende findet hier ein leidliches Nachtquartier und hinlängliches Futter für seine Thiere. Hier ist eine Brücke über den Fluß und man verläßt zum erstenmale seit Lima sein linkes Ufer. Da wo die Schlucht, durch die sich der Fluß zwängt, am engsten ist, werden die Brücken gebaut. Sie bestehen aus einigen Pfählen von Maguay (Agave americana), die durch Querstricke mit einander verbunden und mit Reisern und Aesten belegt werden. Sie sind blos drei Fuß breit und ohne Geländer; da wo die Entfernung von beiden Ufern für Magaystämme zu groß ist, werden statt ihrer starke Stricke aus Ochsenhäuten genommen. Diese Brücken sind oft sehr gefährlich zu passiren, denn die Pferde verwickeln sich leicht in den Queräsien und stürzen. Hinter San Mateo begegnete dies einmal meinem Maulthiere und nur durch festes Anklammern am Sattel und rasches Aufreißen des Thieres entging ich dem drohenden Verhängnisse, an den Felsen des klaffenden Flußbettes zerschellt zu werden.

Der drei Stunden lange Weg von Viso nach San Mateo wird immer beschwerlicher. Die Thalschlucht verengt sich oft zu einer schmalen Spalte und wird zu beiden Seiten von mehr als tausend Fuß hohen Felsenwänden begränzt. Diese mächtigen Mauern fallen entweder senkrecht ab und ihre Stirnen scheinen sich oben gegen einander zu neigen und ein Riesengewölbe zu bilden; dann zieht sich der Pfad

*) Nach Mac Lean 9072 Fuß ü. M.

ihrem Fuße entlang von den Wellen des Flusses bespült; oder sie senken sich unter steilem Einfallswinkel in die Tiefe der Schlucht und sind mit Geröll und Trümmern bedeckt, die sich, durch den Regen erweicht, von den höchsten Schichten loslösen und in den Thalgrund hinunterrollen; dann führt der Weg an den Seiten des Berges über dieses lose Gestein, das unter den Tritten der beladenen Thiere weicht und ihren greifenden Hufen keinen sichern Anhaltspunkt bietet. Von oben rollen Schutt und Steine oder große Felsblöcke donnern in weiten Sprüngen in die brausende Tiefe hinunter.

Es knüpft sich für mich eine schmerzliche Erinnerung an diese Strecke zwischen Viso und San Mateo. Hier war es, wo ein herabstürzender Felsblock eines meiner Lastthiere mit sich in den Abgrund riß und im schäumenden Flusse begrub. Meine wichtigsten Instrumente und Reiseeffekten, ein Theil meiner Sammlungen und meine Papiere und — was ich als unersetzlichen Verlust am tiefsten bedaure — ein, während vierzehn Monaten mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit geführtes Tagebuch wurden eine Beute der Wellen. Zwei Tage später warf der Fluß das todte Lastthier bei Matucanas ans Ufer. Die Ladung war unwiederbringlich verloren.

Alljährlich verunglücken auf diesem Wege eine Menge Lastthiere und sehr oft auch Reisende. Bei Truppendurchzügen leidet besonders die Cavallerie, indem ein Fehltritt des Pferdes oder ein Vordrängen den Reiter unfehlbar über den schmalen Rand des Weges hinunterwirft. Im Tambo de Viso traf ich einen Offizier, der mit zwei Knaben aus dem Gebirge gekommen war. Den jüngern hatte er vor sich auf der vordern Sattelbausche, der ältere, zehnjährige, saß auf

der Croup des Maulthieres, als eine halbe Stunde hinter Viso ein großer herabspringender Stein diesen Knaben traf und mit in den Fluß riß. Der trostlose Vater suchte vergebens nach dem Leichnam seines Sohnes.

San Mateo ist das größte Dorf in diesem Thale und entspricht in seiner Lage und physischen Beschaffenheit „Culluay" in der Quebrada von Canta wie Matucanas dem Dorfe „Obrajillo." Es liegt am rechten Flußufer in einer kleinen Einbuchtung, die das Thal etwas nach Norden erweitert. Seine Höhe über dem Meere beträgt 10,947 Fuß *). Hier gedeihen die Kartoffeln, Ocas (Oxalis tuberosa) und Ullucas (Tropæolum tuberosum) noch sehr üppig, der Mais reift vollkommen, treibt aber nur sehr kleine Kolben. Der Luzernklee bleibt etwas klein, giebt aber doch eine reichliche Ernte. Er ist dem Froste sehr ausgesetzt und kann nur während der fünf Regenmonate benutzt werden. Fünfhundert Fuß höher, etwa bei 11,500 Fuß ü. M. haben diese Culturpflanzen ihre Elevationsgränze.

Die bei den übrigen Indianern sonst ziemlich allgemein gebräuchliche Gastfreundschaft scheinen die Cholos von San Mateo nicht zu kennen. Gegen die Fremden sind sie mißtrauisch, roh und ungefällig. Sobald ein Reisender im Dorfe anlangt, so erscheint sogleich der Alcalde mit den Rejidores (Gerichtsdienern), um ihm den Paß abzuverlangen. Wenn er keinen hat, so läuft er Gefahr, auf einem Packesel

---

*) Mac Lean giebt 10,984 Fuß an, Rivero 9570 und Gay 10,408 Fuß. Diese Messung von Gay ist die einzige, die mit Mac Lean's und der meinigen einigermaßen in Uebereinstimmung ist, sonst sind seine Höhenangaben gewöhnlich 6—800 Fuß beträchtlicher als die unsrigen.

zum nächsten Präfekten geführt und obendrein noch mißhandelt zu werden. Irgend ein gedrucktes oder beschriebenes Papier, wenn nur große Buchstaben darauf stehen, genügt dieser Ortspolizei, denn weder Alcalde noch Rejidores können lesen. Ich hatte einmal, als mir mein Paß abgefordert wurde, gerade kein anderes Papier in der Tasche als das, womit ich die Flinte lud und reichte es auf Gerathewohl dem indianischen Rejidor hin, der es mit Wichtigkeit entfaltete. Mit dicken Lettern stand darauf **Lucia de Lamermoor.** Es war der Theaterzettel der letzten Oper, die vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde. Nachdem der Agent der Polizei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: „Der Paß ist in Ordnung.“ Da kein Tambo im Dorfe ist, so hält es bei der großen Ungefälligkeit der Bewohner oft schwer, ein Unterkommen zu finden. Ein paarmal wurde mir ein finsteres Loch angewiesen, in welchem die Todten bis zur Beerdigung ausgesetzt werden, und das ohne Fenster, wodurch ein erfrischender Luftzug bewirkt werden könnte, ganz verpestet und mit einem cadaverösen Geruche angefüllt war. Ein andermal hatte ich sogar den sehr kleinen Genuß, die Nacht im feuchten Gefängnisse zuzubringen. Auf den Reisen nach Lima vermied ich immer in diesem Dorfe zu übernachten; wenn ich aber nach dem Gebirge reiste, so wählte ich es aus Rücksicht für mein Reitthier in der Regel zum Nachtquartier, denn San Mateo ist in diesem Thale der letzte Punkt, wo Klee wächst und die Pferde ein reichliches Futter finden für den beschwerlichen Weg, den sie am folgenden Tag über die Cordillera zu machen haben.

Wie der Schiffer auf dem weiten Oceane mit ängstlicher Sorgfalt die Sicherheit des Fahrzeuges überwacht, an das seine Existenz gebunden ist, so pflegt der Reisende in dem wilden Gebirge oder in den öden Steppen sein Thier, von dem sein Fortkommen und so oft auch sein Leben abhängt. Gerne entbehrt er selbst des bequemen Lagers, wenn er nur seinem Pferde die gehörige Nahrung verschaffen kann. Es knüpfen sich unzählige Vorsichtsmaßregeln, die nicht ohne schlimme Folgen vernachläßigt werden dürfen, an die Pflege der Lastthiere auf langen Reisen. Keine ist wohl wichtiger und zugleich auch schwieriger als das zweckmäßige Auffatteln. Wird nicht die gehörige Sorgfalt darauf verwendet, so werden die Thiere bei den sehr ungleichmäßigen Wegen, bei dem steilen Bergauf- und Bergabsteigen sehr empfindlich gedrückt und verletzt. Welch unangenehmes Gefühl ist es dann für den Reiter, wenn er alle Morgen den Sattel auf eine lange, eiternde Wunde legen muß und wenn beim Aufsteigen das leidende Thier vor Schmerzen zusammenknickt und sich krümmt und doch den ganzen Tag das Drücken und Reiben der schweren Last auf dem Rücken ertragen muß! Und welch ein trauriges Nachtquartier bereitet sich der Reisende am Abend aus den übelriechenden, von Schweiß und Blut triefenden, Satteldecken!

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Pferde im Gebirge, wenn sie schwitzend beim Mondschein abgesattelt werden, am folgenden Morgen eine starke Geschwulst auf dem Rücken haben, die bald einen bösartigen Charakter annimmt. Die Peruaner nennen diese Pferde »**cavallos alunados**« (bemondete).

Von San Mateo führt der Weg eine halbe Stunde lang in der Tiefe der düstern Thalschlucht, dann steigt er plötzlich steil längs der Felsenwände über treppenartig eingelagerte Steine, eine ziemlich beträchtliche Höhe hinauf. Nebenan stürzt sich der wilde Bergstrom schäumend von Felsen zu Felsen und bedeckt den schmalen Pfad mit seinen tobenden Wassern, die die niedrigen Mauern, welche an den gefährlichsten Stellen den Weg einigermaßen schützen sollen, einreißen und mit sich fortspühlen. Ein eigenthümliches, beklemmendes Gefühl beschleicht den Reisenden, wenn er sich an diesem schroffen Wege hinauf windet, um scharf vorspringende Felsenecken biegt, wo der Huf seines keuchenden Thieres auf den glatten, nassen Steinplatten jeden Augenblick ausgleitet, und nebenan die ewig sich drängenden, zischenden Wellen mit nassem Rufe ein Opfer verlangen.

Oft begegnet man auf diesem Wege langen Zügen von Maulthieren, die aus dem Gebirge kommen; dann sieht man sich genöthigt, irgend eine kleine Einbuchtung zu suchen und fest an die Felsenwand gedrängt die beladene Schaar vorüberziehen zu lassen. Bei der Vorsicht, mit der die Maulthiere schreiten, ist ein solches Begegnen immer mit einem großen Zeitverluste verbunden. Ich habe selbst mehr als zwei Stunden hier am schmalen Felsenrande stehen müssen, um ein paar hundert Maulthiere heruntersteigen zu lassen, die neben meinem Pferde kaum noch Raum hatten, auf dem äußersten Saume des Weges die Füße zu setzen. An vielen Stellen ist das Ausweichen oder Umkehren ganz unmöglich und nur, indem das eine der sich entgegenkommenden Thiere in den Fluß gestürzt wird, kann das andere seinen Weg fortsetzen. Die vielen Krümmungen der Straße und die vorspringenden Felsen

verhindern jede Fernsicht und dadurch das zeitige Ausweichen.

Wenn man diese beschwerliche Strecke, von den Eingebornen Cacray genannt, zurückgelegt hat, und auf der Höhe, von der der Waldstrom herunterbraust, anlangt, so nimmt das Thal ganz den Charakter des Hochgebirges an. Es erweitert sich mehr und ist nicht von so schroff abfallenden Felsenwänden begränzt, sondern zieht sich wellenförmig zwischen den seitlichen Bergen hin und steigt sanft nach Osten zur Hauptkette der Cordillera hinan. Der Weg führt bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flußufer, immer über einen grobsteinigen, oft mit abschüssigen Felsenplatten belegten Grund. Zwei Leguas hinter San Mateo erreicht man Chicla, ein elendes Indianerdorf, 12,712 Fuß ü. M. *) Hier wird noch in einigen geschützten Schluchten Gerste gepflanzt, die aber nicht reift, sondern grün als Pferdefutter (Alcazer) geschnitten wird. Es ist der letzte Ort dieses Thales, wo der Boden noch einiger Cultur fähig ist. Eine halbe Stunde weiter liegen einige zerstreute Indianerhütten, die den Namen Achahuari führen; eine von ihnen ist ein, von den Reisenden häufig besuchter Tambo. Wer einmal eine Nacht hier zugebracht hat, wird ein unvergeßliches Bild von diesen Herbergen bewahren. Mehrmals wurde ich durch Zufall oder aus Nothwendigkeit bewogen, in diesem Tambo zu übernachten, aber niemals war es mir möglich, bis am Morgen darin auszuharren; ich mußte trotz Schnee und Regen ins Freie. Eine alte, ekelhaft schmutzige Indianerin macht die Wirthin, wobei sie ihre Tochter, von mehrern nackten Kindern umgeben,

*) Nach Mac Lean's Messungen.

unterstützt. Zum Nachteſſen bereiten ſie aus Kartoffeln, ſpaniſchem Pfeffer und Waſſer einen Chupe, dem nur ein tüchtiger Hunger nach langem Ritte Geſchmack abgewinnen kann. Wenn man dieſes Gericht genauer unterſucht, ſo findet man gewöhnlich auf ſeiner Oberfläche einige kleine Thierchen mit dem Tode ringen, die vom Dampfe der rauchenden Schüſſel betäubt, während des Kochens von den ſchmutzſteifen Kleidern der Weiber in den Topf fielen. Wenn man nun dieſe Inſekten, von Mitleid oder Ekel bewogen, als unverlangte Zugabe abgeſchöpft hat, ſo ſtößt man in den tiefern Schichten des Kürbistellers wieder auf andere, die ſchon während des Schälens der Kartoffeln in den Topf wanderten und mit ihnen gekocht wurden. Zum Schlafen ſtrecken ſich die Hausbewohner und Reiſenden hart an einander gedrängt auf die feuchte Erde. Die vorſorgende Alte giebt jedem einige Schaaffelle und breitet eine von allen möglichen Unreinlichkeiten ganz durchzogene, wollene Decke über die Geſellſchaft. Aber wehe dem, der davon Gebrauch macht; er muß es ſchwer entgelten; denn Felle, Decken und Kleider der Indianer wimmeln von Läuſen. Es genügt, nur wenige Stunden an dieſem gemeinſchaftlichen Nachtlager Theil zu nehmen, um von ihnen überſäet zu werden und ſie für lange Zeit als unwillkommene Gäſte beherbergen zu müſſen. Wenn man ſich aber auch in einem Winkel der kleinen Hütte iſolirt und von den Satteldecken ein Lager bereitet, ſo iſt man doch nicht ganz ſicher vor ihnen, denn ſie kriechen auch auf der Erde und kleben an den Wänden. Der erſtickende Rauch und die mephitiſchen Dünſte, die fortwährend den engen Raum erfüllen und eine Menge Meerſchweinchen, die die ganze Nacht durch den Schlafenden über Geſicht und Körper weglaufen, bringen

den Reisenden fast zur Verzweiflung und lassen ihn sehnlichst die Frühstunden erwarten, um diesen schmutzigen, trostlosen Tambo zu fliehen. Achahuari liegt 13,056 Fuß ü. M. Das Clima ist sehr unfreundlich und rauh; in den Wintermonaten regnet und schneit es beständig und im Sommer giebt es gegen Abend oft heftige Schneegestöber. Von April bis Juli ist die mittlere Temperatur des Nachts — 4° R. Die Küstenpferde, die zum erstenmale ins Gebirge kommen, erfrieren daher sehr häufig hier, besonders wenn sie im Moorgrunde des Bergabhanges stecken bleiben.

Schon von Cacray an zeigt sich bei den, der Gebirgsreisen ungewohnten Pferden die Wirkung des verminderten Luftdruckes, die sogenannte Veta. Sie fangen an langsam zu gehen, halten häufig stille, zittern am ganzen Leibe und stürzen zusammen. Je höher sie steigen, desto heftiger zittern sie, desto häufiger fallen sie um. Wenn man sie dann nicht absattelt, ruhen läßt und auf alle mögliche Weise schont, so gehen sie zu Grunde. Einem so befallenen Thiere lassen die Arrieros an vier Stellen Blut ausfließen; nämlich an der Schwanzspitze, am Gaumen und an beiden Ohren. Oft schneiden sie ihm die Ohren und den Schwanz zur Hälfte ab, zuweilen die erstern glatt am Kopfe weg und schlitzen ihm die Nasenlöcher mehrere Zoll weit auf. Dieses letztere Mittel scheint mir allein von einigem Nutzen zu sein, da diese Thiere durch die gespaltenen weit geöffneten Nasenlöcher eine größere Menge Luft schöpfen können. Als Präservativ gegen die Veta wird ihnen zerstampfter Knoblauch in die Nasenlöcher gestrichen. Die Maulthiere und Esel sind der Veta weniger unterworfen als die Pferde, wahrscheinlich weil sie ruhiger steigen. Die in der Sierra gebornen Thiere sind

fast ganz frei von diesem Uebel. Es ist daher bei Gebirgsreisen immer am zweckmäßigsten, sich ihrer zu bedienen, denn die Küstenpferde sind fast ganz untauglich, da sie weder die feindlichen atmosphärischen Einflüsse ertragen, noch dem Hunger und den beschwerlichen Strapazen widerstehen. Auch sind sie zu unvorsichtig beim Gehen und bringen oft an den schwierigen Stellen das Leben des Reiters in die größte Gefahr. Bald klemmen sie sich ein, bald stürzen sie über die glatten Steine hinunter oder versinken in einen Sumpf, in den sie sich beim Herausarbeiten immer tiefer hineindrücken. Nicht so die Maulthiere. Mit bewunderungswürdigem Scharfblicke wählen sie die Stelle aus, wo sie hintreten, untersuchen mit der Schnautze den Boden, wenn er ihnen nicht fest scheint, probiren mit dem Hufe die lockere Erde oder die losen Steine, ehe sie sich ihnen anvertrauen. Wenn sie elastischen Moorgrund oder Sumpf unter den Füßen fühlen, so bleiben sie stehen und folgen weder dem Sporne noch der Peitsche; sinken sie zufällig ein, so verhalten sie sich ganz ruhig, bis Hülfe kömmt. Der Reisende darf sich übrigens auch den Maulthieren nicht so ganz sorglos anvertrauen, denn sehr oft übersieht das Thier eine drohende Gefahr, die der Reiter wohl berechnen kann. Auch gewöhnen sie sich daran, geleitet zu werden und scheinen oft auf den Lenker mehr zu vertrauen, als auf sich selbst. Eines meiner Maulthiere gab mir häufig auffallende Beispiele von dieser Ueberlegung. Wenn ich an sehr gefährlichen Stellen abstieg, um sie zu Fuße zu passiren und mein Thier an den Zügeln führen wollte, so war es schlechterdings, weder mit Gewalt, noch mit Güte vom Platze zu bewegen; es spreizte die Beine aus einander und stemmte sich so fest gegen die Erde, daß alle

Versuche, es weiter fortzubringen, fruchtlos waren. So wie ich mich aber wieder aufsetzte, so folgte es willig den leisesten Bewegungen des Zaumes, wohin ich nur wollte. Ich konnte auf diesem Thiere sogar Sümpfe durchreiten, was mir auf keinem andern möglich war. Es schien mir oft, als reflectire es, daß es viel sicherer gehe, wenn ich es leite und daß ich nur da absteige, wo auch sein Leben in hohem Grade gefährdet sei.

Eine Legua hinter Acchahuari wird das Thal durch die quer vorbeistreichende Hauptkette der Cordillera geschlossen. Zwei Wege führen zu ihrem Kamme; der eine mehr südliche und steilere über die Piedra parada, der zweite etwas weniger beschwerliche nach Osten über Antarangra. Wir wollen zuerst den letzteren, als den häufiger benützten, verfolgen. Ganz am Ende des Thales, 28 Leguas von der Hauptstadt, liegt das letzte Dorf Cashapalca, 13,236 Fuß ü. M. Seine Bewohner beschäftigen sich meistens mit Bergbau und dem Schmelzen silberhaltiger Bleierze. In seinen Umgebungen sind viele verlassene Haciendas, in denen in früheren Zeiten unglaubliche Massen von Silber gewonnen wurden; denn das Metall der naheliegenden Cordillera wurde zur Amalgamation nach Cashapalca geführt. Die meisten jener Minen sind jetzt unter Wasser oder erschöpft und das Dorf mit seinen Gewerken hat seine Bedeutung verloren. Nicht einmal die Reisenden suchen gerne in diesem trostlosen Weiler Herberge. Hinter dem Dorfe ist eine Strecke lang Sumpfgrund, der besonders in der Regenzeit mühsam zu durchreiten ist; bald aber zeigt sich ein schmaler, schlüpferiger Pfad, der an der südlichen Seite des muldenförmig ausgehöhlten Bergabhanges in die Höhe führt. In mannigfachen Biegungen zieht er

sich fast zwei Stunden lang ziemlich steil über einen lehmigen Boden, der spärlich mit gelblichen Alpengräsern bewachsen ist, denen einzelne Syngenesisten und Cruciferen untermischt sind. In Menge wuchern hier die den Einhufern so sehr schädlichen Kräuter, die sogenannte Mala yerba und die Garban zillos, deren Schoten für Pferde und Maulthiere ein schnelltödtendes Gift sind. Zahlreiche auf dem Wege zerstreute Schädel von Lastthieren zeugen von den feindlichen Mächten, die auf diesen Höhen walten. Je höher man steigt, desto spärlicher wird diese stiefmütterliche Vegetation und erstirbt endlich ganz an den nackten Felsen des wilden Hochgebirges.

Der letzte Abschnitt dieses Abhanges, von den Eingebornen Antarangra *) genannt, ist steil und mit Geröll und Trümmergestein bedeckt, über das nur mühsam die müden, schwerathmenden Thiere zur Spitze klimmen. Dort steht ein kleiner Steinhaufen **) mit einem Kreuzchen aus verkümmerten Bacharidenstengeln. Schon von ferne zeigt es dem Reisenden das Ziel des langen und peinlichen Bergansteigens.

Es war ein erhabener, unvergeßlicher Augenblick für mich, als ich zum erstenmale den Kamm der himmelanstrebenden Cordillera erreicht hatte und meine Jugendträume, meine sehnlichsten Wünsche verwirklicht fand. In wonnigem Gefühle versunken, blieb ich neben meinem zitternden Pferde stehen und gab mich ganz dem wunderbaren Reize der schönen Stunde hin. Dem Anklange der Wirklichkeit folgend, malte sich die geschäftige Phantasie ein großartiges Bild mit kühnen Farben aus. Nach Abend hin sah ich die schmalen Gebirgsthäler

*) Kupferfelsen.

**) Ueber diese Steinhaufen weiter unten.

allmählig in das sandige Küstenband auslaufen, das vom stillen Oceane bespühlt wird; nach Norden und Süden verfolgte ich die mit ewigem Eise bedeckten Cordillerahäupter oder die schwarzen, finster gen Himmel starrenden, senkrechten Felsenkuppen, die in steter Folgereihe den mächtigen Gebirgskamm krönen. Wenn ich aber meinen Blick gen Osten richtete, so schweifte er zuerst über das unermeßliche Grasmeer der Hochebenen und die fruchtbaren Thäler der milden Sierra, hinter denen sich die hoch emporgewälzte Kette der Anden aufthürmte und sein weiteres Vordringen feindlich verhindern wollte. Aber des Geistes Auge kennt keine irdische Gränze! und ich erblickte hinter jenem Gebirge die düstern Urwälder mit ihrer üppigen Vegetation, die reizenden Ebenen Brasiliens und den atlantischen Ozean, wie er sich zwischen zwei Welttheile drängt. Ferne im grauen Nordosten lag ein großes Land in buntem Gewirre; fast in seinem Mittelpunkte war mein Vaterland mit seinen Riesenbergen, deren höchste Gipfel tief unten zu meinen Füßen lagen.

Doch ich kehre von diesem Bilde, das mir ungetrübt vorschwebt, zur Wirklichkeit zurück. Ich hatte mir auf den Gipfeln der Cordillera eine fast unbegränzte Fernsicht vorgestellt, fand sie aber durch die Seitenarme, die nach allen Richtungen vom Hauptzuge abstreichen, ungemein beschränkt. Die Gebirgspäße führen zwar über den Kamm der Cordillera, sie sind aber auf jeder Seite von Felsen begränzt, die sich oft nur wenig, zuweilen über 1000 Fuß erheben. Der Paß von Antarangra (auch Portachuelo del Tingo oder de Pachachaca genannt) liegt 15,600 Fuß ü. M. *), ist aber doch einen großen Theil

*) Nach Mac Lean 15,543 Fuß, nach Gay 15,924 Fuß, nach Rivero nur 14,608 Fuß (4803 Met.)

des Jahres frei von Schnee. Kaum eine Viertelstunde davon, nach Norden, liegen ewige Gletscher, die noch mehrere hundert Fuß tiefer als der Paß hinunter reichen. Die Ursache, warum auf den Päßen selbst kein bleibender Schnee ist, liegt wahrscheinlich in der Richtung der Luftströmungen. Die Ostwinde scheuern ihn in die tiefen Thäler; gegen die kalten Südwinde sind sie durch die nahegelegenen Felsenkuppen geschützt. Die Päße bieten einen sehr traurigen Anblick dar. Die ganze Gegend ist wild, zerrissen und macht den Eindruck eines wirr durch einander geworfenen Chaos. Der Boden ist mit großen Felstrümmern und Geröll bedeckt. Pflanzen und Thiere meiden diese unwirthliche Erde. Alles Leben ist erstorben, nur hin und wieder klammert sich mit dürren Fingern eine Flechte an ein gebleichtes Gerippe oder an einen feuchten Stein. Und doch sind überall hier oben Spuren des ewig regen, unermüdlichen Menschen; nach allen Seiten hin erblickt man tiefe Löcher, die zu verödeten Bergwerken führen. Bald sieht man sie hoch oben an den kaum ersteigbaren Felsenwänden, bald liegen sie in der Thalesfläche oder hart am Wege. Wenn die ganze Gegend mit Schnee angefüllt und der Pfad spurlos verschwunden ist, stürzen oft Reisende in diese verrätherisch bedeckten Gruben und finden darin einen kläglichen Tod.

Nirgends habe ich die Wasserscheide der beiden größten Weltmeere so schön und so sichtlich genähert beobachtet wie auf dem Passe von Antarangra. Kaum dreißig Schritte von einander entfernt liegen zwei kleine Lagunas. Die westliche ist eine der Quellen des Rio de San Mateo, der sich als Rimac in den großen Ocean stürzt; die etwas mehr nach Osten gelegene ergießt ihr Wasser durch eine Reihe kleiner Bergseen in den Rio de Pachachaca, der einen unendlich klei-

nen Beitrag zum mächtigen Amazonenstrom liefert. Es ist eine fast lächerliche Spielerei, einen Becher voll Wasser aus der einen Laguna in die andere hinüberzutragen; aber ich widerstand doch diesem eigenthümlichen Reize nicht. Vielleicht rannen einige Tropfen Wasser, die für den atlantischen Ocean bestimmt waren, in das stille Weltmeer. An diesen harmlosen Scherz knüpfen sich eben so ernste Betrachtungen über die allgewaltigen Naturkräfte, welche diese ungeheure Bergkette aus dem Schooße der Erde emporgehoben haben, als an die Meerschalthiere, die man auf dieser Höhe findet und die an jene Zeit erinnern, als der Ocean noch über diese mächtigen Gipfel fluthete.

Vom Kamme führt der Weg längs der Seite eines nach Osten streichenden sehr metallreichen Armes des Hauptgebirgszuges, welcher die Südgränze eines sanft sich neigenden Thales bildet. Es fällt terrassenförmig ab; auf jeder Terrasse ist ein kleiner, klarer See, der mit dem nächstfolgenden durch einen unterirdischen Abfluß in Verbindung steht. Die obersten werden durch die naheliegenden Gletscher genährt. Diese Lagunenreihe heißt „Huascacocha" *). In diesen Seen, so wie in den meisten Flüssen des Gebirges lebt ein kleiner, welsartiger Fisch (Pygidium dispar Tsch.) in großer Menge. Er wird des Nachts in Reusen oder an Schnüren gefangen, an denen kleine Cactusstacheln mit dem Köder befestigt sind. Die flachen Terrassen bilden ein charakteristisches Moment für die Ostabdachung der Küstencordillera, wie die conischen, oft sehr hohen Schutthaufen, die sich vom Fuße der Berge an ihren Seiten aufthürmen, für die Westabdachung.

---

*) Der Kettensee.

Die dritte aus der Reihe der Lagunen heißt „Morococha“ *); an ihren Ufern stehen einige Häuser mit Rosten zum Entschwefeln der Kupfererze. Die Gruben, die diese Metalle liefern, liegen am südlichen Bergabhange dicht am Wege, der vom Cordillerarücken hinunterführt. Früher wurden sie auf Silber gebaut und blieben dann, da die Ausbeute zu gering war, viele Jahre unbearbeitet liegen. Erst in neuester Zeit wurden ste wieder in Angriff genommen und werden jetzt auf Kupfer gegraben. Der Bergbau auf dieses Metall wurde früher in Peru, trotz der sehr großen Menge von Kupfererzen, durchaus vernachläßigt. Vor wenigen Jahren haben sich zwei Männer, Don Francisco Iscue und Hr. C. R. Pflücker, vereinigt, um an verschiedenen Punkten einen systematischen Kupferbergbau zu führen. Bei der Umsicht und rastlosen Thätigkeit, womit dieses kostspielige Unternehmen, besonders durch den letztern dieser beiden Männer, geleitet wird, steht zu hoffen, daß es durch einen glücklichen Erfolg gekrönt werde. Gerne benütze ich diese Gelegenheit, dem Hrn. Pflücker hier meinen innigsten Dank für die zahlreichen Beweise seiner herzlichen Freundschaft auszudrücken, die er mir während meiner Anwesenheit in Peru erzeigt hat.

In der Tiefe des Thales liegt eine kleine Hacienda, Tuctu, mit einem Schmelzofen. Die Gruben befinden sich am nördlichen Grenzgebirge. Sie wurden aber schlecht abgegraben und lohnen gegenwärtig der Arbeit nicht mehr. Den nämlichen Namen wie diese Hacienda führt auch ein nordwestlich von ihr gelegener sehr hoher Berg. Diese colossale Pyramide ragt weit über alle in diesem Districte gelegenen

*) Der Farbensee.

Gebirgsstöcke und ist bis zum Rücken der Cordillera hinunter mit Schnee bedeckt. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich seine Höhe auf 18 bis 19,000 Fuß ü. M. angebe, da er sich so bedeutend über den fast 16,000 Fuß hohen Kamm des Hauptgebirges erhebt. Der Weg von Morocha führt drei Stunden lang sehr einförmig, etwas über dem sanftgeneigten Thalesgrunde erhaben, am Fuße der südlichen Gränzkette nach Pachachaca. Nur die letzte Wegstrecke fällt ziemlich steil in das ebene, erweiterte Thal, welches sich nach Osten von diesem Dorfe eröffnet. Pachachaca *) ist ein armseliger Weiler, 12,240 Fuß ü. M. **) gelegen. Früher war auch er von größerer Bedeutung als gegenwärtig. In seiner Umgebung sind eine Menge großartig angelegter Gebäude, die von dem verunglückten englischen Minenunternehmen her datiren; die meisten derselben wurden nur halb vollendet. Am Eingange des Dorfes, wenn man vom Gebirge hinuntersteigt, ist eine schöne sehr geräumige Amalgamationshacienda. Die Fußboden einiger Zimmer sind mit Holz ausgelegt. Diese Bemerkung ist nicht so unbedeutend, als sie scheint; denn das Holz muß aus den entfernt gelegenen Wäldern der Ostabdachung der Anden hergeschleppt werden und die mit diesem Transporte verbundenen Schwierigkeiten und Unkosten sind so bedeutend, daß es eine große Seltenheit ist, in den Wohnungen der Cordillera einen gediehlten Fußboden zu finden. Die Grube, die zu dieser Hacienda gehört, liegt fünf Leguas nordwestlich von Pachachaca und führt sehr reiche Silbererze. Sie ist aber gegenwärtig größ-

---

*) Die Erdbrücke.

**) Nach Mac Lean 12,288.

tentheils unter Wasser. Das Trockenlegen dieser Mine ist, wie ich mich überzeugt habe, sehr schwierig. Wenn aber unter dem jetzigen Wasserstollen (Socabon) ein zweiter, bedeutend längerer, getrieben und mit dem ersten durch Zuglöcher in Verbindung gesetzt wird, so kann es, wiewohl mit sehr großen Unkosten, effectuirt werden. Das Aufstellen von Wasserpumpen in der Grube ist wegen des sehr schlechten Baues nur theilweise möglich und wird die Mine nie ganz leeren. Nachdem der Besitzer dieses Bergwerkes ungeheure Summen auf Pumpwerke verwendet hatte, gelangte er erst zur Ueberzeugung, daß er nur durch einen neuen Stollen seinen Zweck erreichen werde. Nun waren aber seine Hülfsmittel so sehr erschöpft, daß er das zu diesem neuen Werke nöthige, sehr bedeutende Capital nicht mehr aufwenden konnte oder wollte. Er verließ daher die Minen und die Hacienda.

Kehren wir noch für einen Augenblick zu der Stelle zurück, wo sich die beiden Wege über die Cordillera vor Cashapalca trennen und verfolgen den von der „Piedra parada." Er ist etwas kürzer als der von Antarangra, aber ungleich steiler. Zuerst führt er bei einigen Indianerhütten „Yauliyacu" und der zerstörten Hacienda „San Rafael" vorbei und steigt dann schroff, meistens über Gerölle zum Kamm. Ungefähr 15,200 Fuß ü. M. steht ein großer Felsblock Piedra parada, an dem früher eine Capelle angebaut war, deren hintere Wand er bildete. Jetzt ist nur noch ein eisernes Kreuz oben auf dem Steine eingerammelt. Hier lasen ehemals die Erzbischöfe auf den gesetzlich vorgeschriebenen Rundreisen durch die Diöcesen eine Messe. Der Blitz zertrümmerte die Capelle. Sie wurde nicht wieder aufgebaut.

Der Paß der Piedra parada ist 16,008 Fuß ü. M. erhaben und fast immer mit Schnee bedeckt. Man meidet ihn deshalb gerne, da man sich dort sehr leicht verirrt. Dies begegnete mir im März 1842, als ich ganz allein über diesen Paß ritt. Ein heftiges Schneegestöber überfiel mich in der Nähe der Spitze und ich konnte nur wenige Schritte vor mir sehen. Viele Stunden lang irrte ich über die gleichförmigen Schneefelder und verlor mich immer tiefer im wilden Gebirge, so daß ich schon alle Hoffnung aufgab, mich auf meinem ganz entkräfteten Thiere aus dieser schauerlichen Oede heraus zu finden. Erst am späten Abende entdeckte ich ein verborgenes Seitenthal, wo ich, von einigen Felsen geschützt, die Nacht zubrachte und am folgenden Morgen mit unsäglicher Anstrengung mich, freilich weit vom eigentlichen Ziele, wieder einer Indianerhütte näherte, wo ich auf den rechten Pfad gewiesen wurde.

Auch der Ostabfall von diesem Passe ist steil, zwar weniger als der westliche, aber doch bedeutender als der von Huascacocha. Der Weg leitet meistens über Gebirgskämme oder über steinige Halden, oft durch wildromantische Gegenden. Nach einem zweistündigen anstrengenden Ritte erreicht man die Thalebene von Yauli und bald darauf das Dorf selbst.

Yauli liegt 13,100 Fuß ü. M. und besteht aus ungefähr 150 ärmlichen Hütten, die 12—1400 Indianer beherbergen. Die meisten sind Bergleute, durch ihre Rohheit ausgezeichnet, und bestätigen die von mir öfters gemachte Bemerkung, daß die Indianer, die sich mit Bergbau beschäftigen, bei weitem die roheste und schlechteste Klasse der Gebirgsbewohner ausmachen.

Die Cordillera von Yauli ist außerordentlich reich an silberhaltigen Bleierzen. Im Umkreise von wenigen Meilen sind über achthundert abgebaute Gänge, die aber großentheils für einen einträglichen Bergbau nicht reich genug sind. Wenn ein Cajon Metall (gleich sechzig Llamasladungen oder eben so vielen Centnern) nicht wenigstens zwölf Mark (sechs Pfund) Silber liefert, so wird die Grube, die dieses Erz führt, nicht bearbeitet.

Der Grund davon liegt besonders in den theuren Taglöhnen und in dem Mangel an Brennmaterial. Dieses letztere besteht in diesen alles Holz entbehrenden Gegenden nur aus dem getrockneten Miste von Schaafen, Llamas, Huanacus ꝛc., der sogenannten Taquia. Sie giebt eine sehr lebhafte, intensive Flamme, die von den meisten Minenbesitzern dem Feuer der Steinkohlen vorgezogen wird. Der ganze Prozeß des Schmelzens ist höchst einfach. Die Ofen bestehen aus zwei Abtheilungen; in der einen kleinen ist der Feuerheerd, dessen Boden mit einem Roste versehen ist, der etwas tiefer als die Fläche der zweiten, größern Abtheilung, in welcher das Metall aufgefüllt wird, liegt. Beide sind durch eine niedrige Feuerbrücke von einander getrennt, über welche die Flamme schlägt. Der sehr hohe Schornstein ist an der größern Abtheilung angebracht. Das Metall wird durch eine Oeffnung im Gewölbe des Ofens eingeschüttet, die dann zugemauert wird. Das Feuer wird mit Stroh angezündet und von einem Indianer unterhalten, der vor dem Ofenloche sitzt und Tag und Nacht, fast jede Secunde, eine Handvoll Taquia in den Heerd wirft. Dadurch wird eine sehr regelmäßige Flamme erzeugt, die gleichförmig das Erz badet. Ein Theil des Bleies geht durch den Schornstein ab, der größere Theil wird mit einer drei Zoll

breiten, etwas gekrümmten Eisenstange von der Oberfläche der geschmolzenen Masse abgezogen. Die Bleiglätte wird unbenutzt weggeworfen. Nach zwanzig bis sechsunddreißig oder vierzig Stunden, je nach der Quantität und Härte des Metalles, ist alles Blei entfernt und das Silber bleibt zurück. Wenn sich die charakteristischen Kennzeichen der vollkommenen Reinigung des Silbers zeigen, wie das Funkensprühen, die wellenförmige Oberfläche, die gelblichgrauen Wölkchen u. s. f., dann wird das Feuer gelöscht und Wasser auf das geschmolzene Metall gegossen, das gleich darauf als erstarrter unregelmäßiger Kuchen (plata de piña) aus dem Herde herausgeholt wird. Sobald der Ofen abgekühlt ist, wird er wieder aufgefüllt.

So unvollkommen und roh auch dieses ganze Verfahren erscheinen mag, so ist es doch den Verhältnissen durchaus angepassend. Alle Unternehmungen von Europäern, die eine Verbesserung des Metallschmelzens bezweckten, sind entweder ganz gescheitert oder doch in ihrem Erfolge weit hinter der einfachen Methode der Indianer zurückgeblieben. Complicirte Ofen nach europäischen Modellen sind außerordentlich kostspielig, während die Eingebornen die ihrigen zum Preise von 50 bis 60 Thalern herstellen. Dabei haben sie noch den Vortheil, daß sie leicht in der Nähe der Gruben gebaut werden können und wenn diese nicht mehr hinlänglich Erze liefern, ohne fühlbaren Verlust verlassen werden. Für denselben Preis, den ein europäischer Schmelzofen kosten würde, bauen die Indianer mehr als ein Dutzend der ihrigen, in denen sie, wenn auch bei etwas größerem Bedarf von Brennmaterial, ungleich mehr Metall schmelzen, als es in jenem der Fall wäre.

Viele Indianer, besonders in Yauli und Huaipacha betreiben den Bergbau auf eine höchst eigenthümliche Weise. Sie gehen mit ihren Frauen und Kindern in die Cordillera und brechen silberhaltige Metalle, entweder aus verlassenen Gruben oder aus Gängen (Vetas), die sie auf ihren Streifereien so häufig entdecken. Wenn sie nach mehreren Wochen sechzig bis achtzig Llamaladungen Erz zusammengebracht haben, so geht die ganze Familie auf die Hochebenen und sammelt dort die Excremente von Huanacus und Vicuñas, die diese Thiere immer an bestimmten Stellen zu Haufen ablegen. Ist die gehörige Quantität dieses Brennmateriales bei einander, so miethen sie für 12 Reales oder zwei Thaler einen Ofen und schmelzen das Silber. Diese Leute erinnerten mich lebhaft an die schweizerischen Wildheuer, die im Hochgebirge an fast unzugänglichen Felsen das Gras abmähen und daraus Heu zum Winterbedarf ihrer Ziegen machen.

Die Indianer verkaufen das Silber in der Regel unter dem gesetzlichen Münzpreise von 8½ Piaster die Mark. Sehr häufig geben sie dieselbe zu 5 bis 6 Piaster. Da sie die persönliche Arbeit nie in Anschlag bringen, so betrachten sie den Erlös als reinen Gewinn. Mit dem Gelde bereiten sie sich einige fröhliche Wochen, die sie in Nichtsthun, Brantwein- und Chichetrinken und Cocakauen zubringen. Sobald es aber alle ist, kehren sie nüchtern in die Cordillera zurück.

Zwischen den Bewohnern von Yauli und den Bergleuten der nahegelegenen Gruben, meistens Indianer aus andern Provinzen, finden fortwährend heftige Reibungen statt, da letztere an Sonntagen nach dem Dorfe kommen, sich besaufen und Händel suchen, die nie ohne eine beträchtliche Anzahl Verwundeter oder Todter abgehen. Ich bin einigemal

Zeuge gewesen, wie sich beide Parteien förmlich in Schlachtordnung stellten und mit der größten Wuth und Erbitterung kämpften. Ihre Waffen bestehen nur aus der Steinschleuder (honda), Messern und Knüppeln. Wenn sie einen Feind mit der Schleuder niedergeworfen haben, eilen sie mit Geheul auf ihn los und schneiden ihm die Gurgel ab. Von Feuerwaffen machen sie nie Gebrauch.

Eine halbe Stunde hinter Yauli liegen im Umkreise von einer Viertelmeile mehr als zwanzig Mineralquellen. Mehrere davon sind bittersalzhaltig, darunter auch der sogenannte Strudel (hervidero). Er ist trichterförmig und hat an seinem obern Rande 10 bis 12 Fuß im Durchmesser. Seine Oberfläche ist in ununterbrochenem Wallen. Die Temperatur des Wassers ist nur 7 ^{0} C. höher als die der Luft. Andere sind schwefelhaltige Thermen. In einigen steigt der Thermometer auf 89 ^{0} C. Bei mehreren ist ein viereckiger Behälter ausgemauert, in dem sich die mit Hautkrankheiten und Rheumatismen behafteten Personen mit günstigem Erfolge baden. Das Wasser wird durch hineingeleitete kalte Quellen abgekühlt. Ueber diesen Badewannen ist kein Dach angebracht. Wer daher nicht unter freiem Himmel baden und den häufigen, heftigen Schneegestöbern ausgesetzt sein will, muß ein Zelt mitbringen. Die Bäder sind begreiflicherweise sehr unreinlich, da sie meist von Indianern benützt und nie gereinigt werden. So oft ich sie besuchte, fand ich sie mit schmutzigen Lumpen, Haaren, todten Kröten u. s. f. bedeckt. Einzelne Indianer bringen fast den ganzen Tag in diesen Thermen zu und kochen sich Fleisch, Kartoffeln und Eier in einem nahe gelegenen kleinen, sehr heißen Brunnen.

Das Terrain um diese Quellen besteht größtentheils aus Sümpfen, in deren Mitte man einzelne Stellen sprudeln und dampfen sieht; wo es aber steinig ist, scheint es unterhöhlt zu sein, denn jeder Schritt hallt wieder, als ob man über ein tiefes Gewölbe gehe.

Yauli hat ein sehr strenges Clima. Im Sommer ist die mittlere Temperatur des Nachts — 8 °C., aber die Tage sind heiß; im Winter hingegen des Nachts + 1 °C. und bei Tage kaum + 3 °C., da der Himmel fortwährend von dichten Wolken bedeckt ist, die sich in anhaltende Schneegestöber auflösen. Die Peruaner nennen diejenige Jahreszeit Winter (invierno), in der es regnet oder schneit, obgleich die mittlere Temperatur des Nachts bedeutend höher ist, als im sogenannten Sommer (verano; eigentlich Frühling).

Bei der schlechten Bauart der Wohnungen, die außerdem größtentheils sehr feucht sind, und dem Mangel an Kaminen und Ofen ist die Kälte in Yauli viel empfindlicher als in dem höher gelegenen Cerro de Pasco, wo mehr für die Bequemlichkeit und für ein angenehmeres Leben gesorgt ist. Die Yaulinos sind aber sehr an die rauhe Witterung ihres Dorfes gewöhnt. Ich sah Tage lang ganz nackte Indianerkinder im Schnee herumlaufen und in den halbgefrornen Straßengraben spielen. Mehrere Wochen hielt ich mich in Yauli und dessen wilden Umgebungen auf und fand mich in dieser an Abenteuern reichen Zeit durch eine interessante naturhistorische Ausbeute reichlich belohnt.

Die Entfernung von Yauli nach Pachachaca beträgt zwei Leguas. Der Weg führt am rechten Ufer des Rio de Yauli, der eigentlich die Hauptquelle des Rio de Oroya bildet, in sanfter Neigung nach dem letzteren Dorfe. Man begegnet

auch in dieser Richtung, so wie in den übrigen Umgebungen von Yauli, zahlreichen verfallenen oder verlassenen Mineral-Haciendas, die in frühern Zeiten Portugiesen angehört hatten und die bei der allgemeinen Verfolgung dieser Nation in Peru, nachdem der portugiesische Consul Juan Bautista von der Inquisition in Lima erhängt worden war, zerstört und seither nicht wieder aufgebaut wurden. Ein sonderbares, wahrscheinlich nie ganz zu enthüllendes Dunkel schwebt über jenen Vorgängen. Die Portugiesen waren die mächtigsten, kenntnißreichsten und glücklichsten Minenbesitzer in Peru und erregten dadurch den Neid des spanischen Vicekönigs. Eine portugiesische Uebersiedelung, die zu jener Zeit von Brasilien nach der peruanischen Provinz Maynas statt hatte, erregte in dem Virey den gegründeten oder scheinbaren Verdacht, als wollten sich die Portugiesen von Osten her des Vicekönigreiches Peru bemächtigen, und er verband sich deshalb mit der Inquisition, um gegen die gastfreundlich aufgenommenen Portugiesen einen Gewaltstreich auszuführen. Ihr Consul wurde als Ketzer zum Tode verurtheilt, seine Landsleute verfolgt, die meisten erschlagen. Ein kleiner Theil konnte in die Urwälder entfliehen, wo sie aber von den wilden Indianern ermordet wurden; nur wenige gelangten nach Brasilien. Viele portugiesische Minenbesitzer erkannten das drohende Verderben, versenkten ihre ungeheuren Schätze in Lagunen oder vergruben sie an abgelegenen Stellen der Hochebenen, ließen die Gruben durch Indianer verschütten, die sich aus natürlicher und leicht erklärlicher Abneigung gegen den Bergbau leicht dazu verstanden und flohen, ehe die Verfolgung ausbrach, über die Gränze. Unermeßliche Reichthümer, theils in geschmolzenem, theils in geprägtem Silber bestehend, wurden ver-

scharrt und sind erst zum geringsten Theile wieder aufgefunden worden.

So wurden der doch zuletzt nur unvollkommen befriedigten Habgier oder einer Chimäre die einflußreichsten und umsichtigsten Minenbesitzer geopfert. Die Folgen waren für das ganze Land sehr fühlbar. Nie hat sich der Bergbau in Peru wieder auf die glänzende Stufe emporgeschwungen, die er unter der Leitung der Portugiesen einnahm. Die reichsten Gruben liegen verlassen oder verloren. Wuchernde Cacteen verschließen ihre Oeffnungen und entziehen sie den emsigsten Nachsuchungen industriöser Creolen.

Der Weg zwischen Yauli und Pachachaca ist wegen der Sümpfe, die sich längs des Flußufers ausdehnen, beschwerlich und ohne genauere Kenntniß derselben kann man sich leicht auf diesem unsichern Terrain verirren und läuft Gefahr zu versinken. Während meiner Anwesenheit in Yauli wurde ich einst um Mitternacht von einem Indianer aufgeweckt, der von zwei mir befreundeten Missionären, deren Ankunft ich erwartete, abgesandt war, um Hülfe zu holen. Sie waren eine Legua vom Dorfe im Sumpfe stecken geblieben. Die Nacht war ungemein finster und stürmisch. Gegen zwei Uhr Morgens fanden wir nach langem vergeblichen Suchen die beiden Verunglückten fast ganz unter Schnee vergraben und mit unsäglicher Mühe gelang es uns, sie mittelst Wurfschlingen (Lasos) aufs feste Land zu ziehen. Es war hohe Zeit. Der ältere, ein Greis von siebzig Jahren, war ganz erstarrt und fast leblos. Ich nahm ihn vor mich auf den Sattel und brachte ihn glücklich nach Yauli. Nach einigen Versuchen gelang es, auch noch das eine Pferd zu retten, und so konnte auch der jüngere, ein kühner Andalusier, in der vollsten Manneskraft, uns

folgen. Die beiden Mönche waren fünf Stunden lang in der mißlichen Lage, in die sie ihr Führer, durch die Dunkelheit und den frisch gefallenen Schnee irre gemacht, gebracht hatte.

Von Pachachaca dehnt sich ein, stellenweise ziemlich breites Thal mit unmerklicher Neigung, drei Stunden lang bis nach „La Droya" aus. Der Fluß drängt sich an der südlichen Gränzkette zwischen tiefen Schluchten hindurch. Ungefähr eine halbe Legua von Pachachaca entfernt ist eine Furt, durch die ein Weg über den steilen Gebirgsrücken von „Yanaclara" nach Jauja und ein anderer nach den wilden Gebirgsthälern von Huayhuay führt. Der Thalgrund auf dem linken Ufer in der Nähe der Furt scheint ganz unterhöhlt zu sein. Er besteht aus festen Felsen, die sich gewölbartig gegen den Fluß zu neigen. Eine etwa einen Zoll hohe Wasserschicht rieselt in großer Ausdehnung darüber hin und bildet einen weißen glänzenden Niederschlag.

Halbwegs zwischen Pachachaca und La Droya liegt das kleine, traurige Indianerdorf Saco, das nur höchst selten von Reisenden besucht wird, denn man findet dort keine Nahrung für die Lastthiere, und kaum die nothdürftigste für den Menschen. Eine natürliche Brücke führt hier über den Fluß, der sich offenbar sein Bett unter den Felsen ausgehöhlt hat. An mehreren Punkten habe ich an diesem Flusse solche Felsenbrücken gefunden, von denen aber nur diese eine für Pferde gangbar ist. Das Gebirge südlich von Saco fällt so steil ab, daß es beim ersten Anblick unmöglich erscheint, es zu erklimmen. Als ich mich einst in jenen Gegenden auf den Hochebenen verirrt hatte, gelangte ich zu diesem Gebirgskamme und sah zu meiner Freude vor mir das wohlbekannte

Thal sich ausdehnen und den Kirchthurm des Dorfes, das eine halbe Stunde vom Fuße der Bergkette entfernt liegt, senkrecht unter mir liegen. Mein Maulthier schickte sich sogleich an, an einem schmalen Saum, der sich längs der Felsen hinzog, in das Thal hinunter zu steigen. Ich graute beim Hinabschauen in die schwindelnde Tiefe, wohin mich der kleinste Fehltritt meines Thieres stürzen konnte, und glaubte nicht an die Möglichkeit, an diesen schroffen Felsenwänden hinunter zu klettern. Aber das Selbstvertrauen mit dem das Maulthier den gefahrvollen Gang begann, machte allmälig meine Furcht verschwinden und nach einer etwas ängstlichen halben Stunde langte ich im sichern Thalgrunde an. Ich bin später oft bei dieser Stelle vorbei gekommen, aber nie, ohne mir einen leisen Vorwurf über jenen gewagten Ritt zu machen.

La Droya liegt auf dem linken Ufer des Flusses gleichen Namens und ist mit dem rechten Ufer, wo lang der Weg führt, durch eine große Hängebrücke (puente de soga) verbunden. Diese eigenthümlichen Brücken bestehen aus vier, etwa armsdicken Stricken (Sogas) aus Kuhfellen, die durch dünnere Querstricke aus dem nämlichen Materiale vereinigt sind, über die einige Schichten von Baumzweigen, Stroh und Agavenwurzeln gelegt sind. Ein Strang auf jeder Seite, 2 bis 2½ Fuß höher als die Brücke, bildet das Geländer. An jedem Ufer sind die Sogas an eingerammelten Pfählen oder Felsen befestigt. Bei anhaltendem Regenwetter verlängern sich die Brücken und müssen dann mehr gespannt werden. Sie sind aber immer in der Mitte viel tiefer als an den beiden Ausgangspunkten und schwanken, wenn man sie betritt, gleich einer Hängematte. Es braucht einige Uebung

und einen schwindelfreien Kopf, um ohne Begleitung der Puenteros (Brückenindianer) darüber weg zu gehen, besonders wenn man ein Pferd oder Maulthier führt, wodurch das Schwanken sehr heftig wird. Diese Thiere scheuen in der Regel die Hängebrücken sehr und einzelne sind schlechterdings nicht darüber weg zu bringen.

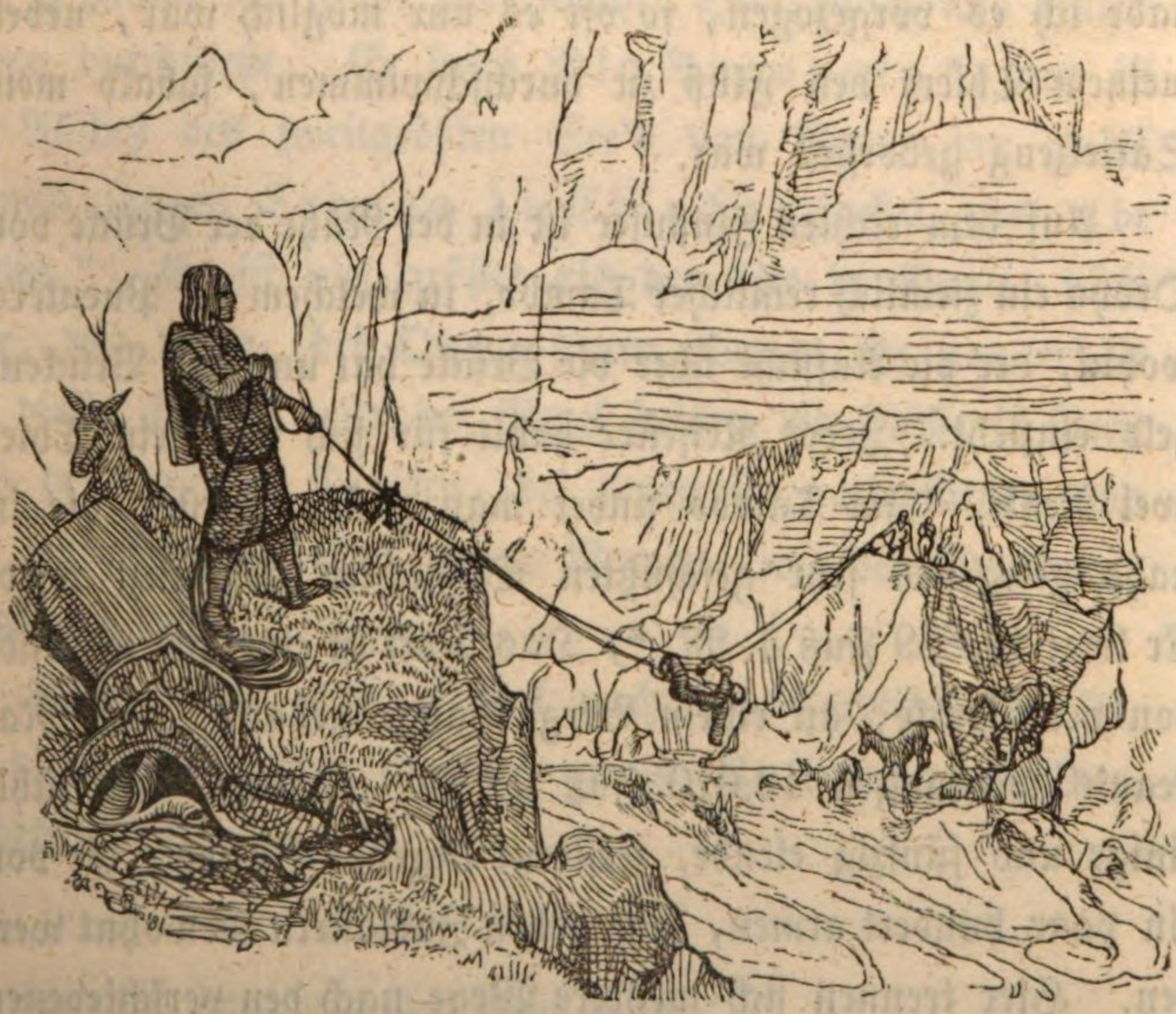
Gewöhnlich geht nur einer nach dem andern über eine solche Brücke und wartet, ehe er sie betritt, bis die Schwankungen etwas aufhören. Bei Truppendurchzügen würde dies zu lange aufhalten, die Soldaten müssen daher compagnieweise gedrängt hintereinander im kurzen Trotte darüber weglaufen. Dabei entsteht zwar ein sehr heftiges, aber doch regelmäßiges Schaukeln. Furchtsame Personen werden von den Puenteros getragen.

Diese Hängebrücken, so fest sie auch gebaut werden, sind doch nie dauerhaft, denn die abwechselnde Witterung hat einen zu großen Einfluß auf die Stränge, die von ungegerbtem Leder verfertigt, leicht faulen. Sie müssen oft erneuert werden und die Reisenden sehen sich genöthigt mehrere Tage am Flusse zu warten, wenn sie es nicht vorziehen, einen Umweg von 20 bis 30 Leguas zu machen.

Der Puente de Soga von Droya ist an die fünfzig Ellen lang und anderthalb Ellen breit. Er ist einer der größten in Peru. Der über den Apurimac in der Provinz Ayacucho ist beinahe doppelt so lang und führt über einen viel tiefern Abgrund.

Eine andere, höchst merkwürdige Art von Brücken, die sogenannten Huaros, besteht in einem einzelnen dicken Stricke, der von einem Flußufer zum andern, aber nur an felsigen Stellen, gespannt ist. Auf diesem Stricke sind

eine Rolle und ein starkes Holz in Form eines Joches angebracht, an das zwei Seile befestigt sind, vermittelst deren das Joch über den Hauptstrang gezogen wird. Wenn man sich des Huaro bedient, so wird man mit einem Stricke um den Leib an das Joch gebunden, das man mit beiden Händen fest anfaßt. Die Füße werden kreuzweise über den Hauptstrang geschlagen und der Kopf so viel als möglich hoch gehalten. Ein Indianer am entgegengesetzten Ufer zieht das Joch und mit ihm die darunter hängende Person zu sich hinüber. Es ist die unangenehmste und unheimlichste Art, einen Fluß zu passiren, die ich kenne. Wenn der Strick reißt, was



nicht gar selten geschieht, so ist man unrettbar verloren, da man gefesselt ist. Sind die Felsen am Ufer nicht hoch, so biegt sich der Strang, wenn man in der Mitte ankömmt, so tief, daß der Hinterkörper durch das Wasser geschleift wird.

Das Sattelzeug und die Ladungen werden ebenso über die Huaro gezogen und mit Angst und Furcht sieht der Naturforscher seine wissenschaftliche Ausbeute an dem unsichern Stricke schweben. Pferde und Maulthiere treiben die Indianer mit Geschrei und Steinen in den Fluß, den sie durchschwimmen müssen. Viele gehen dabei zu Grunde, besonders wenn sie schon von einem langen Marsche ermattet, der starken Strömung nicht mehr widerstehen können.

Bei einigen Huaros sind eigene Pferde, die den übrigen als Wegweiser voran schwimmen. Um mich nicht ganz hülflos und gebunden jenem verrätherischen Stricke anzuvertrauen, habe ich es vorgezogen, so oft es nur möglich war, neben meinem Thiere den Fluß zu durchschwimmen, sobald mein Sattelzeug geborgen war.

Auf dem rechten Flußufer ist in der Nähe der Brücke von Droya ein ziemlich reinlicher Tambo, in welchem der Puentero wohnt, der die Aufsicht über die Brücke hat und das Brückengeld einzieht. Jeder Reisende zahlt für sich und sein Thier zwei Reale. Im Tambo findet man grüne Gerste, die in nahe gelegenen sehr geschützten Schluchten gepflanzt wird. Er liegt 11,859 Fuß ü. M. *) Das Dorf ist eine Viertelstunde von der Brücke, an einem Bergabhange gebaut, nach Mac Lean's Messungen 12,010 Fuß ü. M. erhaben. Es zählt einige und fünfzig elende, zerstreut liegende Hütten, die von ein paar hundert armen, sehr rohen Indianern bewohnt werden. Hier trennen sich mehrere Wege nach den verschiedenen Gegenden des Gebirges. Die häufigst benützten sind: der über die ausgedehnte Hochebene von „Cachi-Cachi" nach

*) Nach Rivero liegt das Flußbett 11,241 Fuß ü. M.

Jauja. Große Strecken sind auf demselben mit den interessantesten Kreideversteinerungen bedeckt. Er ist sehr monoton, da er sich ununterbrochen über eine wellenförmige Fläche hinzieht. Ferner der weniger lange, aber viel beschwerlichere Weg nach Tarma, der drei Leguas hinter Oroya bei der alten Yncafestung „Huichay" vorbei führt. Ich werde weiter unten noch einmal auf diese höchst merkwürdige Stelle zurückkommen. Ein dritter, häufig besuchter Weg ist der nach Huaypacha und von da nach Junin und dem Cerro de Pasco.

Zwischen Saco und La Oroya vereinigt sich mit dem Rio de Yauli der Fluß, der zwischen Huaypacha und Hucumarca durchfließt. Er heißt Rio Angoyacu*) und ist der Abfluß des zweitgrößten See's von Peru, der zwölf Leguas langen Laguna de Chinchaycocha oder „de Junin." Er ist viel größer als der Rio de Yauli, büßt aber, wie dieser, bei Oroya seinen Namen ein und erhält den dieses Dorfes. In der Regel heißen die Flüsse in Peru nach den größten Dörfern, bei denen sie vorbeifließen und nur sehr wenige haben eigene Namen, wie der Apurimac, Huallaga 2c.

Kehren wir noch einmal nach der Cordillera zurück, um diesen Gebirgszug in seiner ganzen Ausdehnung in Peru zu betrachten.

---

*) Eigentlich Ancasyacu „das blaue Wasser."

Zweites Kapitel.

Unterschied zwischen Cordillera und Anden. — Bedeutung von Anden. — Gebirgsknoten. — Höhen der Berge und der Gebirgspässe. — Schneegränze. — Seen. — Metalle. — Anblick der Cordillera. — Felsentrümmer. — Wirkung des verminderten Luftdruckes. — Augenentzündungen. — Gewitter. — Condor. — Steinzeichen der Indianer.

Zwei mächtige, parallel laufende Gebirgsketten durchschneiden Peru in der Richtung von S. S. W. nach N. N. O. Die eine mehr westliche begleitet das Ufer des stillen Oceans, durchschnittlich in einer Entfernung von 60 bis 70 engl. Meilen; an einigen Punkten näher, an andern aber wieder ferner, je nachdem die Meeresströmungen die Küste mehr oder weniger ausgebuchtet haben. Die zweite, östliche Kette folgt mit geringen Abweichungen der ersten, beschreibt aber in ihrem ganzen Verlaufe einen schwachen Bogen nach Osten. Man nennt gewöhnlich diese beiden Gebirgszüge die Cordilleras oder Anden und braucht beide Bezeichnungen für gleichbedeutend, was auch in den besten geographischen Handbüchern so angegeben ist. Selbst die Creolen in Peru verwechseln diese Namen und nennen die westliche Kette bald

auf die eine, bald auf die andere Weise. Es muß aber eine strenge Unterscheidung gemacht und Cordillera blos für den westlichen, Andes blos für den östlichen Gebirgszug gebraucht werden. Andes kömmt von dem Quichuaworte Antasuyu. „Anta" heißt das Metall im Allgemeinen, besonders aber „Kupfer." „Suyu" ist ein „District", ein Landestheil, eine Abtheilung in den Aeckern oder Feldern. Antasuyu wäre also die „Gegend, in der Metall vorkommt." Im täglichen Gebrauche wurde das Wort Gegend oder District nicht ausgedrückt, um es aber anzuzeigen die Endung a in is umgewandelt und es entstand das Wort Antis, welches wir bei allen alten Schriftstellern finden und das auch jetzt noch bei der indianischen Bevölkerung von Süd-Peru gebräuchlich ist. Die Spanier, nach ihrer gewöhnlichen Art die Quichuaworte zu corrumpiren, machten daraus „Andes" und gebrauchten diesen Namen bald für die westliche, bald für die östliche Kette *).

Da die alten Bewohner von Peru, besonders der Kern der Nation, vorzüglich längs des Fußes des östlichen Gebirgszuges wohnten und sie die Metalle zu ihren, oft kunstvollen Arbeiten aus diesen erzreichen Bergen holten, so muß für diese Kette der Name Antis oder Anden beibehalten werden. Zur Zeit der Yncas wurden beide Ketten „Ritisuyu" (Schneedistricte) genannt. Außerdem gebrauchten sie für die einzelnen höchsten Punkte und die Gebirgspässe die noch

---

*) Einige leiten das Wort Andes von der Nation Antis her, die am Fuße dieses Gebirgszuges wohnte. Gegenwärtig heißt noch eine Provinz im Departemente Cuzco, wahrscheinlich der frühere Hauptsitz dieser Nation, Antas.

jetzt üblichen Quichuanamen. Die Spanier, die bei der Eroberung des Landes, vom Meere herkommend, zuerst den westlichen Gebirgszug trafen, gaben ihm die, in ihrer Mutterspracbe für jede Bergkette gebräuchliche Benennung „Cordillera." Die meisten der frühern Reisenden und Topographen nannten diesen die »Cordilleras de los Andes«, und betrachteten ihn als Hauptkette, indem sie den östlichen nur als Nebenarm, als »Cordillera oriental«, aufführten. Ich werde mich hier strenge an die richtige Benennung halten und die westliche Kette die „Cordilleras" oder die Küsten-, die östliche die „Anden" oder die Binnencordillera heißen.

Nördlich vom großen See von Titicaca, der an der Gränze zwischen Peru und Bolivia liegt, vereinigen sich die beiden Cordilleras durch das Querjoch von Huillca-Nota zum Gebirgsknoten von Asangaro; von hier streicht die Küstencordillera in gerader Richtung nach N. N. W., während sich die Anden nach Norden ziehen und unter 13° S. B. den großen Knoten von Cuzco bilden, an dem die Cordillera nur mit einem schwachen Querzuge Theil nimmt; dann biegen sie sich mehr nach Westen und vereinigen sich zwischen 10 und 11° S. B. wieder mit der Cordillera zum Gebirgsknoten von Pasco. Dieser löst sich durch eine Dreitheilung auf. Die westlichste Kette ist die Fortsetzung der Cordillera; die mittlere die der Anden; sie trennt das Flußgebiet des obern Marañon von dem des Huallaga; die östliche, die niedrigste von allen, trennt die Flußgebiete des Huallaga und des Ucayali, streicht näher dem erstern entlang und bildet die Westgränze der Pampa del Sacramento. Nachdem sie sich mit den Anden zur Bildung des secundären Gebirgsknoten von Chachapayas vereinigt hat,

streicht sie nach Norden, wird bei San Borja vom Marañon durchbrochen und läuft jenseits zwischen dem Rio Santiago und Rio Morona in eine niedrige Hügelkette aus. Die Anden und Cordillera vereinigen sich unter 4° S. B. in der Republica del Ecuador zum Gebirgsknoten von Loxa. Beide Hauptzüge schicken während ihres Verlaufes zahlreiche Querketten nach Osten und Westen. Die Gebirgszüge, welche von der Cordillera nach Westen abgehen, sind fast alle einander parallel, begränzen die Küstenthäler und laufen in niedrige Hügelreihen am Meeresufer aus und bilden Vorgebirge. Viel mächtiger sind die nach Osten streichenden, so wie die westlichen Seitenarme der Anden, während ihre östlichen wieder von unbedeutender Höhe sind.

Die beiden Hauptketten stehen in ihrer Höhe in umgekehrtem Verhältnisse zu einander; je bedeutender nämlich die Elevation der Cordillera ist, desto größer ist die Depression der Anden. In Südperu ist der Kamm der Cordillera viel niedriger als die durch Bolivia streichenden Anden. Seine mittlere Höhe beträgt 15,000 Fuß ü. M.; er begränzt nach Westen das 13,200 Fuß ü. M. gelegene Plateau von Tacora. Einzelne Gipfel erheben sich aber zu einer beträchtlichen Höhe wie der Chipicani, 18,950 Fuß ü. M., und die in der westlichen Seitenkette von Arequipa liegenden Vulcan von Arequipa, Huahua putina, Pishupishu und Chacani, von denen der erstere sich nach Pentland's wiederholten Messungen zu 18,373 Fuß ü. M. erhebt. Die mittlere Höhe des Rückens der Anden ist gegen 17,000 Fuß ü. M. Diese Kette begränzt das 12,000 Fuß hohe bolivianische Plateau nach Osten und schließt einige Gebirgsstöcke ein, die zu den höchsten der Erde gehören, nämlich der Ne-

vado de Sorrata 25,250 Fuß ü. M., der Illimani 24,350 Fuß ü. M. Im mittlern Peru erreicht die Cordillera eine bedeutendere Höhe als die Anden, deren Rückenlinie 13,000 Fuß ü. M. erhaben ist und deren Kuppen nur wenige hundert Fuß höher sind. Von der Cordillera hingegen ragen einige, leider noch nicht gemessene, Riesenberge empor, deren mit ewigem Schnee bedeckte Häupter sich in den Wolken verlieren, wie der Hatun-Chahua, nordwestlich vom Cerro de Pasco; der schon oben angeführte Tuctu und der noch von keinem Reisenden erwähnte Huajracocha in der Provinz Yauyos. Ich habe oft an seinem Fuße auf meinen Streifzügen in den höchsten Cordilleras mein Jagdquartier aufgeschlagen und seine kahlen Abhänge bis zu den mächtig klaffenden Gletschern erklommen. Er gehört dem Gebirgszuge von Antaichahua an. Ein kleiner See Huajracocha (Hornsee) und ein elendes Indianerdörfchen liegen an seinem Fuße auf einem kleinen Plateau, mehr als 14,000 Fuß ü. M. erhaben; daneben strebt diese mächtige Pyramide himmelan, dem staunenden Blicke beinahe ihre Spitze entziehend. Wenn einstens genauere Messungen die Höhe des Huajracocha bestimmt haben, so wird er gewiß neben den höchsten Gipfeln der Anden seine Stelle einnehmen. Vom Gebirgsknoten von Pasco bis zu dem von Loxas sind beide Gebirgszüge viel niedriger als weiter nach Süden. Die Cordillera hat eine durchschnittliche Höhe von 11 bis 12,000 Fuß, die Anden etwa 2000 Fuß weniger. Die erstere hat nur drei Schneeberge, von denen der Huaylillas 16,200 Fuß mißt; die letzteren gar keine.

Die Gebirgspässe führen, wie schon oben bemerkt, nicht durch Querthäler, sondern immer über den Kamm der Ge-

birge. Die höchsten sind: der von der Rinconada 16,452 Fuß (Gay), der von der Piedra parada 16,008 Fuß, der vom Tingo, oberhalb Antarangra, 15,600 Fuß, der von Huatillas 14,850 Fuß, das Portachuelo de la Viuda 14,544 Fuß, die Altos de Toledo 15,530 Fuß, die Altos de los huesos 14,300 Fuß ü. M. Einige Poststationen, die noch von Indianern bewohnt werden, liegen ebenfalls auf einer sehr bedeutenden Höhe, z. B. die von Rhumihuasi auf 15,817 Fuß (Gay), die von Ancomarca 14,376 (4792 Met. Pentland), die der Rinconada 14,144; sogar das ziemlich große Dorf Tacora liegt 14,572 Fuß ü. M. (Pentl.)

Die Schneegränze ist außerordentlich verschieden und hängt besonders von den vorherrschenden Winden und der Steilheit der Berge ab. Während sie unter dem Aequator bei 14,472 Fuß ü. M. ist, so ist sie zwischen 14½ bis 18° S. B. in den Anden bei 14,560 Fuß, in der Cordillera bei 16,938 Fuß *). Im mittlern Peru kann man sie durchschnittlich für die Küstencordillera zu 16,100 Fuß, für die Binnencordillera zu 15,000 Fuß ü. M. annehmen.

Beide Cordilleraketten sind außerordentlich reich an kleinen Seen, man trifft deren auf allen Pässen und wenn man einen Gebirgskamm seiner Länge nach verfolgt, so findet man sie in fast unzählbarer Menge. Sie sind in der Regel ganz unbedeutende Lagunen und haben selten eine halbe Stunde

---

*) v. Humboldt Asie centr. etc. III. pag. 359.
Quito 0° 0′, 4824 Met.
Andes de Quito 0° 1½′, 4814 Met.
Andes de Chile 14½—18° S. B., 4853 Met. Cord. orient.
5646 Met. Cord. occid.

im Umfange. In ihnen nehmen gewöhnlich kleine Flüsse ihren Ursprung; viele sind aber ohne sichtbaren Ab- oder Zufluß. Nur wenige werden von den Gletschern der naheliegenden Kuppen genährt. Einige Reisende wollen die Bemerkung gemacht haben, daß man immer an der Färbung des Flußwassers erkenne, ob es aus den Gletscherseen der Cordillera komme, indem es dann immer schön blau sei.

Diese Regel leidet aber gerade bei der Küstencordillera so viel Ausnahmen, daß sie als solche nicht bestehen kann. Die Lagunen sind meistens tief grün gefärbt. Oft sind aber zwei neben einander liegende von ganz verschiedener Farbe, z. B. die Pacha-ñaui (Erdaugen) bei Yauli, die nur wenige Schritte von einander entfernt sind, von denen die eine tiefblau, die andere meergrün ist. Beide sind beträchtlich tief und ganz klar. Diese Gebirgsseen gefrieren trotz der bedeutenden Kälte, die auf diesen Höhen herrscht, nie; nur die ganz kleinen werden bei anhaltendem Schneegestöber mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die den ersten Sonnenstrahlen wieder weicht. In den meisten leben kleine welsartige Fischchen und zahlreiche Wasservögel.

In der Küstencordillera und in ihren westlichen Armen kommen sehr viele warme Quellen vor; die meisten auf sehr beträchtlichen Höhen. Ich habe solche in fast allen von mir bereisten Provinzen gefunden; auf den Anden sind mir hingegen keine bekannt.

Beide Ketten und ihre Seitenzweige sind sehr metallreich. Gold ist in den Hauptgebirgszügen nur selten. Einige ergiebige Gruben an der Küste und im Departemente von Arequipa sind beinahe erschöpft. Waschgold ist in den Flüssen des nordöstlichen Peru häufig, wird aber nicht regel-

mäßig gesammelt. Das Silber, das den großen Reichthum von Peru ausmacht, wird hingegen vorzüglich in den Hauptketten gefunden, in Nord- und Mittelperu in der Cordillera, in Südperu in den Anden. Es kömmt in allen Formen und Verbindungen vor, vom gediegenen Metalle bis zum schwach silberhaltigen Bleiglanze. Auf den höchsten Gipfeln, wohin sich kaum noch ein menschlicher Fuß verirrt, sind sehr reiche Gänge entdeckt worden. Die Menge von Silberadern ist so groß, daß man selten einen halben Tag in diesen Gebirgen herumstreicht, ohne auf bearbeitete oder verlassene Gruben zu stoßen oder neue zu Tage kommende Gänge zu finden. Queckſilber ist nicht selten, aber meistens nur in so geringer Quantität vorhanden, daß der Gewinn die Arbeit nicht lohnt. Bei Huancavelica ist die einzige Grube von einiger Bedeutung. Die Kupfererze sind ebenfalls sehr häufig; beide Ketten sind reich daran, aber nur in der Cordillera ist ihre Ausbeute möglich, da der Transport von den Anden nach der Küste zu weit und zu kostspielig ist. Auf Blei und Eisen, die in erstaunlicher Menge vorkommen, wird nicht gebaut, weil ihr Preis viel zu niedrig ist.

Die Cordillera bietet einen ganz andern Anblick dar, als die Anden; sie ist schroffer und wilder, ihr Kamm ist breiter, ihre Gipfel weniger pyramidenförmig, sondern meistens nach Norden oder Westen senkrecht abfallende Gebirgsstöcke, die in weniger steiler Neigung nach Osten auslaufen; während die der Anden Pyramiden oder Kegel sind, oft auch schmale, scharfe Spitzen, sogenannte Nadeln. Die Cordillera dacht sich terrassenförmig in die Hochebene ab; die Anden in ziemlich gleichförmiger Neigung. Die Kreidegebirge, die vom Hauptzuge der Cordillera nach Osten strei-

chen, sind an ihren Kämmen zertrümmert. Große Felsblöcke, meistens in regelmäßiger Würfelform, lösen sich von ihnen los und stürzen in die Thäler hinunter; selbst das kleine Geschiebe, das um sie herum liegt, ist größtentheils würfelförmig. Besonders schön sieht man diese Wirkung der anhaltenden Regen und Kälte in der Quebrada von „Huari" nach „Yanaclara." Von dort, von einer Höhe von 13,000 Fuß ü. M. habe ich Versteinerungen mit zurück gebracht, unter denen eine Species ist, die auch bei Neuchatel, in der Schweiz, gefunden wird. Durch dieses Zertrümmern erhalten die Gebirgskämme die sonderbarsten Formen. Oft glaubt man das Werk von Menschenhänden, vielleicht Denkmäler aus der Zeit der Yncas, zu sehen; zuweilen erblickt man von ferne abentheuerliche Gestalten, Gruppen von Riesen oder Thieren, wenn man näher kömmt, so findet man isolirt stehende Zacken, die in Kurzem auch in das Thal hinunterstürzen werden. Die Indianer zollten in früheren Zeiten diesen sonderbaren Felsen scheue Verehrung, denn sie glaubten, es seien Erdbewohner aus längst verflossenen Jahrhunderten, die Pacchacamac in seinem Zorne zu Stein verwandelt habe. Sehr auffallend sind diese Formen auf dem Wege von Huaypacho über Junin nach dem Cerro de Pasco. Ich will hier einer sehr merkwürdigen Felsenbildung erwähnen, die schon seit alten Zeiten unter den peruanischen Reisenden ein Gegenstand vieler Streitigkeiten war. Wenn man von Ayacucha nach Huancavelica reitet, so findet man auf den Hochebenen von Paucara eine starke Legua hinter dem Dorfe Parcos, eine große Anzahl von Sandsteinpyramiden von 8 bis 22 Fuß Höhe. Sie sind röthlichweiß, an vielen Stellen von der rauhen Witterung mit einer schwärzlichen Kruste überzogen, und stehen isolirt.

Ulloa *) hat dieser Pyramiden weitläufig Erwähnung gethan und ist ungewiß, soll er sie als Werk der Natur oder der Menschen betrachten, neigt sich aber mehr der letztern Ansicht hin und meint, sie könnten als Grabstätten den ausgezeichnetsten Curacas und Caciken hingesetzt worden sein; obgleich ihm keine ähnlich gebauten Denkmäler aus Peru bekannt waren. Da sie immer nur aus einem Stücke bestehen und sehr regelmäßig sind, so ist er nicht abgeneigt zu glauben, daß die Indianer das Geheimniß besaßen, Steine zu schmelzen. Es sind aber in der That verwitterte Sandsteine; alle pyramidenförmig und ziemlich gleichmäßig; mehrere mit so scharfen und regelmäßigen Spitzen, wie sie wohl kaum durch den Meisel des Baumeisters genauer gearbeitet würden. Andere hingegen sind viel ungleichförmiger abgestumpft und tragen sehr deutlich den Stempel der Verwitterung. Ueber zwei Stunden weit bedecken diese Pyramiden die Hochebenen, oft nahe an einander gedrängt, oft in großen Abständen. Das ganze Kalk- und Schiefergebirge von Ayacucho bis nach Huancavelica ist verwittert und zeigt ähnliche, wenn auch weniger regelmäßige Trümmer.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die Cordillera die Wasserscheide zwischen dem stillen und atlantischen Oceane bildet. Alle Gewässer der Ostabdachung dieser Kette, alle, die auf den Hochebenen und auf der Westabdachung der Anden entspringen, fließen daher nach Osten und durchbrechen diesen letzteren Gebirgszug. Es ist durch ganz Südamerika kein einziges Beispiel bekannt, daß die Cordillera von einem Flusse durchschnitten würde, was um so auffallender ist, da

*) Noticias americanas. pag. 248.

in Süd-Peru und Bolivia die Küstenkette niedriger ist als die Anden. Dieses höchst interessante Phänomen hat die Aufmerksamkeit der Geologen in hohem Grade in Anspruch genommen, ist aber noch nicht genügend erklärt. Ich theile hier die Ansicht des ausgezeichneten englischen Naturforschers Darwin mit, der Gelegenheit hatte, die Verhältnisse beider Ketten genauer zu studiren. Er sagt *): „Die Behauptung, daß die östliche Kette von Bolivia und Central-Chile einen spätern Ursprung habe wie die westliche oder nach dem stillen Oceane zu gelegene, würde zu gewagt sein, aber der Umstand, daß die Flüsse einer niedrigen Kette durch eine viel höhere dringen, scheint mir ohne diese Erklärung durchaus räthselhaft.“ Darwin glaubt, daß sich diese Erscheinung durch die Annahme einer periodischen, allmäligen Erhebung der zweiten Linie (der Anden) erklären lasse, daß nämlich zuerst einzelne Inselketten zum Vorscheine kamen und bei deren Erhebung immer tiefere und breitere Canäle zwischen ihnen ausgehöhlt wurden.

Auf den beträchtlichen Höhen, zu denen sich die Cordilleras erheben, zeigt sich die Wirkung des verminderten Luftdruckes am Organismus in sehr hohem Grade und gibt sich besonders durch eine unerträgliche Müdigkeit und sehr heftige Athmungsbeschwerden kund. Die Eingebornen nennen diese Wirkung Puna oder Sorroche (die spanischen Creolen Marreo oder Veta) und schreiben sie, mit der eigentlichen Ursache nicht vertraut, der Ausdünstung der Metalle, besonders des Antimoniums zu, wie überhaupt dieses letztere in ihrer Physik und Metallurgie eine Hauptrolle spielt. Die

*) a. a. O. S. 85.

ersten Anzeichen der Veta erscheinen in der Regel auf einer Höhe von 12,600 Fuß ü. M. und bestehen in Schwindel, Ohrensausen und trübe Sehen, wozu sich bald Kopfschmerzen und Uebelkeiten gesellen. Auch wenn man zu Pferde sitzt, treten häufig diese Erscheinungen auf, mit verdoppelter Stärke aber, wenn man zu Fuße bergan geht. Je höher man steigt, desto intensiver werden sie und vermehren sich durch eine Müdigkeit in den Oberschenkeln, die sich bis zur Unmöglichkeit des Gehens steigert *), durch eine äußerst beengte Respiration und ein heftiges Herzklopfen. Eine vollkommene Ruhe vermindert zwar für Augenblicke diese Symptome, die aber bei der fortgesetzten Bewegung mit erneuerter Heftigkeit wieder hervortreten und dann oft von Ohnmachten und heftigem Erbrechen begleitet sind. Die Capillargefäße der Bindehaut der Augen, die der Nase und der Lippen bersten und das Blut tritt tropfenweise aus ihnen hervor. Die nämlichen Erscheinungen zeigen sich auch auf den Schleimhäuten der Respirationsorgane und des Darmkanales; Blutspeien und blutige Diarrhöen sind daher häufige Begleiter der intensiven Veta.

Annäherungsweise kann man das Gefühl bei diesem Uebel der Seekrankheit vergleichen (daher auch der Name Mareo), nur daß bei dieser die so sehr beängstigenden Athmungsbeschwerden fehlen. Nicht selten ist die Heftigkeit dieses Uebels so groß, daß es dem Reisenden das Leben kostet. Ich

*) Da der Schenkelkopf, nach Weber's Versuchen, durch den Druck der Luft in der Schenkelpfanne gehalten wird, so muß bei der Verminderung dieses Druckes die Muskelanstrengung bedeutender sein, um den Schenkel im Gelenke zu halten.

traf im Jahr 1839 in Pachachaca einen Offizier, der mit Depeschen von Lima nach Cuzco reisen sollte, aber am Tage, nachdem er den Weg über die Piedra parada zurückgelegt hatte, in Folge von heftigen Darm- und Lungenblutungen, als Wirkung der Veta, den Geist aufgab. Sehr viel hängt von der Individualität und der Gewohnheit ab. Alle Küstenbewohner und Europäer, die zum erstenmale die hohe Cordillera passiren, leiden an dieser Krankheit, die bei nicht vollblütigen, gesunden Personen in der Regel schnell vorübergeht, bei schwächlichen, nervösen, Brust- oder Herzkranken, auch bei plethorischen und sehr fetten Individuen einen sehr hohen Grad erreicht. Ein wohlbeleibter deutscher Kaufmann in Lima, der nach dem Cerro de Pasco in Geschäften reiste, mußte, nachdem er sich kaum ein paar Stunden dort aufgehalten hatte, die Stadt schleunigst wieder verlassen, um in den tiefer gelegenen Thälern dem sehr gefährlich auftretenden Einflusse der Puna zu entfliehen. Bei einem längern Aufenthalte in diesen hohen Regionen gewöhnt sich der Organismus leicht an diese verdünnte Luft. Dann kann der kräftige Europäer mit Leichtigkeit selbst hohe Berge ersteigen und sich eben so frei, wie an der Küste, bewegen. Ich litt nur zweimal an der Veta, aber in heftigem Grade; das einemal auf einer Hochebene, das anderemal im Gebirge von Antaichahua. Als ich zum erstenmale die Cordillera überstieg, fühlte ich nicht die geringste Unbehaglichkeit und konnte lange Strecken neben meinem müden Pferde bergan steigen, ohne irgend ein Symptom der Veta zu spüren, so daß ich schon glaubte für immer von ihrer Wirkung befreit zu sein. Erst nach einem Jahre wurde ich, wiewohl nur für wenige Stunden, davon ergriffen. Es giebt gewisse Gegenden, die wegen

ihrer starken Veta bekannt sind, und da darunter einige sind, die ziemlich tiefer liegen als andere, auf denen sie weit weniger fühlbar ist, so scheint es, daß nicht blos der verminderte Druck der Atmosphäre, sondern auch andere, noch nicht bekannte, klimatische Verhältnisse dieses Uebel bedingen. Gewöhnlich sind es sehr metallreiche Gegenden und dies hat wohl die Peruaner auf den Glauben gebracht, sie sei Effekt der Ausdünstung der Metalle. Die Gebirgsindianer, die von Jugend auf in dieser verdünnten Luft leben, leiden nie an der Veta, auch haben sie ein Präservativ (das weiter unten angeführt wird), welches auch dem Küstenbewohner treffliche Dienste leistet. Die limenischen Aerzte haben die Gewohnheit, die hektischen Personen nach dem Gebirge zu schicken, meinend, daß die reinere Luft ihnen sehr wohlthätig sei; dabei übersehen sie aber die außerordentlichen Nachtheile der Veta. Diese Kranken erhalten daher gewöhnlich bei ihrem Uebergang über die Cordillera den Todesstoß.

Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel der Wirkung der Puna auf die Lastthiere und der Vorsichtsmaßregeln der Indianer erwähnt, und will hier nur noch bemerken, daß sie auf einige Hausthiere noch einen schlimmern Einfluß als auf den Menschen hat. Dies gilt besonders von den Katzen. Auf einer Höhe von 13,000 Fuß ü. M. können diese Thiere nicht mehr leben. Es sind unzählige Versuche gemacht worden, sie in den Dörfern des Hochgebirges zu halten, aber alle haben unglücklich geendet, indem die Thiere nach wenigen Tagen unter den schrecklichsten Convulsionen (ähnlich denen eines sehr heftigen Veitstanzes) starben. Es ist kläglich, ein solches ergriffenes Thier zu sehen, wenn es von fürchterlichen Zuckungen am ganzen Körper befallen wird,

plötzlich aufspringt, an den Wänden hinanklettert, zurückfällt, erschöpft eine Zeit lang regungslos liegen bleibt und dann die nämliche Scene von neuem beginnt, bis es zu Grunde geht. Die kranke Katze sucht durchaus nicht zu beißen, aber auch nicht, die Menschen zu fliehen. In Pauli hatte ich zweimal Gelegenheit, diese Krankheit zu beobachten. Die Eingebornen nennen diese Thiere „azorochados" und geben dem Antimonium Schuld am Uebel. Auch die feinen Racenhunde sind demselben unterworfen, erliegen ihm aber weniger schnell als die Katzen und können bei großer Pflege gegen ein Jahr lebend erhalten werden.

Ein zweiter Feind des Wanderers in den Cordilleras ist der sogenannte Surumpe. Er besteht in einer äußerst heftigen Augenentzündung durch den plötzlichen Reflex der brennenden Sonne auf den Schnee hervorgebracht. Durch die verdünnte Luft und die schneidenden Winde ist das Sehorgan fortwährend in einem gewissen gereizten Zustande, der es für jeden heftigen Eindruck weit empfänglicher macht, als dies bei weniger feindlichen atmosphärischen Einflüssen der Fall wäre. Da in diesen Gebirgen sich der Himmel oft fast augenblicklich verfinstert und in wenigen Minuten die grünlichgelbe Fläche mit einer weißen Decke überzogen ist, und die Sonne dann plötzlich wieder durch das zerrissene Gewölk tritt, so wird das unverwahrte Auge von den heftig zurückprallenden Sonnenstrahlen geblendet. Sogleich fühlt man ein schmerzliches Stechen und Brennen, das sich von Minute zu Minute vermehrt und fast unerträglich wird. Das Auge ist lebhaft geröthet, die Lieder schwellen auf und bluten. Der Schmerz ist einer der heftigsten, die es giebt, und führt oft zu Verzweiflung und Wahnsinn. Ich kann ihn nur an-

näherungsweise dem Gefühle vergleichen, wenn man spanischen Pfeffer oder Schießpulver in die Augen reibt. Chronische Augenentzündungen, Verschwären der Lieder, Augenfelle und vollkommene Blindheit sind häufige Folgen der intensiven Surumpe. Oft findet man Cholos in der Cordillera am Wege sitzend, vor Schmerz laut schreiend und unvermögend ihre Straße weiter zu ziehen. Die Indianer sind diesem Uebel mehr ausgesetzt als die Creolen, die sich bei den Gebirgsreisen mit grünen Brillen und Schleiern wohl verwahren.

Die heftigen Schneegestöber in der Cordillera sind meistens von Donner und Blitz begleitet. Während fünf Monaten, vom November bis März, entladen sich fast täglich furchtbare Gewitter. Zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags beginnen sie mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit und dauern bis fünf oder halb sechs Uhr Abends; nie tritt ein Gewittersturm nach dieser Stunde oder des Nachts ein. Das Schneegestöber hält aber bis nach Mitternacht an. Vor Sonnenaufgang jagen nur noch eiskalte Nebel von den Gebirgskämmen nach der Ebene hinunter und verschwinden beim Erscheinen der Sonne, der nach wenigen Stunden auch der Schnee weicht. Die Heftigkeit der Gewitter übersteigt jede Idee, die man sich davon machen würde, wenn man nicht selbst Augenzeuge von diesem schauerlichen Naturschauspiele gewesen ist. Einige Gebirgszüge, besonders metallreiche Cordillerenkämme, haben deshalb eine unheimliche Berühmtheit erlangt. Ich führe hier nur den von Antaichahua an. Ich habe auf dem wild bewegten Meere und in den finstern Urwäldern die heftigsten Gewitter erlebt, die durch das Schauerliche der Umgebungen und durch die drohenden Ge-

fahren, die sie mit sich führten, Angst und Schrecken erregten, aber nie steigerten sie sich zu der furchtbaren Heftigkeit, wie ich sie in Antaichahua gesehen habe. Stundenlang folgen sich hier Blitz auf Blitz und bilden an den kahlen Felsenwänden blutrothe Wasserfälle; von krachenden Schlägen begleitet, schießt der glühende Strahl in die einzeln emporstrebenden Zacken oder windet sich über die Erde hin, lange Furchen im versengten Grase zurücklassend; von ununterbrochen rollendem Donner, der sich in tausendfältigem Echo am Gebirge bricht, erzittert die Atmosphäre. Bange verläßt dann der Reisende, der sich obdachlos von diesen tobenden Elementen umgeben sieht, sein zitterndes Thier, und sucht unter einem überhängenden Steine einen Zufluchtsort.

Kahl und öde ist die Natur auf diesen Höhen. Kümmerlich nährt sich die spärlichste Vegetation auf dem unfruchtbaren Erdreiche. Die Thiere fliehen die verderblichen Mächte, die hier oben walten, und die schauerliche Stille der Wildniß wird nur hin und wieder durch den monotonen Ruf des Indianers unterbrochen, der seine trägen Esel, die mühsam den steilen Bergabhang erklimmen, zu rascherem Gange antreibt, oder von dem Hufschlage des emsigen Maulthieres, das seinen Reiter willig, auch auf dem beschwerlichsten Pfade, weiter trägt. Das einzige Thier, das sich in diesen Höhen, als in seiner wahren Heimath, wohl fühlt, ist der Condor, hier nistet er an den unzugänglichsten Felsenkuppen und heckt in den Monaten April und Mai seine braunen Jungen aus.

Wenige Thiere haben eine größere Berühmtheit erlangt als der Condor, da er zu einer Zeit in Europa bekannt wurde, als sein Vaterland noch zu den fabelhaften Gefilden gehörte, in denen gerne eine üppige Phantasie schwelgte. Die aben-

theuerlichsten Erzählungen wurden über ihn verbreitet und unbedingt alle Nachrichten der Reisenden geglaubt, die zahllose Mährchen aus diesem gepriesenen Lande des Goldes und Silbers in ihrer Heimath verbreiteten. Erst durch die genauen Mittheilungen von Hrn. von Humboldt wurden am Anfange dieses Jahrhunderts die übertriebenen Angaben über die Größe und Stärke dieses Vogels herabgestimmt und seine Lebensweise naturgetreu dargestellt.

Der ausgewachsene Condor mißt von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes 4 Fuß 10 Zoll bis 5 Fuß und klaftert von einer Flügelspitze zur andern 12 bis 13 Fuß. Es mag einzelne geben, die vielleicht noch eine bedeutendere Flugweite haben. Er lebt vorzüglich von Aas; wagt sich aber, von Hunger getrieben, auch an lebende Thiere, aber nur an kleine und hülflose, wie an die neugebornen Jungen von Schaafen, Vicuñas und Llamas. Die ausgewachsenen Thiere greift er nicht an. In ausnahmsweisen Fällen setzt er sich, durch den übeln Geruch der Wunden angelockt, auf den Rücken der gedrückten Pferde, die auf den Hochebenen weiden und zerfleischt sie. Er kann mit den Füßen nichts fassen, bedient sich ihrer aber als Hebel, wenn er eine große Kraft mit dem Schnabel ausüben will. Seine Hauptstärke ist im Nacken und im Schnabel; er ist jedoch nicht im Stande, mit einer Last von mehr als 8 bis 10 Pfund aufzufliegen. Alle Angaben, daß er Schaafe oder gar Kälber entführe, sind übertrieben. Wenn sich der Condor voll gefressen hat, so kann er nicht mehr auffliegen, er muß sich immer vorerst durch wiederholtes Heraufwürgen und Auswerfen eines Theiles seiner Nahrung leichter machen. Auch mit leerem Magen kann er sich, wegen der Länge seiner Flügel, ohne Anlauf

von der Ebene nicht emporschwingen; daher setzt er sich am liebsten auf Steine oder Bergabhänge. Einen großen Theil des Tages bringt er dort schlafend zu, besonders während der Mittagsstunden, und fliegt am Morgen und gegen Abend auf Raub aus. Ruhig schwebt er dann, dem Blicke kaum noch erreichbar oder ganz in unermeßlicher Ferne verloren, in der reinen Atmosphäre der himmelanstrebenden Cordillera, und durchirrt mit seinem bewunderungswürdigen scharfen Auge die Hochebenen, um seine Beute zu erspähen, auf die er sich, kaum erblickt, mit Blitzesschnelle hinunterstürzt. Bald versammeln sich zum Einzelnen eine große Zahl von Gefährten und verlassen den gefundenen Fraß nicht, bis er rein aufgezehrt ist. Es ist fast unbegreiflich, wie in Zeit von weniger als einer Viertelstunde auf einen hingelegten Köder sich Schaaren von Condoren versammeln, da doch das schärfste Auge vorher keinen einzigen entdecken konnte. Man weiß kaum, soll man mehr den Geruch oder das Gesicht dieser Thiere bewundern.

Berühmte ältere Reisende, wie Ulloa, haben behauptet, daß eine Flintenkugel das Gefieder des Condor nicht durchbohre, sondern auf den Jäger zurückpralle. Diese Angabe verdient wohl kaum einer Widerlegung; aber es ist richtig, daß diese Vögel ein außerordentlich zähes Leben haben und nur schwer durch den Schuß zu tödten sind, wenn nicht der Sitz des Lebens getroffen wird. Da die Federn, besonders der Flügel, sehr stark sind und dicht über einander liegen, so dringen sogar Rehposten nicht durch und selbst die Kugeln, wenn sie schief anschlagen, bleiben wirkungslos. Die Eingebornen bedienen sich daher nie der Flinten, um diese Vögel zu erlegen, legen ihnen aber Fußeisen und Schlingen, werfen

sie mit der Steinschleuder oder fangen sie mit den Wurfkugeln (bolas). Eine höchst merkwürdige Art, der Condore lebendig habhaft zu werden, ist in der Provinz Abancay sehr gebräuchlich. Es wird nämlich ein frisches Kuhfell, an dem noch einige Stücke Fleisch hängen, auf eine Hochebene hingelegt, unter das ein Indianer, hinlänglich mit Schnüren versehen, kriecht, während einige Cholos sich in der Nähe verstecken. Sobald die Condore, vom Geruche des Fleisches angezogen, sich auf die Haut niedersetzen, faßt sie der darunter versteckte Cholo bei den Füßen und bindet sie an das Fell, so daß die Beine des Vogels, wie in einem Beutel stecken. Wenn einige so gefesselt sind, kriecht der Indianer hervor und die aufgescheuchten Vögel versuchen wegzufliegen, was ihnen aber nicht mehr möglich ist. Die übrigen Cholos eilen herbei, werfen ihre Ponchos über die Condore und tragen sie nach dem Dorfe, wo sie für die Stiergefechte aufbewahrt werden. Fast eine Woche vor diesem grausamen Vergnügen erhalten diese Thiere nichts mehr zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Condor einem Stiere auf den Rücken gebunden, nachdem dieser vorerst mit Lanzen blutig gestochen wurde. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zur großen Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt.

In der Provinz „Huarochirin", drei Leguas von Chacapalpa ist auf der Hochebene eine Stelle, von den Indianern Cuntur-huanashini-pampa *) genannt, wo diese Vögel mit Leichtigkeit in großer Menge erlegt werden. Dort ist ein großer, natürlicher, ungefähr 60 Fuß tiefer Trichter, der an seiner obern Mündung etwa 80 Fuß im Durchmesser hat. An

*) Ebene, wo man Condore tödtet.

seinem äußersten Rande wird ein todtes Maulthier oder Llama hingelegt; bald versammeln sich die Condore, stoßen beim Herumzerren der Beute das Thier in die Tiefe hinunter und folgen ihm, um es dort unten zu verzehren. Sobald sie voll gefressen sind, können sie sich nicht mehr aus dem kaum fünfzehn Fuß weiten Boden des Trichters emporheben. Dann steigen die Indianer, mit langen Stöcken bewaffnet, hinunter und schlagen die wehrlosen, ängstlich kreischenden Vögel todt. Ich nahm einst an einem solchen Fange Theil, bei dem 28 Stück erlegt wurden. Die Condore sind in der Puna oft sehr dummdreist und nähern sich ohne Scheu dem Menschen. Es ist mir oft begegnet, daß beim Abbalgen der erlegten Vicuñas oder Rehe die Condore sich auf 10 bis 12 Schritt Entfernung von mir hinsetzten, um die weggeworfenen Eingeweide dieser Thiere aufzufressen.

Daß der Condor zuweilen kleine Kinder auf dem Felde anfalle, scheint mir, nach zahlreichen Erzählungen der Indianer und nach folgendem Beispiele, sehr wahrscheinlich. Ich hielt mir in Lima einen solchen Vogel, den ich ganz jung erhielt; nachdem ihm die Flügel gestutzt waren, wurde ihm eine Kette mit einem sechs Pfund schweren Eisen an den Fuß gebunden, welches er den ganzen Tag mit sich in einem großen Hofe herumschleppte. Als er anderthalb Jahre alt war flog er mit seinem Eisen auf den Kirchthurm von Santo Tomas, von wo ihn die Aasgeier hinuntertrieben. Einem Neger, der ihn auf der Straße aufgriff, um ihn nach dem Hofe zurückzutragen, riß er ein Ohr glatt am Kopfe weg. Kurz darauf verfolgte er einen dreijährigen Negerjungen, warf ihn auf den Boden und zerhackte ihm mit seinem scharfen Schnabel den Kopf so sehr, daß der Kleine in Folge

der Wunden starb. Ich wollte dieses Exemplar lebend nach Europa nehmen, aber nach zweimonatlichem Aufenthalte am Borde des Schiffes ging es auf der Höhe von Montevideo zu Grunde.

Im Arzneischatz der Indianer spielt der Condor eine große Rolle. Sein Fett wird gegen Ausschläge aller Art gebraucht, das Herz roh, oder getrocknet und dann zu Pulver gerieben, gegen Fallsucht; der frische Magen äußerlich gegen Verhärtungen der Brüste und zwar mit sehr günstigem Erfolge. Auch in der Religion der Yncas nahm er, wie Garcilaso de la Vega meldet, eine wichtige Stelle ein.

Wenn man die Cordillera oder irgend einen ihrer Arme ersteigt, so sieht man kleine zahlreiche Häufchen von unregelmäßig auf einander geschichteten Steinen, die immer am Kamme des Gebirgszuges angebracht sind, da wo sich der Weg wieder in die Tiefe neigt. Die beladenen Indianer ruhen dort immer aus und errichten ein neues Steinhäufchen oder betrachten ein schon vorhandenes mit großer Aufmerksamkeit und zerstören es dann; während der Creole und der Europäer, mit ihrer Bedeutung unbekannt, achtlos daran vorbei reiten oder sie nur als willkommenes Zeichen ansehen, daß das Ziel des beschwerlichen Berganstiegens erreicht sei.

Zur Zeit des Yncareiches pflegten die Eingebornen, wenn sie mit ihren schweren Lasten die Gipfel eines Berges erklommen hatten, ihre Bürde abzulegen und dem Pachacamac, der „belebenden Gottheit" ein Dankofer darzubringen. Das Einzige, was sie auf diesen Höhen fanden, waren Steine, die sie unter dem Ausrufe: „Apachecta" *)!

*) Von Apachay, „tragen machen", Kraft geben. In Mittelperu heißen diese Steinhaufen auch Cotoray-arçuni.

„Dem der Kraft verleiht!“ auf einander häuften. Diesen Namen behielten sie bis auf die heutige Zeit, obgleich sie seit der Eroberung eine andere Bedeutung bekamen. Sie dienen gewissermassen als Orakel. Wenn sich nämlich ein Indianer allein und für längere Zeit von seiner Hütte entfernt und sein Weib dort zurückläßt, so errichtet er auf dem Kamme eines Berges ein Steinhäufchen; findet er es bei seiner Rückkehr noch unverändert, so ist es für ihn ein Zeichen, daß ihm seine Frau, während seiner Abwesenheit, treu war; ist es aber durch irgend einen Zufall zusammengestürzt, so ist sie seinen Mißhandlungen bei der Heimkunft ausgesetzt. Sie mag auch noch so sehr ihre Unschuld betheuern, das Wahrzeichen des Apachecta gilt dem Indianer mehr als alle Versicherungen seines Weibes. In einigen Provinzen werfen die Cholos, wenn sie ihre Frauen allein zurücklassen, gekaute Cocablätter gegen einen Felsen; wenn sie dieselben bei ihrer Rückkehr noch anklebend finden, so ist ihnen, ihrer Ansicht nach, ihre Ehehälfte treu gewesen.

Die Indianer halten diese Steinhäufchen für geheiligtes Eigenthum und nie wird einer ein fremdes berühren. Nur muthwillige Mestizen machen sich zuweilen das verwerfliche Vergnügen, diese Zeichen zu zerstören und freuen sich noch beim Gedanken, daß dadurch ein unschuldiges Weib von ihrem eifersüchtigen Manne mißhandelt werde.

Drittes Kapitel.

Puna. — Temperatur. — Wirkung der Winde. — Luftströmungen. — Vegetation. — Maca. — Thiere. — Llamas. — Alpaco. — Huanacu. — Vicuña. — Chacu. — Vögel. — Viehzucht. — Schäfer. — Wohnungen. — Punadörfer. — Yncastraße und Stationen.

Zwischen der Cordillera und den Anden liegen auf einer Höhe von 12,000 Fuß ü. M. lang hingestreckt große, fast menschenleere Hochebenen, die in der Quichuasprache Puna, d. h. despoblado im Spanischen oder „unbewohnt" heißen. Sie bilden die höhern Gebirgsregionen des südamerikanischen Hochlandes und erstrecken sich durch ganz Peru von Nordwest nach Südost über 350 spanische Meilen, setzen sich durch Bolivia fort und laufen allmälig in der argentinischen Republik nach Osten aus. Nach ihren geographischen und naturhistorischen Verhältnissen bilden sie ein originelles Gegenstück zu den, jenseits der Anden gen Nordosten liegenden Llanos von Südamerika, diesen endlosen Steppen voll organischen Lebens, die wie die Puna soviel zur Charakteristik der neuen Welt beitragen.

Wenn man die terraſſenförmige Abdachung des Oſtabhanges der Cordillera von ihrem Kamme etwa 2 bis 3000 Fuß hinabſteigt, ſo gelangt man in das ausgedehnte wellenförmige Plateau, das vom Gebirgsknoten von Aſangaro bis zu dem von Pasco fortläuft und das als eine Fortſetzung des großen bolivianiſchen Plateau betrachtet werden kann, dem es nicht an Höhe, wohl aber an regelmäßiger Ausdehnung, beſonders in die Breite nachſteht. Es wird von mehreren Querketten durchſchnitten und hängt nur gewiſſermaßen durch Einſchnürungen als Ganzes zuſammen und kann daher leicht in Unterabtheilungen gebracht werden, die nicht alle gleiche Ausdehnung haben und ſich nicht zu gleicher Höhe über die Meeresoberfläche erheben. Das Plateau von Bombon *) liegt z. B. zwiſchen 13 bis 14,000 Fuß ü. M., während das von Cangallo kaum 12,000 Fuß ü. M. erreicht. In einigen Gegenden erſtreckt ſich die Puna in gleichmäßiger Ausdehnung von der Cordillera bis zu den Anden, in andern hingegen iſt ſie von tiefen Thälern durchſchnitten, die einen ganz verſchiedenen Charakter haben und die weiter unten genauer beſchrieben werden ſollen.

Das Clima dieſer Region iſt eben ſo unfreundlich, wie das der hohen Gebirgskämme. Kalte Weſt- und Südweſtwinde ſtreichen faſt das ganze Jahr von der beeisten Cordillera über die Fläche und bringen mit eben der Regelmäßigkeit wie dort, während vier Monaten, täglich heftige Gewitterſtürme, von Schneegeſtöber begleitet. Der Mittelſtand des Thermometers iſt annäherungsweiſe während der kalten Jah-

*) Eigentlich in der Quichuaſprache „Pumpu“, woraus engliſche Reiſende ſogar Bourbon gemacht haben.

reszeit, dem sogenannten Sommer (weil es nur selten schneit), des Nachts — 5° R., des Mittags + 9°, 7 R., im Winter sinkt die Queckſilberſäule des Nachts ſelten unter den Gefrierpunkt und hält ſich zwiſchen + 1 und 0° R., ſteigt aber am Mittag nur auf 7° R. Es iſt übrigens faſt unmöglich die mittlere Temperatur dieſer Gegenden anzugeben, da ſich oft in wenigen Stunden ein Wärmeunterſchied von 18 bis 20° R. zeigt, der für den Wanderer in dieſen Höhen um ſo empfindlicher iſt, da das Sinken der Temperatur gewöhnlich von ſcharfen, ſchneidenden Winden begleitet iſt, die die Haut an Geſicht und Händen ſo heftig reizen, daß ſie ſpringt und aus allen Riſſen blutet. Ein unerträgliches Brennen und eine läſtige Geſchwulſt geſellen ſich zu dieſen, an ſich unbedeutenden Wunden und machen die Hände oft für mehrere Tage unbrauchbar. Beſonders ſchmerzhaft iſt dieſes von den peruaniſchen Indianern Chuñu genannte Uebel an den Augenliedern, und wenn es ſich zu einem heftigen Surumpe geſellt, ſo iſt es eine der fürchterlichſten, denkbaren Qualen. Auch an den Lippen iſt es ſehr läſtig, da beim Sprechen und Eſſen der Schmerz ſich vermehrt und beim unvorſichtigen Lachen tiefe Schrunden entſtehen, die anhaltend bluten und nur ſchwer heilen.

Eine andere ſehr auffallende Wirkung der Punawinde iſt das außerordentlich ſchnelle Austrocknen der thieriſchen Organismen, wodurch das Verweſen derſelben verhindert wird. Ein todtes Maulthier iſt ſchon nach wenigen Tagen in eine Mumie verwandelt, ohne daß ſelbſt die Eingeweide die geringſte Spur von Fäulniß zeigen.

Oft gelangt man aus dieſen eiskalten Windſtrichen plötzlich in ſehr warme Luftſtrömungen, die zuweilen nur zwei bis

drei Schritte breit sind, oft aber mehrere hundert Fuß und sich in paralleler Richtung häufig wiederholen, so daß man im Verlaufe von ein paar Stunden fünf bis sechs solche durchschneidet. In der Hochebene, welche sich zwischen Chacapalpa und Huancavelica ausdehnt, habe ich sie besonders häufig in den Monaten August und September bemerkt. So weit meine zu wiederholten Malen angestellten Beobachtungen reichen, ist die Hauptrichtung dieser Strömungen, die der Cordillera nämlich, von S. S. W. nach N. N. O. Mein Weg führte mich einmal während mehrerer Stunden der Länge nach durch eine solche warme Schicht, die nicht breiter als sieben und zwanzig Schritte war. Ihre Temperatur war 11° R. höher, als die der sie begrenzenden Atmosphäre. Es scheint, daß diese Strömungen nicht blos temporär erscheinen, denn oft geben die Arrieros ganz genau an, wo man eine solche trifft. Diese warmen Schichten sind nicht mit der erwärmten Luft einzelner von Felsen enge eingeschlossener Schluchten zu verwechseln, denn jene streichen über die offenen Hochebenen. Die Ursache dieses sonderbaren Phänomens verdient wohl genauerer Nachforschung der Meteorologen.

Der Anblick der Puna ist ungemein einförmig und traurig; die ganze Oberfläche ist mit magern braungelben Gräsern bedeckt, die ihr ein herbstliches, fast winterliches Aussehen verleihen, das nie durch erfrischendes Grün belebt wird. Dürre Syngenesisten, die sich kümmerlich auf diesen Höhen nähren und gelbliche Echinocacteen vermögen nicht eine freundliche Abwechslung in die öde Landschaft zu bringen und selbst die großblumigen Calceolarien, die blauen Gentianen, die wohlriechenden Verbenen, die zwergartigen Cruciferen und noch manche andere Alpenpflanze, sonst Zier-

den der hohen Bergregionen, werden hier von den stroharti-gen Gräsern fast erdrückt. Nur hin und wieder begegnet man einzeln stehenden verkrüppelten Bäumen der Queñua (Polylepis racemosa R. P.) oder großen Strecken, die mit dem rothbraunen Strauche der Rataña *) (Krameria triandria R. P.) bedeckt sind, die beide sorgfältig eingesammelt und als Brennholz oder zur Verfertigung der einfacheu Dächer der Hütten verwendet werden.

Dem Ackerbau bieten das kalte Clima und der sterile Boden der Puna einen sehr beschränkten Spielraum. Nur eine einzige Culturpflanze erreicht hier noch ihre vollkommne Reife. Es ist dieß die sogenannte Maca, ein Knollen-gewächs, das wie die Kartoffeln angebaut und wie sie be-nützt wird. In vielen Gegenden bildet sie das vorzüglichste Nahrungsmittel der Eingebornen. Ihr Geschmack ist ange-nehm, etwas süßlich und in Milch gekocht dem der Casta-nien sehr ähnlich. So viel mir bekannt ist, hat noch kein Reisender dieser Pflanze Erwähnung gethan, auch ist sie bo-tanisch noch nicht genauer bestimmt (vielleicht eine Species von Tropæolum?). Die Wurzel hat ziemlich die Gestalt einer großen Castanie. Sie kann leicht Jahre lang auf-bewahrt werden, wenn sie vorerst ein paar Tage gesonnt

*) Die Rataña ist schon seit den ältesten Zeiten den Indianern als Heilmittel bekannt und wird von ihnen vorzüglich gegen Blutspeien und Ruhr gebraucht. Die meiste im europäischen Handel vor-kommende Rataña wird in den südlichen Provinzen von Peru ge-sammelt und vorzüglich in Arica und Islay verschifft. Der in Peru eingekochte Extract, der früher in großer Menge nach Europa ausgeführt wurde, ist gegenwärtig kaum noch ein Gegenstand des Handels. Von Callao ist in den letzten Jahren keine Rataña mehr verschifft worden und von Trurillo nur sehr wenig.

und hernach der Kälte ausgesetzt wurde. Sie wird dann unansehnlich, zusammengeschrumpft und ganz hart. Von diesen getrockneten Macas bereiten die Indianer ein schleimiges syrupähnliches Gericht, welches einen widerlichsüßen Geruch verbreitet, mit geröstetem Mais aber eine nicht unschmackhafte Schüssel abgiebt. Die Maca gedeiht zwischen 12 und 13,000 Fuß ü. M. am besten. In den tiefern Regionen wird sie nicht gepflanzt, da sie dort, wie die Indianer behaupten, ganz unschmackhaft bleibt.

Außer der Maca wird in der Puna nur noch Gerste angepflanzt, ich habe noch Felder davon bei 13,200 Fuß ü. M. gesehen. Sie erreicht aber nie ihre Reife, treibt sogar nur selten Aehren und wird grün als Pferdefutter abgeschnitten.

Reicher und großartiger als die Pflanzenwelt ist in diesen Höhen die Thierwelt repräsentirt. Denn hier ist die eigentliche Heimath der größten Säugethiere, die Peru besaß, ehe die Spanier Pferde und Rindvieh einführten, des Llama und seiner Gattungsverwandten, des Alpaco, des Huanacu und der Vicuña, über deren Lebensweise ich einige Beobachtungen mittheilen will *). Die beiden erstern werden als Hausthiere gehalten, das Llama vollkommen gezähmt, das Alpaco aber in halbverwildertem Zustande.

Das Llama erreicht von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von 4 Fuß 6—8 Zoll, bis zum Widerrist aber nur 2 Fuß 11 Zoll bis 3 Fuß. Die Weibchen sind in der

---

*) Ausführliche Mittheilungen über diese Thiere machte ich in der **Fauna peruana** S. 217—238 und 257. Ich habe dort ihre specifischen Verschiedenheiten nachgewiesen und die irrigen Angaben älterer und neuerer Reisenden berichtigt.

Regel kleiner und schmächtiger als die Männchen, haben aber eine geschätztere Wolle, da sie besser gepflegt werden. Die Färbung ist sehr verschieden, meistens braun mit Nüancen ins Gelbliche oder Schwärzliche; häufig sind buntscheckige, viel seltener ganz weiße oder schwarze. Die braunscheckigen werden in einigen Gegenden Moromoros genannt.

Die jungen Llamas werden in der Regel ein Jahr lang bei den Müttern gelassen, dann von ihnen getrennt und in eigenen Heerden zusammengetrieben. Im vierten Jahre werden die Männchen von den Weibchen geschieden und zum Lasttragen abgerichtet, während die letztern auf den Hochebenen auf der Weide bleiben. In den südlichen Provinzen Puno, Cuzo und Ayacucho werden die meisten Heerden gehalten und von dort nach den Silberbergwerken Nord-Peru's getrieben.

Der Preis eines kräftigen, ausgewachsenen Llama beträgt 3—4 Thaler, wenn sie heerdenweise in jenen Provinzen angekauft werden, aber nur anderthalb bis zwei. Kurz nach der Eroberung wurde jedes dieser Thiere mit 18 bis 20 Ducaten bezahlt. Durch die Vermehrung der Einhufer und Schaafe ist ihr Preis gesunken. Die Last, die das Llama trägt, darf 125 Pfund nicht übersteigen; nur selten wird ihm mehr als ein Centner aufgeladen. Wenn das Gewicht zu groß ist, so legt sich das Thier nieder und steht nicht wieder auf, bis ihm die Bürde erleichtert wird. In den Silberminen sind die Llamas von sehr großer Wichtigkeit, denn sie müssen oft das Metall von Gruben hinuntertragen, die an so steilen Felsenabhängen liegen, daß dort der Huf von Eseln oder Maulthieren keinen Haltpunkt finden würde.

In diesem Vortheile liegt ein großer Ersatz für die geringen Kräfte dieser Thiere.

Die Indianer ziehen oft mit großen Heerden von Llamas nach der Küste, um Salz zu holen. Die Tagereisen, die sie machen, sind sehr klein, höchstens von 3 bis 4 Leguas, denn die Llamas fressen nie des Nachts; sie müssen sich also während des Gehens ihre Nahrung suchen oder eine mehrstündige Rast haben. Beim Ab- oder Aufladen wird die ganze Schaar zusammengetrieben und ein einziger Strick um die langen Hälse dieser Thiere geschlungen, ohne irgend eines von ihnen festzubinden und doch wagt es keines, unter dem losen Seile durchzukriechen. Wenn sie ausruhen, so geben sie einen eigenthümlichen, leisen Ton von sich, der bei einer großen Schaar von ferne dem Zusammenklingen mehrerer Aeolsharfen gleicht.

Es ist ein hübscher Anblick eine beladene Heerde von Llamas über die Hochebenen ziehen zu sehen. Langsam und abgemessen schreiten sie vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher. Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger Gegenstand nähert, der ihnen Furcht erregt, so zerstreuen sie sich im Nu nach allen Seiten und die armen Arrieros haben die größte Mühe, sie wieder zusammen zu treiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit außerordentlicher Leichtigkeit und machen durchaus nicht den Eindruck, als würden sie zu einem so niedrigen Dienste gebraucht.

Die Indianer haben eine große Liebe für diese Thiere, sie schmücken ihnen die Ohren mit Bändern, hängen ihnen an bunten Schnüren Glöckchen um den Hals und liebkosen sie immer, ehe sie ihnen die Bürde auflegen. Wenn eines von ihnen vor Müdigkeit zusammenstürzt, so knien sie weh-

klagend neben ihm und erschöpfen sich in Schmeichelworten. Aller Pflege und Vorsicht ungeachtet, gehen auf jeder Reise nach der Küste, besonders aber auf denen nach den Wäldern, eine Menge Llamas zu Grunde, da sie das heiße Clima nicht ertragen.

Die Angaben älterer Reisenden, daß diese Thiere zum Reiten oder gar als Zugthiere benutzt werden, sind unrichtig. Zuweilen setzt sich ein Indianerjunge, wenn er einen Fluß passiren muß und er sich nicht gerne naß macht, auf ein Llama, verläßt es aber, am andern Ufer angelangt, sogleich wieder. Das Fleisch des Llama ist schwammig und schmeckt nicht angenehm; das der Weibchen jedoch besser. Ihre Wolle wird zu grobem Tuche verarbeitet.

Das Alpaco oder „Paco" ist kleiner als das Llama, denn es mißt von der Sohle bis zum Scheitel nur 3 Fuß 3 Zoll, bis zum Widerrist 2½ Fuß. Im Körper gleicht es dem Schaafe, hat aber einen längern Hals und einen zierlicheren Kopf. Sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich; an einigen Stellen, wie an den Seiten des Rumpfes, erreicht es eine Länge von 4 bis 5 Zoll. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder schwarz; es giebt aber auch Einzelne braunscheckige. Die Indianer verfertigen aus der Wolle sehr warme Decken und Ponchos. Sie wird auch häufig nach Europa ausgeführt und zu hohen Preisen in England verkauft. Die Alpacos werden in großen Heerden gehalten, die das ganze Jahr auf den Hochebenen weiden. Nur zur Schur werden sie nach den Hütten getrieben; sie sind deshalb sehr scheu und ergreifen bei der Annäherung des Menschen die Flucht. Es giebt vielleicht kein widerspenstigeres Thier als das Alpaco. Wenn eines von der Heerde

getrennt wird, wirft es sich auf die Erde und ist weder durch Schmeicheleien noch durch Gewalt zum Aufstehen zu bewegen und es erleidet lieber die heftigsten Züchtigungen, ja den qualvollsten Tod, als zu folgen. Einzelne Alpacos können auch nur transportirt werden, wenn man sie größern Heerden von Llamas oder Schaafen beigesellt. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr zum Bedürfniß zu sein, wie ihnen; nur wenn sie von frühester Jugend an in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und an das Alleinsein. Ueber die Wichtigkeit das Alpaco nach Europa zu verpflanzen, wo ihm das Clima in den gebirgigen Gegenden Deutschlands sehr wohl behagen würde, habe ich mich an einem andern Orte ausführlich ausgesprochen *).

Das größte Thier dieser Familie ist das Huanacu, denn es mißt von der Sohle bis zum Scheitel 5 Fuß und bis zum Widerrist 3 Fuß 3 Zoll. Es gleicht in seiner Gestalt so sehr dem Llama, daß bis auf die neueste Zeit unter den Zoologen die Ansicht herrschte, daß dieses nur ein veredeltes Huanacu oder jenes ein verwildertes Llama sei. Das Unstatthafte dieser Ansicht habe ich in der **Fauna peruana** hinlänglich dargethan und die specifischen Unterschiede nachgewiesen. Das Huanacu ist am Halse, dem Rücken und den Schenkeln einförmig rothbraun. Am Bauche, der Mittellinie der Brust und an der innern Seite der Gliedmaßen schmutzig weiß. Das Gesicht ist schwärzlich grau, um die Lippen heller, fast weiß. Varietäten, wie bei den Llamas und Alpacos findet man bei den Huanacus nie. Die Wolle ist kürzer als bei

---

*) Allg. Augsb. Zeitung, 4. Juni 1845.

den Llamas und weniger fein; ſie iſt aber faſt am ganzen Körper ziemlich gleichmäßig lang, nur am Halſe etwas kürzer, an der Bruſt aber viel länger.

Die Huanacu leben in Rudeln von 5 bis 7 Stück, ſelten ſind mehr bei einander. Sie ſind in den meiſten Gegenden ſehr ſcheu und laſſen ſich nur ſchwer nähern. Jung eingefangen, werden ſie gezähmt; ſie bleiben aber immer tückiſch und verwildern leicht wieder; auch können ſie zum Laſttragen nur ſehr ſchwer abgerichtet werden. Man ſieht häufig in den Menagerien in Europa dieſe Thiere, die aus Chile kommen, und für Llamas ausgegeben werden.

Zierlicher als die beiden angeführten Arten iſt die Vicuña, an Größe ſteht ſie zwiſchen dem Llama und Alpaco, denn ſie mißt von der Sohle bis zum Scheitel 4 Fuß 1 Zoll, bis zum Widerriſt 2½ Fuß. Ihr Hals iſt viel länger und ſchlanker als bei ihren Gattungsverwandten, von denen ſie ſich auch durch die viel kürzere, mehr gekräuſelte Wolle, die ausnehmend fein iſt, unterſcheidet. Der Scheitel, die obere Seite des Halſes, der Rumpf und die Schenkel ſind von einer eigenthümlichen röthlich gelben Färbung (color de Vicuña), die untere Seite des Halſes und die innere der Gliedmaßen ſind hell ocherfarben; die 5 Zoll langen Bruſthaare und der Unterleib ſind weiß.

Während der naſſen Jahreszeit halten ſich die Vicuñas auf den Cordillerenkämmen auf, wo nur noch die ſpärlichſte Vegetation gedeiht, und auf den höchſten Altos; ſie wagen ſich aber nie auf die kahlen, ſteinigen Gipfel, da die nur an Raſen gewöhnten Hufe ſehr weich und empfindlich ſind. Verfolgt ziehen ſie ſich nie auf die Eisfelder zurück, ſondern fliehen nur längs der mit Stroh bewachſenen Abhänge. In

der kalten Jahreszeit, wenn die Pflanzen in den Höhen abdorren, steigen sie in die Punathäler und suchen an den Quellen und Sümpfen ihre Nahrung. Sie leben in Schaaren, die aus sechs bis fünfzehn Weibchen bestehen, die von einem Männchen angeführt werden, das der Beschützer und Anführer der Heerde ist. Es hält sich immer zwei bis drei Schritte von seiner Weiberschaar zurück und bewacht sie auf das sorgfältigste, während diese sorglos weidet. Bei der Annäherung der geringsten Gefahr giebt es ein Zeichen durch ein helles Pfeifen und ein schnelles Vortreten; sogleich vereinigt sich der Rudel, streckt die Köpfe neugierig nach der Gefahr drohenden Seite hin, nähert sich ein paar Schritte und dreht sich dann plötzlich zur Flucht, die anfangs langsam und unter stetem Umsehen, dann aber in größter Eile ausgeführt wird. Das Männchen deckt den Rückzug, bleibt öfter stehen und beobachtet der Feind. Mit einer seltenen Treue und Anhänglichkeit lohnen die Weibchen die Wachsamkeit ihres Anführers, denn wenn dieser verwundet oder getödtet wird, so laufen sie laut pfeifend im Kreise um ihn herum und lassen sich alle todt schießen, ohne die Flucht zu ergreifen. Trifft aber das tödtende Blei zuerst ein Weibchen, so flieht die ganze Schaar, wenn sogar alle Weibchen eines Rudels erlegt werden, so rettet sich das noch übrig gebliebene Männchen. Die Huanacu-Weibchen, die ebenfalls von einem Leiter angeführt werden, sind viel weniger anhänglich, denn sie entfliehen immer, wenn ihr Anführer getödtet wird.

Die männlichen Vicuñas vereinigen sich zu eigenen zahlreichen Schaaren, die oft vierzig bis fünfzig Stück zählen. Sie sind mißtrauisch, scheu und leben in stetem Kriege unter einander. Das Geschrei der Vicuñas ist ein kurzes, scharfes

Pfeifen; es ist dem der übrigen Arten zwar sehr ähnlich, aber ein etwas geübtes Ohr kann alsobald unterscheiden, von welcher es herrührt, wenn plötzlich diese durchdringenden Töne die reine Punaluft durchschneiden, und auch das schärfste Auge die Thiere selbst nicht entdecken kann.

Nicht selten begegnet man auf den Hochebenen vereinzelten Vicuñas, denen man sich leicht nähern kann und die, wenn sie auch die Flucht ergreifen, doch bald ermattet stehen bleiben. Die Indianer nennen sie »Vicuñas aguzanadas« und behaupten, sie seien so zahm, weil sie von Würmern zerfressen werden. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt, denn bei einem solchen Thiere, das ich mit den Wurfkugeln fing, war die Leber ganz von Eingeweidewürmern zerstört. Die feuchten Weiden mögen vorzüglich an dieser Krankheit Schuld sein; auch lehrt die Erfahrung, daß man nur in der nassen Jahreszeit Vicuñas aguzanadas findet.

Die Vicuñas haben, wie ihre Gattungsverwandten, die Gewohnheit ihre Umgebungen mit Geifer und halbverdautem Futter zu bewerfen. Die Llamas und Huanacus thun es in der Regel nur, wenn sie gereizt werden; die Vicuñas hingegen und die Alpacos bespeien auch den harmlos Vorübergehenden und zielen gewöhnlich nach dem Gesichte, das sie nur selten fehlen. Der breiige Auswurf riecht ekelhaft und färbt die Haut stark grün, so daß man sie nur mit Mühe reinigen kann.

Die Indianer bedienen sich nur selten der Feuergewehre, um die Vicuñas zu erlegen. Sie fangen sie im sogenannten Chacu, im Monate April oder Mai, wenn die Pferde von der Winterweide kommen. Zu diesen sonderbaren Jag-

den muß jede Familie der Punadörfer wenigstens einen Mann stellen. Die Wittwen werden als Köchinnen mitgenommen. Die ganze Versammlung, die oft aus 70 bis 80 oder noch mehr Individuen besteht, zieht in die Altos (die strenge Puna), wo sich die Vicuñas aufhalten. Es werden Stöcke und ungeheure Knäuel von Bindfaden mitgenommen. In einer passenden Ebene werden die erstern, je zwölf bis fünfzehn Schritte von einander in die Erde gesteckt und durch den Bindfaden in einer Höhe von 2—2½ Fuß mit einander verbunden. Auf diese Weise wird ein kreisförmiger Raum von einer halben Stunde im Umfange, abgesteckt, indem auf einer Seite ein Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen gelassen wird. Die Weiber hängen an die Schnur des Umkreises bunte Lappen, die vom Winde hin und her geweht werden. Sobald der Chacu fertig ist, so zerstreuen sich die Männer, von denen ein Theil beritten ist, und treiben von vielen Meilen in der Runde alle Rudel von Vicuñas durch den Eingang in den Kreis. Wenn eine gehörige Anzahl versammelt ist, wird dieser verschlossen. Die scheuen Thiere wagen es nicht über den Faden mit den flatternden Fetzen wegzuspringen und werden so eingeschüchtert, von den Indianern leicht mit den Bolas erlegt. Diese Bolas bestehen aus drei Kugeln, zwei schweren und einer leichtern, aus Blei oder Steinen, die an langen Schnüren, aus den Achillessehnen von Vicuñas gedreht, befestigt sind. Diese Schnüre werden an ihren freien Enden zusammen geknüpft. Beim Gebrauche wird die leichtere Kugel in die Hand genommen und die beiden übrigen in weiten Kreisen über den Kopf geschwungen. In der gehörigen Entfernung vom Ziele, nämlich 15 bis 20 Schritte, wird die Handkugel auch losgelassen,

und nun schwirren alle drei im Kreise auf den bestimmten Punkt los und schlingen sich um den festen Gegenstand, den sie treffen. Den Thieren wird gewöhnlich nach den Hinterfüßen gezielt. Die Bolas binden diese so fest zusammen, daß jede Bewegung gehemmt ist und das Thier stürzt. Den mit Wolle Versehenen werden die Kugeln auch um den Hals geworfen, sie verwickeln sich dann so darin, daß man sich ihrer leicht bemächtigen kann. Es braucht große Gewandtheit und lange Uebung, um sich der Bolas geschickt zu bedienen, besonders zu Pferde; denn nicht selten verwundet der Neuling sich oder sein Thier lebensgefährlich, wenn er den Kugeln nicht den richtigen Schwung giebt, oder sie zu frühe aus der Hand läßt.

Die mit Bolas gefangenen Vicuñas werden abgeschlachtet und das Fleisch den Anwesenden gleichmäßig vertheilt. Die Felle hingegen gehören der Kirche; entweder erhält sie der Pfarrer als Tribut, oder sie werden verkauft und aus dem Erlös die nothwendigen Reparaturen in der Kirche vorgenommen. Der Preis eines Felles ist 4 Reale. Im Jahr 1827 erließ Don Simon Bolivar ein Decret, dem zufolge die durch die Chacus eingefangenen Vicuñas nicht getödtet, sondern nur geschoren werden durften. Das Gesetz blieb aber kaum ein Jahr in Kraft, denn das Scheeren dieser Thiere wurde durch ihre Wildheit fast unmöglich gemacht. Zur Zeit der Incas soll das nämliche Gesetz bestanden haben, es erlaubte jedoch männliche, alte Vicuñas zu tödten. In jener Epoche wurden diese Jagden in einem viel großartigeren Maßstabe ausgeführt. Die Incas versammelten jährlich 25 bis 30,000 Indianer, die aus einem Umkreise von 20 bis 25 Meilen alles Wild in einen ungeheuren Chacu treiben

mußten. Bei dem sich immer enger schließenden Kreise wurden die Reihen der Indianer verdoppelt und vervierfacht, so daß kein Thier entfliehen konnte. Die Schädlichen, wie die Bären, Cuguar und Füchse wurden getödtet, von den Hirschen, Rehen, Vicuñas und Huanacus nur eine bestimmte Anzahl. Es sollen oft bis auf 40,000 Thiere zusammen getrieben worden sein *).

Wenn Huanacus in die jetzigen Chacus kommen, so durchbrechen sie, weniger scheu als die Vicuñas, die Schnur oder setzen darüber hinweg; dann folgen ihnen auch die Vicuñas. Es wird daher beim Treiben wohl Acht darauf gegeben, keine der erstern mit zu jagen. Sobald alle Vicuñas im Chacu getödtet sind, so wird dieser wieder aufgerollt, was die Weiber mit außerordentlicher Fertigkeit ausführen, und einige Meilen weiter wieder aufgestellt. Die ganze Jagd dauert eine Woche. Die Zahl der in dieser Zeit getödteten Thiere ist sehr verschieden, oft beträgt sie nur 50 bis 60 Stück, oft aber mehrere hundert. Ich nahm während fünf Tagen an Chacu in den Altos von Huayhuay Theil. Es wurden 122 Vicuñas gefangen und aus dem Erlöse der Felle ein neuer Altar in der Kirche gebaut. Das Fleisch wird an der Luft gedörrt und giebt dann zerstampft und mit spanischem Pfeffer zubereitet (Charquican) ein wohlschmeckendes Gericht. Es ist viel zarter und angenehmer als das Fleisch der Llamas. Aus der Wolle werden die feinsten Gewebe und sehr dauerhafte Hüte verfertigt. Jung eingefangen werden die Vicuñas leicht gezähmt und sind dann

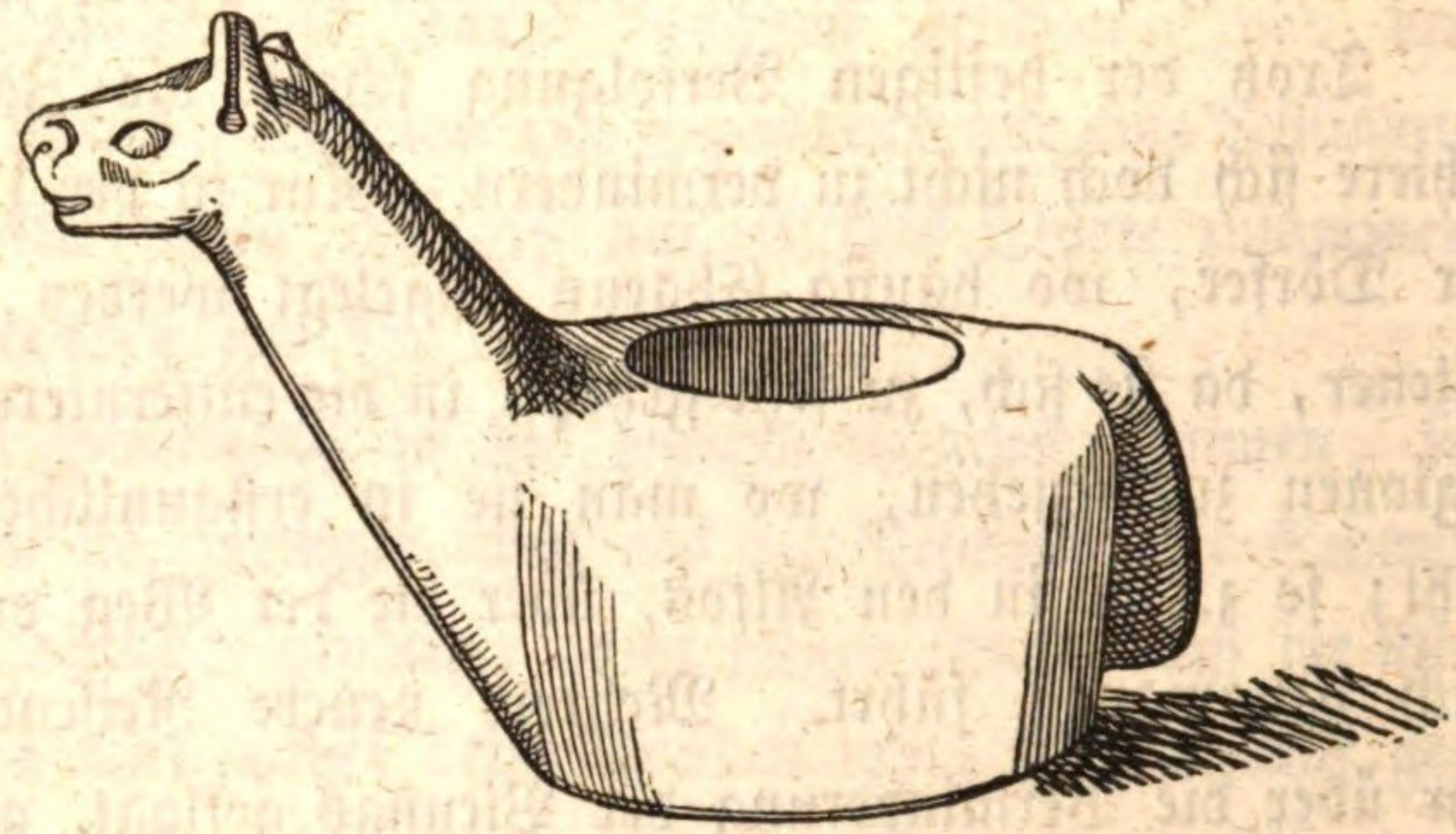
*) Garcilaso de la Vega Comment. real. Fol. 134.

sehr zutraulich. Im Alter werden sie aber tückisch und durch das häufige Spucken unerträglich. Ich besaß in Tarma eine sehr schöne, große Vicuña, die mir wie ein Hund überall nachfolgte, ich mochte zu Fuß oder zu Pferde sein.

Trotz der heftigen Verfolgung scheint die Zahl dieser Thiere sich doch nicht zu vermindern. Nur in der Umgegend der Dörfer, wo häufig Chacus angelegt werden, sind sie seltener, da sie sich, zu sehr gehetzt, in die entfernteren Punaregionen zurückziehen, wo man sie in erstaunlicher Menge sieht; so z. B. in den Altos, über die der Weg von Huari nach Huamanga führt. Mehrere neuere Reisende haben sehr über die Verminderung der Vicuñas geklagt, aber ganz ohne Grund, denn in frühern Zeiten wurden sie weit mehr verfolgt als jetzt.

Unter der Regierung der Incas, als fast jede nützliche Pflanze oder Thier ein Gegenstand der Anbetung war, erzeigten die Peruaner dem Llama und seinen Verwandten eine fast göttliche Verehrung, denn sie verdankten ihnen ausschließlich die Wolle für ihre Kleider und das Fleisch für ihre Nahrung. In den Tempeln waren große Statuen von Gold und Silber in Form von diesen Thieren und in den Häusern wurden, gewissermaßen als Laren, steinerne und thönerne Gefäße aufbewahrt, die, wenn auch roh, ihre Form ziemlich genau wieder gaben. In der schönen Sammlung von Hrn. Baron Clemens von Hügel in Wien befinden sich vier solche Gefäße aus Porphyr, Basalt und Granit, die alle vier Species repräsentiren. Der eine von den Holzschnitten, die nach diesen Originalien verfertigt sind, stellt

die Vicuña



mit ihrem langen, dünnen Halse vor, der andere das ge=
drängte Alpaco

mit der langen, fast zottigen Wolle.

Diese Gefäße sind selten und es ist mir während meiner Anwesenheit in Peru nicht gelungen, mir solche zu verschaffen. Es bleibt immer noch räthselhaft, wie die alten Peruaner ohne eiserne Handwerkszeuge die harten Steine so zuschneiden, besonders aber aushöhlen konnten.

Außer diesen angeführten Thieren sind für die Puna charakteristisch und bemerkenswerth: der hirschartige Tarush (Cervus antisiensis Orb.), dessen Geweihe nur aus zwei Gabeln bestehen, das scheue Reh, das sich von hier bis in die höher gelegenen Waldgürtel der Anden und in die tiefen Küstenthäler verbreitet, und die Felsenhasen, die Viscachas (Lagidium peruanum May und L. pallipes Benn.) und Chinchillas (Eriomys Chinchilla Licht.), deren Felle das bekannte ausgezeichnet feine Pelzwerk liefern. Diese Thierchen, die in Form und Farbe den Kaninchen gleichen, aber kürzere Ohren und einen langen rauhhaarigen Schwanz haben, leben an den steilen Felsenwänden in Ritzen und Löchern, die sie besonders am Morgen und Abend verlassen, um die feinen Alpengräser abzuweiden. Die Indianer legen ihnen des Nachts vor die Löcher Schlingen aus Pferdehaar, in denen sie sich leicht fangen. Ihre Menge ist so groß, daß man oft an einem Tage bei mehreren Tausenden vorbei reitet, die an den Felsen sich herumtummeln. Das bedeutendste Raubthier auf diesen Höhen ist der Atoc (Canis Azaræ Pr. Max.), ein Fuchs, der fast über ganz Südamerika verbreitet ist. An Schlauheit und Unverschämtheit gleicht er ganz seinem europäischen Verwandten und schleppt, wie dieser, alles was er findet, in seine Höhle, wahrscheinlich für seine Jungen. Ich traf in einem Fuchsbau, den ich aufgrub, ein Stück von einem hölzernen Steigbügel, einen Sporn und

ein Messer in der Scheide, Gegenstände, die wahrscheinlich ein Reisender verloren hatte. In den wärmern Seitenthälern der Puna haust der Cuguar (Felis concolor L.) oder Poma, wie ihn die Indianer nennen und wagt sich, von Hunger getrieben, bis in die höchsten Alpenregionen an die Gränze des ewigen Schnees, wo er die Vicuñas und Rehe beschleicht. Nur selten verirrt sich in die kalte Puna der wilde Hucumari (Ursus ornatus Fr. Cuv.), ein großer schwarzer Bär mit weißlicher Schnautze und hellen Binden längs der Brust.

Von der zahlreichen Schaar der Vögel, welche die Puna bewohnen und die vorzüglich den Ordnungen der Sumpf- und Wasservögel angehören, will ich nur wenige, für diese Region charakteristische, erwähnen. Neben dem Condor, der immer über den ausgedehnten Flächen schwebt, ist als Raubvogel nur der Huarahuau oder Aloi (Polyborus megalopterus Cab.) *), zum Geschlechte der Geierfalken gehörend, ein steter Bewohner der Hochebenen und bemächtigt sich schaarenweise der gefallenen Thiere, ohne jedoch die lebenden anzugreifen. Gerne hält er sich in der Nähe der menschlichen Wohnungen auf, um die von den Bewohnern weggeworfenen Ueberreste zu verschlingen. Er ist sehr harmlos und so wenig scheu, daß er mit Stöcken todt geschlagen werden kann. Um die Felsen fliegen die Acacli oder „Pito" (Colaptes rupicola Orb.), braungesprenkelte Spechte mit gelbem Bauche. Groß ist ihre Zahl und man begreift schwer, wovon sich diese Vögel in der von Insekten fast ganz entblößten Punaregion ernähren, da ihre Gattungsverwandten sonst ausschließliche Bewohner der Wälder sind.

*) Phalcoboenus montanus Orb.

Zwischen den Büscheln des strohartigen Grases laufen die Pishacas oder „Yntu", eine Art Rebbhühner (Tinamotis Pentlandii Vig.), umher, die von den Indianern mit Hunden gefangen werden. Diese Hunde der Punaindianer bilden eine eigene Art (Canis Ingæ Tsch.), die sich durch einen kleinen Kopf mit spitzer Schnautze und aufrecht stehenden kleinen Ohren, einen vorn gerollten Schwanz und einen langen, dichten und rauhen Pelz auszeichnen. Ihre Färbung ist dunkel ochergelb mit schwarzen, wellenförmigen Schattirungen. Sie leben immer im halbverwilderten Zustande, sind falsch, tückisch, fallen mit Ingrimm auch weit überlegenere Feinde an und schleppen sich tödtlich verwundet noch zum Angriffe. Gegen den weißen Menschen haben sie eine besondere Abneigung und es ist für den europäischen Reisenden ein ziemlich gewagtes Unternehmen, sich einer Indianerhütte zu nähern, die von diesen Gebirgshunden bewacht wird, denn sie springen oft hoch an den Pferden hinauf, um den Reiter in die Waden zu beißen. Selbst gegen ihren Herrn sind sie hinterlistig und bissig und gehorchen ihm nur unter Schlägen, aber eigenen sich eben in diesem, der rohen Natur und ihrem Instinkte näher liegenden Zustande trefflich zum Hüten der Viehheerden und zum Aufspüren der Rebbhühner, die sie nach einigen Sprüngen todt beißen.

Ein kleiner Vogel, kaum von der Größe eines Staares, in bescheidenem Gefieder, auf dem Rücken braun mit schwarzen Streifen, an der Kehle grau mit zwei dunkeln Binden, am Unterleibe weiß, zeichnet sich durch die sonderbare Gewohnheit aus des Nachts, nach jeder vollendeten Stunde, einen monotonen Ruf ertönen zu lassen. Die Indianer nennen ihn Ingahuallpa, der „Hahn der Inga" (Thinocorus

Ingæ Tsch.) und knüpfen manchen Aberglauben an sein regelmäßiges Geschrei. Reich belebt sind die Sümpfe und Lagunas. Dort lebt paarweise die Huachua (Chloephaga melanoptera Eyt.), eine blendend weiße Gans mit dunkelgrünen Flügeln, deren Spiegel im lebhaftesten Violette glänzen. Füße und Schnabel sind hochroth. In den von Menschen häufig besuchten Gegenden ist sie sehr scheu; in den entlegenen Altos aber sorglos und läßt sich leicht nähern. Sie nistet auf Felsen. Sobald die Jungen flügge sind, werden sie von der Mutter aus dem Neste geworfen, wobei die, welche noch nicht stark genug sind sich in den Lüften zu halten, auf den Steinen ihren Tod finden. Die Indianer fangen diese Gänse jung ein und zähmen sie; sie pflanzen sich aber in der Gefangenschaft nicht fort. Der Huachua ähnlich in der Farbe des Gefieders, der Füße und des Schnabels ist der metallglänzende Regenpfeifer, der Licli (Charadrius resplendens Tsch.). In großen Schaaren hält er sich in den sumpfigen Hochebenen auf und nähert sich furchtlos den Reisenden. Besonders häufig sind zwei Ibisarten, die vorzüglich der Puna angehören, aber auch in die tiefer gelegenen Thäler ziehen. Die eine ist die Bandurria (Theristocus melanopis Wagl.), die fast über ganz Südamerika verbreitet ist, die andere die Yanahuico (Ibis Ordi Bonap.) mit dunkelgrünem Gefieder und carminrothem Schnabel und Füßen. Auf den Lagunen schwimmen lange Züge von Quiulas (Larus serranus Tsch.), weiße Möven mit schwarzem Kopfe und rothem Schnabel, und paarweise das Riesenwasserhuhn (Fulica gigantea Soul.), das mit seinen kurzen Schwingen den schweren Körper nicht in die Luft zu erheben vermag. Es ist schwarzgrau und hat an der Wurzel des dunkelrothen

Schnabels einen großen, gelben, bohnenförmigen Höcker, weshalb ihm die Indianer den Namen Auash sinqui (Bohnennase) gegeben haben. Es nistet auf einzeln stehenden Steinen in den Lagunen und trägt seine Jungen, wenn sie sich noch nicht allein auf das Wasser wagen, beim Schwimmen auf den halbgeöffneten Flügeln mit sich.

Von den wenigen Amphibien ist für diese Region besonders bemerkenswerth eine kleine Unke (Leiuperus viridis Tsch.), die an der Gränze des ewigen Schnees lebt.

Die Punagräser werden als Futterkräuter benutzt. Man trifft daher häufig in den geschützten Punathälern Meiereien, sogenannte Haciendas de Ganado, die große Viehheerden besitzen. Nicht selten sind solche, die 60—80,000 Schafe und 4—500 Kühe zählen. Während der nassen Jahreszeit wird das Vieh in die Altos getrieben und weidet dann in den höchsten Regionen, oft bis 15,000 Fuß ü. M. Wenn aber der Frost die Gräser abdorrt, so muß es in die sumpfigen Thäler gebracht werden und leidet dann großen Hunger. Die Kühe geben daher während sechs Monaten keine Milch und selbst in der günstigen Jahreszeit gewinnt man von jeder nur eine kleine Schale; denn die peruanischen Indianer verstehen das künstliche Aufziehen der Kälber nicht und müssen daher den Kühen noch hinreichende Milch lassen, um die Jungen zu nähren. In den Haciendas wird Butter und Käse bereitet. Erstere ist gut, letzterer aber sehr schlecht, da der von der Molke geschiedene Käs, ohne irgend eine weitere Zubereitung, sogar ungesalzen, in Formen gepreßt und dann in Ichugras eingewickelt wird.

Die Schafe werden beim Beginn der kalten Jahreszeit geschoren. Die Wolle wird meistens im Gebirge selbst zu

einem groben Zeug, der sogenannten Bayeta, verarbeitet; sie ist fein, und die wenige, die ausgeführt wird, auf den europäischen Märkten geschätzt. Das alte Vieh wird geschlachtet und das Fleisch an der Luft getrocknet, das sodann eine Hauptnahrung der Bewohner der Puna, besonders der Bergleute, und der Indianer der Wälder abgiebt. Das gedörrte Kuhfleisch heißt Charqui, das der Schafe Chalona. Die Stiere, die in der Regel auf den entlegensten Altos weiden, werden meistens für die Stiergefechte in den Gebirgsdörfern aufgespart. Da sie nur selten Menschen sehen, so sind sie sehr wild; einzelne verwildern so sehr, daß selbst die Hirten nicht wagen, sie einzufangen. Sie halten sich gewöhnlich in sumpfigen Gegenden auf und bringen die Nacht unter überhangenden Felsen zu. Durch diese Stiere wird das Reisen in vielen Theilen der Puna sehr gefährlich gemacht, denn sie fallen die Menschen oft so plötzlich an, daß kaum noch an Rettung zu denken ist. In der Regel geben sie aber ihre Annäherung durch ein dumpfes Brüllen kund, aber auch dann ist es in der offenen Ebene fast unmöglich zu entfliehen. Es begegnete mir mehr als einmal, daß ich mich nur durch einen wohlgezielten Schuß vor dem wüthend heranstürzenden Stiere retten konnte.

Die Gebäude der Haciendas sind aus rohen Steinwänden aufgeführt, und in große viereckige Räume abgetheilt, die immer feucht, kalt und unwohnlich sind. Unter den Strohdächern sind gewöhnlich lange Reihen von ausgestopften Füchsen aufgehängt, da jedem Indianer, der ein Altes dieser Thiere tödtet, ein Schaf und für ein Junges ein Lamm gegeben wird. Die Cholos sind daher sehr eifrig auf der Fuchsjagd, und es wird ihnen nicht schwer, sie mit glückli-

chem Erfolge zu betreiben, denn die Füchse sind in einigen Gegenden in solcher Menge vorhanden, daß sie eigentlich zur Landplage werden.

Da die Schafe auch in der trockenen Jahreszeit auf den Höhen leichter ihr Futter (pasto) finden als das Rindvieh, so läßt man sie das ganze Jahr in der strengen Puna unter Aufsicht von Indianern. Des Nachts werden sie in Corrale, große viereckige Räume ohne Dach, getrieben und von Hunden bewacht. Im Sommer wird der Dünger aus diesen Corralen eingesammelt und als vortreffliches Brennmaterial für die Schmelzofen der Bergwerke verkauft. Die Schäfer haben die Verpflichtung alle Jahre einmal das dürre Gras der Puna abzubrennen, um besseres Futter zu erzielen. Ein Punabrand bietet aber nie den imposanten Anblick dar, wie der Prairiebrand von Reisenden in Nordamerika geschildert wird, wahrscheinlich weil das Punastroh kürzer und immer etwas feucht ist. Auch sollen die Schäfer soviel als möglich die schädlichen Pflanzen Garbanzillos und Mala yerba zerstören. Die Schoten der ersten sind für Pferde und Rindvieh ein sehr schnell tödtendes Gift und jährlich gehen eine sehr große Zahl in Folge ihres Genusses zu Grunde. Ein Arriero, der meine Ladungen führte, verlor vor etwa 12 Jahren in einer Nacht in Antrarangra 54 Maulthiere, die sich durch Garbanzillo vergiftet hatten.

Die Wohnungen der Schäfer sind nach dem unbequemen und originellen Style aller Indianerhütten in der Puna gebaut und geben dem europäischen Reisenden keinen gerade vortheilhaften Begriff von der Intelligenz dieser Indianer, besonders wenn er an die kunstvollen Biberwohnungen in Nordamerika oder an die Architektur der soliden Termiten-

paläſte in den Wäldern des Südens denkt. Die ganze Baukunſt dieſer Hütten beſteht darin, daß auf einem bequemen, etwas geſchützten Platze, in einem Zirkel von 8 bis 10 Fuß im Durchmeſſer, große Steine als Fundament gelegt, dieſe mit Erde oder Raſen bedeckt, darauf wieder Steine und Erde geſchichtet werden, bis die Mauer eine Höhe von etwa vier Fuß hat. Auf der, dem herrſchenden Winde gegenüber lie-

genden Seite läßt man eine 1½ bis 2 Fuß breite Oeffnung als Thür. Unmittelbar auf dieſes niedrige Gemäuer wird das Dach geſetzt, das aus ſechs bis acht Magaypfählen beſteht, die oben in eine Spitze zuſammengebunden werden. Die Magay ſind die Stämme der amerikaniſchen Agave (Agave americana), die inwendig ein ſchwammiges, weiches

Mark, außen aber einen zähen und starken Bast haben und also den Bewohnern der höhern Gegenden Peru's ein außerordentlich leichtes und starkes Bauholz liefern. Auf dieses Pfahlwerk werden mit dünnen Strohstricken kleine Stäbe wagerecht festgebunden und auf das zuckerhutförmige Gerippe Punastroh geworfen. Zum Schutze gegen den Wind wirft man endlich noch zwei Strohstricke kreuzweise über die Dachspitze, läßt sie an den Seiten hinunterhängen und befestigt an ihren Enden schwere Steine. Damit ist der Bau vollendet. Das Haus oder der Thurm hat in seiner Mitte eine Höhe von acht Fuß, an den Seiten aber nur $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß, und dabei ist der Eingang so schmal, daß man nur gebückt seitlich hineinkriechen kann, und ich oft meinen peruanischen Sattel nicht hineinbringen konnte. Die Stelle einer hölzernen Thür vertritt eine ungegerbte Kuhhaut.

Mit der Unbequemlichkeit wetteifern im Innern dieser unwohnlichen Gebäude die Armuth und Unreinlichkeit, die einen widerlichen Anblick darbieten. Zwei Steine bilden den Feuerheerd, in dem mit trockenem Kuhdünger (buñegas), oder mit schlechtem Torfe (Champa), ein spärliches Feuer unterhalten wird. Ein irdener Topf zum Kochen der Suppe, einige alte Scherben zum Rösten des Mais, zwei oder drei Kürbisschalen als Teller und ein Porongo zum Aufbewahren des Wasservorrathes, das ist der Inbegriff des ganzen Hausgeräthes.

Auf alten, schmutzigen, von widerlichem Ungeziefer wimmelnden Schaffellen liegen auf der Erde herum die Bewohner der Hütte, der Indianer mit seinem Weibe, und kauen in thierischer Apathie ihre Coca, nackend wälzen sich auf dem feuchten Boden herum die Kinder, wo das fast

fortwährend durch das Dach triefende Wasser zu stehenden Pfützen sich sammelt. Drei oder vier hungrige Schäferhunde, Lämmer, die ihre Mutter verloren haben, und Schaaren von Meerschweinchen vollenden das Bild dieser indianischen Hausbewohnerschaft.

Es dünkt wohl nicht sonderlich anmuthig und dennoch, wenn der Reisende von den Gefahren und Mühen des Tages und der Unbill der Witterung erschöpft, eine solche Hütte erreicht, so klagt er weder über den erstickenden Rauch, der sie erfüllt, noch über die mephitischen Dünste, die ihm beim Eintritt entgegenqualmen, noch über das wimmelnde Ungeziefer, das alles bedeckt, oder über die klaffenden Köder, die ihm feindlich den Eingang streitig gemacht haben, sondern nimmt dankbar auf dem nassen Boden sein Plätzchen ein, um sich aus seinem Sattelzeug ein Lager zu bereiten, froh, nur wieder unter dem wirthlichen Dache von Menschen zu sein, seien es auch nur solche, die vor den Thieren wenig voraus haben.

Freilich wird diese karge Freude unendlich verbittert und der Reisende um manche ersehnte Ruhestunde betrogen durch die Bewohner der Hütte, die ihrer Zahl nach die Hauptklasse bilden, durch das unausstehliche Ungeziefer. Das Peinlichste, das in diesen Punahütten zu treffen ist, sind die Kleiderläuse, die sich bei dem Reisenden, der eine einzige Nacht in einer solchen Wohnung schläft, so hartnäckig festsetzen, daß er sich, trotz aller Mühe und Reinlichkeit, Monate lang nicht mehr von ihnen befreien kann. Alle erdenklichen Mittel sich vor ihnen zu schützen, sind erfolglos. Wäsche, die auch Wochen lang in gefrornem Wasser steht, wird, zum Trockenen an die Sonne gelegt, mit den wieder-

belebten Insekten ganz bedeckt. Das einzige Befreiungsmittel ist, die Kleider zu sieden und sie dann gleich in kaltes Wasser zu tauchen. Die Eingebornen behaupten dieses hartnäckigen Widerstandes wegen, die Läuse fliegen. Der peruanische Indianer hat sich mit diesem Ungeziefer so sehr familiarisirt, daß es ihm weder lästig noch ekelhaft ist; wenn er sich davon befreit, so ist es nur, um es zu kauen. Bei ihm ist es sogar ein Zeichen großer Zuneigung, wenn einer dem andern diese Thiere von Kopf oder den Kleidern wegnimmt und sie zerbeißt. Die äußerst ekelhaften Scenen, wie sich die Familienglieder gegenseitig diese Insekten ablesen und die Zähne und Lippen voll ihrer zerquetschten Körper haben, kann man alle Sonntage in diesen schmutzigen Hütten sehen.

Die Häuser der Punadörfer sind von ähnlicher Bauart, wie diese isolirten Hütten; sie sind aber etwas geräumiger und länglich viereckig, aber nicht weniger unreinlich. Nur, wenn irgend ein Erwerbszweig, sei es Bergbau oder Transithandel, Creolen oder Europäer hinführt, oder sich solche dort niederlassen, sind sie wohnlicher und haben einen der Civilisation mehr entsprechenden Anstrich. Wenn ein Cholo mit seiner Familie für mehrere Tage seine Hütte verläßt, so verrammelt er den Eingang mit Steinen, und so bleibt ihm sein geringes Eigenthum gesichert, denn nie würde ein Indianer es wagen, diese Steine wegzunehmen, obgleich es ein Leichtes wäre, durch den auf diese Weise nur schlecht verwahrten Eingang in die Hütte zu dringen.

Die Nahrung der Punaindianer besteht aus geröstetem Mais (Cancha), ähnlich zubereiteter Gerste (Machca), und Macas, zuweilen aus gedörrtem Fleische, das auf Kohlen geröstet wird. Wenn sie auch einen größern Vorrath von

Lebensmitteln besitzen würden, so fände sich doch in der verdünnten Luft ein großes Hinderniß für die verfeinerte Kochkunst. In den hochgelegenen Gegenden siedet das Wasser bei einer so niedrigen Temperatur, daß Kartoffeln und Fleisch, wenn sie auch 24 Stunden lang kochen, doch nicht weich werden. Die Macas, die bei niedrigerm Siedepunkt gar kochen, haben daher für diese Regionen einen großen Vortheil über die Kartoffeln. Es ist komisch, zu hören, wie die Indianer, unbekannt mit der wahren Ursache dieser Erscheinung, bald den Töpfen, bald den Weiden, oder dem Alter der Thiere Schuld geben, daß das Fleisch nicht weich wird. Selbst die gebildeteren Peruaner erschöpfen sich in Vermuthungen, und oft habe ich gesehen, wie ein Pfarrer die Schafe aus den tiefen Gebirgsthälern kommen ließ, glaubend ihr Fleisch würde leichter gar.

Man findet in der Puna noch zahlreiche Ueberreste der mächtigen Heerstraße der Incas, welche sich von Cuzco nach Quito durch ganz Peru erstreckte und die wohl das großartigste Werk genannt werden kann, das Amerika besaß, ehe europäische Civilisation dorthin gebracht wurde. Wer auch nicht vertraut ist mit der weisen Herrschaft der alten peruanischen Könige, mit ihren umsichtigen Gesetzen und mit der hohen Cultur, die sie über das ganze Land verbreiteten, muß schon durch diesen Riesenbau zum günstigsten Urtheile über den Zustand der Bildung zu jener Zeit geführt werden; denn wohl eingerichtete Landstraßen sind immer ein Beweis eines mächtigen Fortschrittes einer Nation. Peru besitzt gegenwärtig keinen einzigen Weg, der auch nur von ferne dieser Heerstraße an die Seite gestellt werden könnte. Die besterhaltenen Fragmente sah ich in den Altos zwischen Jauja

und Tarma. Nach diesen zu urtheilen, hatte die Straße eine Breite von 25 bis 30 Fuß und war mit glatten, breiten Steinen gepflastert. Alle zehn bis zwölf Schritte war eine Reihe schmaler etwas erhabener quer über gelegt, so daß sie beim Steigen terassenförmig war; ihr Rand war ebenfalls mit einem niedrigen Walle gleichmäßiger, schmaler Steine eingefaßt.

Auch sieht man noch häufig auf den Hügeln der Hochebenen wohl erhaltene Stationshäuser der Boten, welche die Befehle der Incas durch das ganze Land verbreiteten. Diese Stationen waren immer auf Anhöhen gebaut, in einer Entfernung von einander, daß immer von einer die Nächstfolgende jeder Seite deutlich zu sehen war. Sobald ein Bote, Chasqui genannt, von einer Station weglief, wurde ein Signal aufgehißt, worauf der nächstfolgende ihm den halben Weg entgegenkam und die mündliche Mittheilung, oder den schriftlichen Befehl im Quipo (Schnurschrift, wovon weiter unten) erhielt, und sogleich nach der Station zurückkehrte, wo er von einem andern abgelöst wurde, der auf die nämliche Weise die Depesche weiter förderte. So wurde eine stete Verbindung von der Hauptstadt mit allen Theilen des Landes unterhalten und mit erstaunlicher Schnelligkeit die Befehle der Herrscher bis an die entferntesten Gränzen des Reiches getragen. Als Beweis, wie groß diese Schnelligkeit war, führe ich nur die, von gewichtigen Autoritäten erzählte Thatsache an, daß auf der königlichen Tafel in Cuzco frische Fische aufgestellt wurden, die im Meere beim Sonnentempel von Lurin (über 200 Leguas von Cuzco) gefangen wurden. Diese Entfernung soll in der Regel in anderthalb Tagen und einer Nacht zurückgelegt worden sein.

Die Botenhäuser sind nicht mit den Forts zu verwechseln, die längs der großen Incastraße angelegt wurden, um die Getreidemagazine zu beschützen, welche die Incas erbauen ließen, um in diesen, aller Hülfsmittel entbehrenden, Hochebenen für ihre Armeen die nöthigen Lebensmittel aufzubewahren. Ihre Ueberreste sind in den Altos von Süd- und Mittelperu noch sehr gut erhalten. Es waren in der Regel weite, runde Thürme an Felsenabhängen gebaut, mit zahlreichen, aber unregelmäßigen, langen, 4 bis 5 Zoll breiten, Oeffnungen. Ihr Eingang war ebenfalls sehr schmal, bei vielen unterirdisch und in ziemlicher Entfernung vom Thurme.

Sogar die weiten, flachen Ebenen, in denen keine Spur von menschlichen Wohnungen zu entdecken ist, werden von den habgierigen, peruanischen Mestizen und Creolen nach vergrabenen Schätzen durchwühlt. Sie stützen sich dabei auf folgende Ueberlieferung. Als der letzte regierende Inca „Atabiliba" oder „Atahuallpa" von D. Franzisco Pizarro in Caxamarca gefangen gehalten wurde, versprach er dem spanischen Heerführer als Lösegeld sein 22 Fuß langes 17 Fuß breites Gefängniß so hoch mit Gold anzufüllen als ein Strich reiche, den Pizarro mit seinem Schwerte an der Wand mache. Das Gold aber, das der Inca in Caxamarca und der Umgegend auftreiben konnte, reichte kaum hin den bestimmten Raum zur Hälfte auszufüllen. Er schickte daher Boten nach Cuzco, um das Fehlende aus dem königlichen Schatze zu ergänzen, und wirklich sollen von dort eilftausend Llamas, jedes mit hundert Pfund Gold beladen, nach Caxamarca abgegangen sein. Ehe sie aber anlangten wurde Atahuallpa, auf Anrathen von Don Diego de Almangra und des Dominicanermönchs Fr. Vicente de Valverde, erhängt. Die Schreckens-

nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land und traf die abgesandten Indianer, als sie ihre schwer beladenen Llamas über die Hochebenen von Mittelperu trieben. An der Stelle, wo sie die Trauerbotschaft traf, verscharrten sie sogleich alle ihre Ladungen und zerstreuten sich erschrocken.

Ob nun die Zahl der Llamas wirklich so groß war, mag dahin gestellt bleiben. Daß aber sehr bedeutende Goldtransporte unterwegs waren und daß sie verscharrt wurden, ist factisch; auch ist es ganz dem verschlossenen Charakter der Indianer entsprechend, daß sie diese Schätze nicht wieder ausgruben. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß jetzt noch einzelne Indianer ganz genau den Ort wissen, wo sie liegen, aber aus einer heiligen Scheu, die sich durch Jahrhunderte von Vater auf Sohn vererbt hat, dieses Gold, an dem das Blut ihres letzten Königs klebt, unberührt lassen und es auch nie entdecken werden.

Nach Angaben, die viele Wahrscheinlichkeit für sich haben, wurde dieses Gold in den Altos von Mito, eines kleinen Dörfchens im Thale von Jauja, verscharrt. Dort sind auch schon häufige Nachforschungen gemacht worden, aber wie schwer ist es in der unermeßlichen Hochebene die kleine, so reiche Stelle zu treffen! Auch andere Puna's sind schon vielfältig durchsucht worden, aber immer vergebens.

Viertes Kapitel.

Cerro de Pasco. — Bergwerke. — Bergleute. — Amalgamation. — Ertrag der Minen. — Das Leben im Cerro de Pasco. — Mineros. — Indianer. — Silberreichthum von Peru. — Verschlossenheit der Eingebornen. — Laguna von Chinchaycocha. — Schlacht von Junin. — Räuberische Indianer.

Wenn der Reisende den beschwerlichen Weg von der Hauptstadt Peru's durch die engen Gebirgsthäler und über die wilde Cordillera zurückgelegt hat, wo er nur elende Dörfer oder vereinzelte Hütten traf, in denen er kaum das spärlichste Obdach fand und er nach dem langweiligen Durchreiten der monotonen Hochebene von Bombon hinter dem Dorfe Pasco sich den sumpfigen und steilen Weg bis zum Rücken des Gebirgszuges von Olachin hinaufgewunden hat, so sieht er plötzlich vor sich eine volkreiche Stadt, die ihm in dieser eisigen Region von Ferne einen überraschend angenehmen Eindruck macht; denn in ihren wohlverwahrten Häusern mit den dampfenden Schornsteinen und den schützenden, grauen Bleidächern verspricht er sich einen wohnlichen und heimischen Aufenthalt. Diese Stadt ist der durch seine rei-

chen Silberminen weltberühmte Cerro de Pasco. Sie liegt unter 10° 48′ S. B. und 76° 23′ W. L. G. auf einer Höhe von 13,673 Fuß ü. M., da, wo sich die Cordillera mit den Anden zum zweiten, großen peruanischen Gebirgsknoten vereinigen. In einer tassenförmigen Vertiefung, rings von steilen, nackten Felsenkuppen umgeben, zwischen denen sich mühsame Pfade hinunterschlängeln, dehnt sie sich auf sehr unebenem Terrain, fast nach allen Seiten von kleinen Lagunen und Sümpfen begränzt, in unregelmäßigen Abtheilungen aus. So angenehm der erste Eindruck war, den ihr Anblick von der Höhe auf den müden Wanderer machte, so sehr vermindert er sich beim Betreten der Stadt selbst. Krumme, enge und schmutzige Gassen winden sich zwischen unregelmäßigen Häuserreihen, in denen, neben den armseligen Indianerhütten, stattliche Wohnungen stehen, die, von der Ferne betrachtet, der Stadt einen fast europäischen Charakter verleihen. Ohne nur einen Blick auf die wimmelnden Menschenmassen, die Straßen und Plätze anfüllen, zu werfen, zeigt schon die mannigfaltige Architectur der Häuser dem Beobachter, wie verschiedenartige Bewohner sich vereint haben, um in den Tropen, fast an der Gränze des ewigen Schnees, eine Stadt von dieser Bedeutung und von solchem bunten Aeußern zu erbauen; die wilde Natur der Umgebungen, das strenge, fast unerträglich kalte Klima drängen ihm zugleich auch die Ueberzeugung auf, daß nur ein mächtiges Bindemittel alle diese Elemente zu einem innigen Zusammenwirken bestimmen konnte. Und dem ist wirklich so. Die reichen Silbergänge, die in verschiedenen Richtungen das Thal und die umliegenden Berge durchziehen, haben in dieser unwirthlichen Region, wo die Erde auf ihrer Oberfläche nichts mehr

zu erzeugen vermag, wo sie aber ihre verborgenen Schätze aufgeschlossen hat, die verschiedensten Nationen auf einem Punkte und zu einem Zwecke zusammengeführt.

Vor ungefähr 215 Jahren, so erzählt die Geschichte, hütete ein Indianer, Namens Huari Capcha, in einer kleinen Pampa, die südöstlich von der Laguna de Llauricocha, der Mutter des mächtigen Amazonenstroms, liegt, seine Schafe. Als er sich eines Tages weiter als gewöhnlich von seiner Hütte entfernt hatte, suchte er an einem Bergabhange, dem Cerro de Santiestevan, Schutz gegen die Kälte; er zündete ein großes Feuer an, und fand, zu seinem Erstaunen, am folgenden Morgen die Steine unter der Asche geschmolzen und in Silber umgewandelt. Freudig theilte er diese Entdeckung seinem Brodherrn, einem Spanier D. Jose Ugarte, mit, der eine Hacienda in der Quebrada von Huariaca besaß. Dieser begab sich sogleich nach der bezeichneten Stelle und fand einen sehr reichen zu Tage kommenden Gang von Silbererzen, den er sich sogleich zuschreiben ließ und mit dem größten Erfolge bearbeitete. Diese Grube wird jetzt noch ausgebeutet, und heißt «la descubridora» (die Entdeckerin). Bald kamen von dem nur zwei Stunden entfernten Dorfe Pasco, wo in den Bergen von Colquirirca sehr reiche Minen bearbeitet wurden, mehrere Minenbesitzer nach Llauricocha, suchten und fanden neue Gänge, und legten neue Gruben an. Durch den außerordentlichen Reichthum der Erze wurden immer mehr und mehr Menschen herbeigezogen, die Einen, um zu arbeiten, die Andern, um der stets wachsenden Bevölkerung die nöthigen Lebensmittel zuzuführen, und so entstand ziemlich rasch eine Stadt, die zu Zeiten, wenn die Ausbeute der Metalle sehr groß ist, bis 18,000 Einwohner zählt.

Es ist nicht meine Absicht hier diesen höchst merkwürdigen Ort, über dessen Geschichte sich ein dickes Buch schreiben ließe, genauer zu schildern, noch über die Art und Weise, wie die Metalle gewonnen und geschieden werden, ausführlichere Mittheilungen zu machen; beides ist schon zu oft von europäischen Reisenden aller Nationen und von eingebornen Schriftstellern sehr umständlich geschehen. Ich beschränke mich daher auf die Angabe einiger gedrängter Notizen, die allgemeineres Interesse haben möchten.

Es lassen sich im Cerro de Pasco zwei sehr bedeutende Silbergänge nachweisen; der eine, die „Veta de Colquirirca", streicht fast in gerader Richtung von N. nach S. und ist bis jetzt in einer Länge von 9,600 Fuß und einer Breite von 412 Fuß verfolgt worden; die andere, die „Veta de Pariarirca", deren Richtung von O. S. O. nach W. N. W. ist, kreuzt die erstere, wie man annimmt, fast unter dem Marktplatze der Stadt; sie ist in einer Längenausdehnung von 6,400 Fuß und einer Breite von 380 Fuß bekannt. Von diesen Hauptgängen laufen nach allen Richtungen unzählige Erzadern, so daß man den Boden wie von einem Silbernetze durchzogen betrachten kann. Ein paar tausend Oeffnungen (bocaminas) führen zu diesen Gängen. Die meisten sind in der Stadt selbst, in kleinen Häuschen, viele in den Wohnungen der Minenbesitzer. Eine große Anzahl dieser Gruben ist nur sehr oberflächlich (cortes), andere haben aber eine bedeutende Tiefe und verdienen eigentlich den Namen von Minen (über 500). Alle aber, sie mögen nun tief sein oder nicht, sind sehr unordentlich, ja unvernünftig bearbeitet, da nur das Interesse, auf möglich wenig kostspielige Weise große Ausbeute zu erlangen, ihre Besitzer leitet. Ohne auf irgend

eine solide Weise die gefährlichen Stellen aufzumauern oder zu sichern, wird nur immer das Erz im Gange ausgebrochen, und alle Nebenarbeiten, wie sie die Vorsicht und Vernunft erfordern, vernachläßigt. Das Einstürzen dieser unordentlich abgeteuften Minen ist daher sehr gewöhnlich, und es vergeht kein Jahr, ohne daß in den verschiedenen Bergwerken eine Menge von Indianern verschüttet wird. Eine traurige Berühmtheit hat die nun ganz zerstörte Mine „Matagente" erlangt, in der, in Folge dieser sträflichen Nachläßigkeit, 300 Arbeiter zugleich ihren Tod fanden. Ich habe verschiedene Gruben befahren, darunter auch die „Descubridora", die eine der tiefsten ist, und schätzte mich immer glücklich, wieder an die Oberfläche zurückzukehren, denn wenn man auch mit unbefangenem Auge diese Arbeiten betrachtet, so muß man gestehen, daß das Leben in der Tiefe keinen Augenblick sicher ist. Ueber halb faule Querhölzer und lose Steine, die als Stufen dienen, oder an rostzerfressenen Ketten und modernden Stricken, da wo keine Hölzer anzubringen waren, führt der Weg fast senkrecht in die Tiefe, während von den nassen Wänden dem Herabsteigenden loses Gesteine nachrollt.

Zu den reichsten Gruben, die in verschiedenen Zeiten sehr große Ausbeute gaben, gehören die erwähnte Descubridora, Santa Rita, Santa Rosa, Mina grande, Santa Catalina, Mercedes, Dolores, San Yudas, Jesus Nazareno u. s. f. Die meisten Gruben führen die Namen von Heiligen. Wie man erzählt, belegte ein Engländer eine mit einem nichts weniger als religiösen Namen; er konnte aber die Indianer nicht bewegen sie zu bearbeiten. Auf einer gewissen Tiefe angelangt, dringt in die meisten Schachte Wasser, das den Bergbau ungeheuer erschwert. Zwar sind meh-

rere Ableitungsstellen getrieben, aber sie vermögen eben so wenig die Gruben zu entleeren, als die höchst unvollkommenen Dampfmaschinen oder die Handpumpen.

Wenn eine Mine sehr reiche Metalle liefert, so heißt es, sie ist in »boya«, was bei der großen Anzahl fast immer bei der einen oder andern der Fall ist. Es giebt Zeiten, wo dieß bei vielen eintritt, dann vermehrt sich die Bevölkerung des Cerro oft um das Doppelte oder Dreifache.

Die Minenarbeiter, die nur Indianer sind, theilen sich in zwei Klassen. In solche, die das ganze Jahr ununterbrochen in den Bergwerken arbeiten, meistens den Minenbesitzern, auf Vorschuß hin, verschuldet, als Bergleute eingeschrieben sind, und in solche, die, nur von den Boyas angelockt, nach dem Cerro kommen, die sogenannten „Maquipuros". Sie gehören meistens den entferntern Provinzen an, und kehren, wenn die Metalle nicht mehr ergiebig sind, wieder in ihre Heimath zurück. Die Bergleute werden wieder in zwei Abtheilungen geschieden; in die Barreteros, die die Erze brechen und in Hapiris oder „Chaquiris", die sie aus den Gruben fördern. Diese Arbeit ist in den sehr steilen und engen Schachten außerordentlich mühevoll. Jeder Hapiri trägt 50 bis 75 Pfund Metall auf höchst unbequeme Art, in einem ungegerbten Felle (Capacho), aus der Mine und verrichtet diese Arbeit gewöhnlich ganz nackt, denn trotz der Kälte des Climas wird es ihm bei dem sauern Geschäfte so heiß, daß er sich gerne der Kleider entledigt. Da die Arbeiten Tag und Nacht fortgesetzt werden, so sind die Bergleute in Abtheilungen (puntas) eingetheilt, von denen jede 12 Stunden in den Gruben zubringen muß. Um 6 Uhr Morgens und Abends lösen sich die Puntas ab. Jede ist von einem

Caporal angeführt und steht unter der Aufsicht eines Mayordomo. So lange eine Grube noch unter Wasser ist, oder schlechte Metalle liefert, werden die Arbeiter mit Geld bezahlt. Die Barreteros erhalten in der Regel sechs Reale täglich, die Hapiris nur vier. Wenn sich aber eine Boya zeigt, so erhalten sie, statt des baaren Geldes, Antheil an dem Erze (huachacas). Jeder Arbeiter bringt dann, wenn die Punta abgelöst wird, ein Tuch voll Metall (una mantada) aus der Grube. Bei der Hauptablage, dem Rejistro, wird es in fünf Theile getheilt, ein Theil fällt den Dampfmaschinen zu, die übrigen $^4/_5$ werden wieder in zwei Hälften getheilt, von denen die eine der Minenbesitzer, die andere der Arbeiter erhält. Die Barreteros und Caporale haben einen größern Antheil als die Hapiris und die Mayordomos wieder mehr als jene. Wenn reiche Stufen gebrochen werden, so suchen sie die Indianer zu entwenden, was aber nicht ohne große Schlauheit ausgeführt werden kann, da alle Arbeiter beim Rejistro auf das sorgfältigste visitirt werden. Nichts desto weniger werden die Aufseher sehr häufig betrogen. Ein Hapiri erzählte mir, wie er die reichste Silberstufe, die er je gesehen hatte, beim Rejistro vorbeitrug; er band sich nämlich die Platte auf den Rücken und stellte sich dann so krank, daß ihm der Caporal die Erlaubniß gab, die Grube zu verlassen. In seinen Poncho gehüllt, wurde er von zwei Mitwissern hinaufgetragen und der Schatz in Sicherheit gebracht. Wenn die sogenannte Polvorilla, ein schwarzes, pulverförmiges, sehr reiches Schwefelsilber gefunden wurde, so zogen sich die Arbeiter aus, befeuchteten den ganzen Körper und wälzten sich dann in diesem Silberstaube, der fest ankleben blieb. Zu Hause angekommen, wuschen sie sich die Kruste ab, die einen Werth von mehreren

Thalern hatte. Doch auch dieser Betrug wurde ihnen vereitelt, denn schon seit vielen Jahren müssen sich die Bergleute im Rejistro zur Visitation ganz entkleiden.

Die Ausscheidung des Silbers wird von den großen Minenbesitzern in den „Haciendas", die einige Leguas vom Cerro de Pasco entfernt sind, vorgenommen. Sie geschieht auf eine sehr unvollkommene, rohe und dabei doch sehr kostspielige Weise. Zum Amalgamiren des Queckſilbers mit dem Metalle in den kreisförmig ausgemauerten Circos werden Pferde gebraucht, die von einem Burschen während mehreren Stunden, in verschiedenen Richtungen, im Kreise herumgetrieben werden. Diese Pferde sind klein, unansehnlich und halb verwildert. Sie kommen aus den Departementen Ayacucho und Cuzco, wo sie in unermeßlichen Heerden gehalten werden. Das Queckſilber greift ihre, schon durch den fortwährenden Aufenthalt in der Puna abgenutzten Hufe sehr an. Die Pferde werden daher, trotz der Vorsicht sie sogleich in's Wasser zu treiben, wenn sie aus dem Circus kommen, in wenigen Jahren zu aller Arbeit untauglich und gehen zu Grunde.

Bei der sehr mangelhaften Behandlung der Metalle muß die Masse zwei bis drei Monate mit dem Queckſilber vereint liegen, ehe dieses letztere ausgeschieden werden kann. Diese Operation ist eben so roh, als die Amalgamation selbst. Die vereinigte Metallmasse wird in trichterförmige Säcke von Segelleinwand gefüllt und das Queckſilber so viel wie möglich ausgepreßt. Der Rückstand, die sogenannte Pella, wird in feuerfeste, dicht verklebte Töpfe gelegt, von denen ein alter Flintenlauf nach einem Wasserbehälter (gewöhnlich einer zerschlagenen Botija) leitet und dann ein starkes Torf-

feuer um dieselben angezündet, so daß sich der Rest des Queck-silbers verflüchtigt und theilweise im Wasser wieder sammelt. Ist alles entfernt, was nach drei bis vier Stunden der Fall ist, so zerschlägt man die Töpfe und nimmt das Silber (die Piña) heraus. Der Verlust des Queckſilbers wird auf jede Mark Silber zu einem halben Pfunde angeschlagen. Das Queckſilber kömmt meistens aus Spanien (nur weniges aus Idria oder Huancavelica) in eisernen Krügen, die 75 Pfund dieses Metalles fassen. Der Preis eines solchen Kruges be-trägt in Lima 60 bis 100 span. Thaler, steigt aber zeiten-weise auch auf 135 bis 140. Bedenkt man den ungeheuern Verlust, den die peruanischen Minenbesitzer beim Abtreiben und durch die übrigen sehr mangelhaften Vorrichtungen haben, so sieht man leicht ein, daß der Gewinn vielleicht um ein Drittheil weniger ist, als er in europäischen Amalgamations-werken wäre.

Im Cerro de Pasco selbst wird ziemlich viel Silber in den sogenannten Boliches ausgeschieden, wobei auf die nämliche Weise wie in den großen Haciendas, aber nur in kleinerm Maßstabe, verfahren wird. Das Amalgamiren ge-schieht nicht durch Pferde, sondern durch Indianer, die stun-denlang das Queckſilber mit der Erzmasse zusammenstampfen, ein Geschäft, das sie meistens baarfuß verrichten. Daher sind auch Mercurialvergiftungen, Lähmungen ꝛc. bei diesen Leuten sehr häufig. Das nicht selten vorkommende Springen der Töpfe, während des Abtreibens des Queckſilbers, trägt ebenfalls dazu bei im Cerro diese Krankheiten sehr allgemein zu machen. Die Besitzer der Boliches (meistens Italiener) sind nicht Minenbesitzer; sie kaufen die Metalle von den Grubenarbeitern, denen sie auf Abrechnung ihrer Huachacas

Waaren, Brantwein u. s. w. vorschießen. Ihrerseits erhalten sie das Geld zu ihren Unternehmungen von Capitalisten, die ihnen sechsfache Zinsen berechnen, oder die nöthigen Materialien zur Ausschmelzung gegen beträchtliche Vergütungen liefern. Nichts desto weniger sammeln sie sich, indem sie die Indianer auf alle mögliche Weise tyranniſiren, in der Regel in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen. Der Indianer ist immer der, der am meisten arbeitet und am wenigsten Gewinn hat.

Nach gesetzlicher Bestimmung soll das in den Minen von Pasco gewonnene Silber nach einem von der Regierung erbauten Schmelzhause, der Callana, gebracht und dort in Barren von 100 Pfund eingeschmolzen und gestempelt werden; zugleich auch um bestimmte Abgaben zu bezahlen, nämlich von jeder Barre 6 Thaler für's Schmelzen, 12½ Thaler für das Tribunal de Mineria und 25 Thaler für die großen Stollen zum Entwässern der Minen. Der Werth des Silbers schwankt im Cerro de Pasco zwischen 7 und 8 Thalern für die Mark. Der Münzwerth in Lima ist 8½ Thaler.

Der jährliche Ertrag der Bergwerke von Cerro de Pasco ist nicht auszumitteln, denn eine unglaublich große Menge von Silber wird, ohne in die Callana zu kommen, über die Hochebenen nach der Küste geschmuggelt und von dort nach Europa verschifft. So wurde im Jahr 1838 eine Contrebande von 85,000 Mark Silber nach dem Hafenstädtchen Huacho geführt und dort an Bord eines kleinen Schooners in Sicherheit gebracht. In Lima giebt es Neger, die sich nur damit befassen, solches geschmuggeltes Silber zu verschiffen. Sie thun es mit so großer Kühnheit und Zuversicht, daß sie, auf Verlangen, den Werth des ungeprägten

Silbers in Geld hinterlegen, bis sie das anvertraute Gut sicher auf den Schiffen untergebracht haben. Dabei begnügen sie sich mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Belohnung.

Die Quantität des in der Callana vom Cerro de Pasco geschmolzenen und einregistrirten Silbers beläuft sich jährlich zwischen 2 bis 300,000 Mark; nur selten übersteigt es die letztgenannte Summe. Von 1784 bis 1820, 1826 und 1827, also in 39 Jahren, betrug die Totalsumme acht Millionen 51,409 Mark, also eine Durchschnittssumme von 206,446 Mark; dabei ist zu bemerken, daß das Jahr 1784 nur mit 68,208 Mark, 1785 mit 73,455 Mark dasteht, daß 17 Jahre unter 200,000 Mark und nur 3 Jahre über 300,000 Mark lieferten *). Der Ertrag ist immer im Steigen und Sinken. In neuester Zeit war er oft sehr bedeutend. Die fortwährenden Revolutionen hindern aber außerordentlich den Aufschwung des Bergbaues. Beim Sturze von Santa Cruz wurde der umsichtigste und thätigste Minenbesitzer des Cerro Don Miguel Otero verbannt, was ein für lange Zeit sehr fühlbarer Verlust war. Seit einigen Jahren ist indessen wieder viel für den Aufschwung des Bergwesens gethan worden, und vorzüglich wurde die Aufmerksamkeit auf eine schnellere und weniger kostspielige Amalgamation gerichtet.

Das Leben im Cerro de Pasco ist höchst unangenehm, und nur das gewichtige Geldinteresse kann zu einem langen dortigen Aufenthalte bestimmen. Das Clima ist das, schon im vorhergehenden Capitel beschriebene, der höhern Puna: kalt, stürmisch, mit heftigen Gewittern und anhaltenden

---

*) Rivero Memorial de ciencias naturales. Tom. I. pag. 164.

Schneegestöbern. Die bessern Wohnungen sind zwar bequem eingerichtet und gegen die rauhe Witterung mit guten, englischen Kaminen wohl verwahrt; wer aber nicht den ganzen Tag im geheizten Zimmer hinter den Taglohnslisten und den Schacherbüchern sitzt, kann sich mit der schneidend kalten Luft und den traurigen Umgebungen nur schwer vertraut machen. Auch ist es für den Neuling ein höchst unangenehmes Gefühl, wenn er bedenkt, wie die ganze Erde hier unterhöhlt ist und wenn er des Nachts durch die gerade unter seinem Bette heraufтönenden, dumpfen Hammerschläge der arbeitenden Indianer aufgeweckt wird. Glücklicherweise gehören die Erdbeben in diesen Gegenden zu den Seltenheiten. Ein heftiger Erdstoß würde die ganze Stadt in den Schooß der Erde versenken.

Da der Cerro durch sich selbst nichts anderes als Silber hervorbringt, so ist der Aufenthalt daselbst sehr theuer. Alle Lebensbedürfnisse werden aus der Ferne herbeigebracht. Zwar sind die Magazine mit allem reichlich versehen, was die Nothwendigkeit oder der Luxus verlangen, aber die Preise sind außerordentlich hoch gestellt, da sie der weite Transport, die Gewinnsucht der Verkäufer und der Ueberfluß an Geld bestimmen. Der Markt ist mit Lebensmitteln aller Art überfüllt und kann an Mannigfaltigkeit dem von Lima an die Seite gestellt werden, denn die Küste, die Hochebenen und die Wälder liefern ihre Erzeugnisse dorthin, dennoch übersteigen die geforderten Preise den wirklichen Werth, wenn er auch den Verhältnissen angepaßt würde, um mehr als das Doppelte. Die Miethzinse der Wohnungen sind ebenfalls so beträchtlich, wie man sie kaum anderswo wieder findet. Der Unterhalt der Pferde, sobald sie in der Stadt

selbst gehalten werden, ist außerordentlich kostspielig. Wenn der Frost in den tiefer gelegenen Thälern den Klee abdorrt und die Gerste nur spärlich wächst, so kann ein Pferd mit einer täglichen Ausgabe von 2½ bis 3 span. Thalern nur vor dem Hunger geschützt werden, ohne dabei seine hinlängliche Nahrung zu haben. In der Regenzeit hingegen ist das Futter wohlfeiler, und mit einem Thaler erhält man zureichend, um das Thier wohl zu ernähren. Die feinen Pferde werden daher nach Tarma oder nach der Quebrada von Huanuco geschickt, die geringeren und die Maulthiere in den umliegenden Hacienden auf die Weide getrieben.

Die Bewohner von Cerro de Pasco bilden ein so buntes Gemisch, wie man es wohl nicht in einer Stadt, die fast 14,000 Fuß ü. M. mitten im wilden Gebirge liegt, suchen würde. Die Völker zweier Welttheile sind dort vertreten, denn es giebt wohl wenige Länder von Europa oder Amerika, die nicht einen Repräsentanten aufzuweisen hätten. Der Schwede und der Sicilianer, der Canadenser und der Argentiner finden sich hier auf einem Punkte und eines Interesses wegen vereinigt. Man kann die Bevölkerung von Cerro in zwei Abtheilungen trennen, in Kaufleute und in Bergleute, beide im ausgedehnten Sinne des Wortes. Die Kaufleute sind zum großen Theile Europäer oder weiße Creolen, insbesondere die, welche Inhaber größerer Magazine sind. Die meisten Besitzer von Restaurationen, Caffehäusern und Brantweinschenken sind hier, wie in Lima, Italiener, vorzüglich Genuesen. Der Kleinhandel wird von Mestizen betrieben und mit dem Verkaufe von Lebensmitteln beschäftigen sich die Indianer, die sie aus den fernen Gegenden herbeibringen.

Von den Bergleuten verdienen nur zwei Classen einer besondern Erwähnung, nämlich die Minenbesitzer (Mineros) und die arbeitenden Indianer. Die erstern sind meistens Abkömmlinge aus alten spanischen Familien, welche schon in frühern Zeiten Besitzer von den Bergwerken waren, aus denen sie ungeheure Summen schöpften, aber im Verlaufe der Jahre durch ihre sinnlose Verschwendung ihre Reichthümer wieder verloren. Nur wenige Mineros sind in der gegenwärtigen Zeit reich genug, um aus eigenen Mitteln den höchst kostspieligen Bergbau zu betreiben; sie müssen sich daher an Capitalisten in Lima wenden, die ihnen die nöthigen Summen gegen 100 bis 120 Procent jährliche Zinse vorstrecken und überdieß noch die Forderung stellen, daß ihnen die Silberbarren zu einem geringern Werthe als dem Münzpreise geliefert werden. In diesen harten Bedingungen und in dem durch die Nothwendigkeit aufgedrungenen Mißbrauche die Bergleute bei reicher Ausbeute mit Metallen zu bezahlen, ist der Grund der schlechten Bearbeitung der Minen zu suchen; denn dem Minero ist daran gelegen, bald der drückenden Schuld los zu werden und dem Arbeiter, recht viel Erz aus der Grube zu scharren, möge nun diese über kurz oder lang zusammenstürzen. Die Capitalisten haben übrigens keinerlei Sicherheit als das Wort des Minero und seine Ehrlichkeit und können bei schlechtem Ertrage der Minen alle ihre beträchtlichen Vorschüsse verlieren.

Im Charakter und der Lebensweise des Minero liegt übrigens noch ein Grund, warum er sich in ökonomischer Beziehung selten auf eine glänzende Stufe schwingt. Unersättlich habgierig, begnügt er sich nie mit dem auch reichen Ertrage seiner Gruben, und vertieft sich daher immer mehr und

mehr in neue Unternehmungen, in denen wieder die gewonnenen Capitalien verloren gehen. Die Beispiele, daß sich ein Minenbesitzer nach der Ausbeute einer Boya, mit seinem, nach jahrelangen vergeblichen Arbeiten, endlich erworbenen Reichthum zurückgezogen hätte, gehören zu den größten Seltenheiten. Die eitle Hoffnung, durch fortgesetztes Graben ihn zu vermehren, treibt ihn das Gewisse an das Ungewisse zu wagen. Die Gruben liefern nur noch geringe Metalle oder die Bergwasser dringen in den Schacht; da nun schon ein Theil des Gewinnstes an die Fortsetzung der Arbeiten gesetzt ist, so muß auch noch der Rest folgen, aber es bleibt erfolglos, und er sieht sich genöthigt, wiederum zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Jahre verstreichen, die erwartete Boya bleibt immer aus; er stirbt zuletzt mit seinen schönen Hoffnungen und der einst sehr reiche Minero hinterläßt seinen Kindern nur eine tief verschuldete Grube mit höchst unsichern Aussichten auf große Schätze.

Es ist merkwürdig, wie das Interesse am Bergbau sich zu einer Wuth steigert, die keine Gränzen kennt. Wenn auch der Minero hundert Mal seinen gänzlichen Ruin in dieser Carriere erkennt, so übertäubt doch die Geldgier die Stimme der Vernunft und die unbesonnenen Hoffnungen malen ihm von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr einen nahen unermeßlichen Reichthum vor.

Mit diesem rücksichtslosen, starren Verfolgen des einmal eingeschlagenen Weges vereinigt sich die unüberwindliche Neigung zu Karten- und Würfelspiel zum Verderben des Minero. Vielleicht nur in wenigen Punkten der Welt wird so viel und hoch gespielt, wie im Cerro de Pasco, wo durch den Ueberfluß des Silbers diesem Nationallaster der Spanier und

ihrer Abkömmlinge nur zu reichliche Nahrung geboten wird. Schon in den frühen Morgenstunden sind Würfel und Karten in Bewegung. Der Minenbesitzer verläßt seine Listen und Silberwaagen und der Kaufmann seine Elle, um sich im Laufe des Tages für ein paar Stunden im Spiele zu ergötzen, und am Abende bildet es fast die einzige Unterhaltung in den bessern Häusern der Stadt. Die Mayordomos, meistens junge Männer aus guten Familien der Sierra, die den Tag über die Puenta in der Grube geleitet haben, setzen sich bei einbrechender Nacht mit ihren Kameraden an den grünen Tisch und verlassen ihn erst wieder, wenn sie die Glocke um sechs Uhr Morgens mahnt, den Schacht zu befahren. Oft verspielen sie ihren künftigen Antheil an einer Boya, noch lange bevor sich eine solche gezeigt hat. Fast alle Spieler setzen über ihre Kräfte ein und verlieren die Aussicht auf eine schuldenfreie Existenz oft für lange Jahre. Wie beim Bergbau, so geht es auch hier; zum Gewinn soll sich Gewinn häufen, bis zuletzt Alles verloren wird. Die Goldmassen sind in stetem Hin- und Herwandern und bleiben zuletzt doch nur bei sehr Wenigen, meistens Spielern von Profession, an denen es nie mangelt, während die übrigen sich nur mit dem Gedanken an den vergangenen Besitz trösten können und kaum noch die kärglichsten Mittel besitzen, sich und ihre vernachläßigten Familien zu ernähren.

Die arbeitende Klasse der Bergleute besteht nur aus Indianern, die sich aus den nahen und fernen Provinzen hier einfinden, besonders in großer Menge, wenn sich der Ruf mehrerer bedeutenden Boyas verbreitet. Ihre Zahl hängt von dem Ertrage der Bergwerke ab. Wenn schlechte Metalle gefördert werden, so beläuft sie sich auf drei- bis vier-

tausend, bei reicher Ausbeute aber auf mehr als das Dreifache.

Der Reisende, der sich einen Begriff von den Indianern im Allgemeinen machen wollte nach denen, die er im Cerro de Pasco sieht, würde ein höchst unrichtiges Bild erhalten, denn sie gehören zur verworfensten Classe, die der Boden von Peru trägt. Nicht, daß sie von Natur schlechter wären als die übrigen, aber die Verhältnisse machen sie dazu. Auch hier bestätigt sich wieder der Satz, daß der indianische Eingeborne in dem Maße an Verworfenheit zunimmt, in dem er mit dem gewinnsüchtigen Weißen in Berührung kömmt.

Mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer arbeitet der Indianer in den Schachten und fördert sein Werk, wie es europäische Bergleute unter diesen Verhältnissen gewiß nicht im Stande wären. Dies gilt besonders von dem Hapiri. Mit schlechter Nahrung und noch schlechterer Wohnung zufrieden, befährt er zur bestimmten Stunde die Grube, erfüllt dort sein saures Tagwerk, während dem er nur durch den viermaligen Genuß der Coca *) einige Erholung findet, und empfängt am Ende der Woche nach Abzug aller Lebensmittel und Waaren, die er vom Minero auf Abrechnung erhalten hat, noch höchstens einen Thaler in Geld. Dieses bestimmt er zum Sonntagsvergnügen, das im Genuß von Chiche und Brantwein besteht, der so lange fortgesetzt wird, als das Geld oder der Credit der Pulperos ausreichen. Das ist das Leben des in den armen Gruben um bestimmten Tagelohn arbeitenden Indianers. Wenn er aber Theilhaber der Boya ist, wodurch er in Besitz von größern Summen

*) Ueber die Coca weiter unten.

Geldes gelangt, so überläßt er sich ganz seinem wüsten Hange zu geistigen Getränken. Dann sind die ekelhaften Pulperias sein steter Aufenthalt. Vom Topfe mit Maisbier eilt er in die Brantweinschenke, von da taumelt er auf die Straße und bleibt bewußtlos in irgend einem Graben oder Loche liegen, wo er durch die strenge Kälte des Nachts zugleich auch sein Grab findet, wenn er keine Angehörigen hat, die ihn unter ein schützendes Dach schleppen. Sobald er aus dem Rausche erwacht, ist wieder sein erstes Verlangen nach Brantwein, und so erholt er sich nicht aus seinem trunkenen Zustande, bis ihn endlich der gänzliche Mangel an Geld wieder nüchtern macht. Dann kehrt er, zufrieden mit den schönen Tagen, die er verlebte, wieder in die Gruben zurück.

In der aufgeregten, der vollkommenen Trunkenheit vorangehenden Stimmung sind die Indianer sehr übermüthig, und dann auch gefährlich, denn sie suchen Zank und Händel entweder mit den Weißen oder unter sich selbst; durchziehen heulend und tobend die Straßen und greifen die Arbeiter anderer Gruben an. Es vergeht fast kein Sonn- oder Feiertag, daß sich nicht ernstliche Gefechte mit Stöcken, Messern und Steinschleudern unter den verschiedenen Grubenarbeitern entspinnen, deren gewöhnliche Folge tödtliche Verwundungen sind. An polizeiliches Einschreiten wird wohl Niemand denken, der nur einigermaßen die peruanischen Verhältnisse kennt. Der verwundete Indianer zeigt unter den Händen des Chirurgen einen seltenen Stoicismus. Mit einer mehr als thierischen Gleichgültigkeit läßt er sich die schmerzhaftesten Operationen machen, und freut sich dabei, daß sein Peiniger

schon bezahlt ist. Die Grubenarbeiter haben nämlich bestimmte Aerzte, die einen kleinen Sold von den Mineros haben, von jedem Arbeiter aber, wenn die Mine in Boya ist, einen täglichen, wenn auch geringen Tribut an Metall erhalten.

Die Verkäufer von europäischen Luxusartikeln machen bei den Arbeitern der reichen Gruben immer gute Geschäfte, denn ein lächerlicher Nachahmungstrieb, der sich bei den Indianern eigentlich nur im halbtrunkenen Zustande zeigt, treibt sie ihr Geld an Gegenstände zu verschwenden, deren sie nicht bedürfen und die ihnen, so zu sagen, nur Stunden lang dienen. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie ein Indianer sich in einem Gewölbe einen feinen Tuchmantel für 92 span. Thaler kaufte, ihn umhing, sich in der nächsten Pulperia besoff, sich dann im Straßenkothe wälzte und den beschmutzten und zerfetzten Mantel wieder wegwarf. Aehnliche Beispiele kommen täglich vor. Ein Uhrmacher erzählte mir, wie eines Tages ein Indianer zu ihm kam, um eine goldene Uhr zu kaufen. Er reichte ihm eine hin mit der Bemerkung, der Preis sei 12 Goldunzen (204 span. Thaler), sie werde aber wohl etwas zu theuer sein. Der Cholo nahm sie, zahlte das Geld aus, warf sie auf den Boden und entfernte sich mit den Worten, er könne das Zeug nicht gebrauchen.

Wenn der indianische Bergmann Geld hat, so denkt er nie daran, etwas für seine Familie bei Seite zu legen, denn weder er noch die Seinigen haben die Ambition sich eine bessere oder angenehmere Lage zu verschaffen als die, in der sie leben; ihr höchstes Glück ist der Brantwein und um diesem momentanen Genuß zu fröhnen, vergessen sie alle Rücksichten für die Zukunft. Wozu braucht sich eigentlich dieser rohe

Mensch, der die geringsten Anforderungen an das Leben macht, Geld für künftige Tage zu sammeln? Um sein trauriges Dasein zu fristen, findet er immer hinlängliche Mittel. Auch die Cholos, die von ferne herkommen, um an der reichen Ausbeute des Cerro de Pasco Theil zu nehmen, kehren zu den Ihrigen eben so arm zurück, als sie sie verlassen, aber um Vieles verdorbener.

Der dem Laster der Trunkenheit ergebene Indianer ist auch in jeder andern Beziehung verworfen. Er ist hinterlistig, falsch, verschlagen und diebisch, und erfordert daher eine strenge Beaufsichtigung von Seite der Aufseher der Bergwerke. Diese richtet sich vorzüglich auf die Vermeidung des Metallstehlens. Es ist sehr begreiflich, daß der Indianer, der in den unterirdischen Schätzen wühlt und sie zu Tage fördert, gerne für sich einen Theil bei Seite legt, wenn auch nicht auf ehrlichem Wege, und daher darnach trachtet, die reichsten Stufen zu entwenden. Es darf ihm übrigens nicht so sehr zum Vorwurfe gemacht werden, wenn man bedenkt, wie er seinerseits von dem weit gebildetern Minero betrogen wird und keine andere Entschädigung hat als das Recht der Wiedervergeltung.

Außer den Bergwerken des Cerro de Pasco, die denen von Potosi an die Seite gestellt werden können, besitzt Peru noch eine große Anzahl von außerordentlich reichen Metalldistricten. Zu den einträglichsten gehören die Provinzen Pataz, Huamanchuco, Caxamasra und Hualgayoc. Diese letztere besitzt beim Dorfe Micuypampa, vierzehn Leguas von Caxamarca, den durch Alex. von Humboldt auch in Europa berühmt gewordenen Cerro de San Fernando de Hualgayoc, in welchem im Jahr 1771 die reichsten

Silbergänge entdeckt wurden und der schon über 1,400 Bocaminas zählt. Die Metalladern durchkreuzen den isolirt stehenden Berg nach allen Richtungen und sind eben so leicht zu bearbeiten, als sie ergiebig sind. Außerordentlich reiche Erze lieferten die an der Küste in der Nähe von Iquique liegenden Gruben von Huantaraya, in denen das Silber entweder massiv oder doch nur mit sehr wenigen fremdartigen Verbindungen vorkam. Ihr Ertrag war unglaublich groß, aber nicht anhaltend. Gegenwärtig sind sie fast ganz verödet. In den Gebirgszügen der südlichen Departemente sind nicht weniger reiche Minen, der von Puno ist besonders ausgezeichnet und zählt in den Provinzen von Asangaro, Caravayo, vorzüglich aber in denen von Huacullani und Puno eine Menge sehr einträglicher Gruben. Die berühmtesten sind die von San Antonio de Esquilache, Tamayos, Picotani, Cancharani, Chupicos ꝛc. Durch schlechte Bearbeitung und unzureichende Geldmittel das Wasser abzuleiten, sind sehr viele Gruben zerstört und liefern gegenwärtig keine Ausbeute, oder nur eine sehr geringe, die durchaus in keinem Verhältnisse mit dem Reichthume steht, den sie einschließen. Eine große Berühmtheit erlangte die „Mine von Salcedo", sowohl durch den unermeßlichen Ertrag als durch ihr und ihres Besitzers tragisches Ende.

Don Jose Salcedo, ein armer Spanier, der sich in Puno aufhielt, verliebte sich in ein Indianermädchen, dessen Mutter ihm unter der Bedingung, daß er sich mit ihrer Tochter verheirathe, einen Silbergang entdeckte. Salcedo erfüllte den Wunsch und bearbeitete mit dem günstigsten Erfolge die Grube. Der Ruf seines ungeheuern Reichthums erregte die Eifersucht des damaligen Vicekönigs Grafen von

Lemos, der sich in Besitz der Minen zu setzen wünschte. Da sich Salcedo durch seine Gutmüthigkeit und Freigebigkeit unter der indianischen Bevölkerung einen sehr großen Anhang erworben hatte, so benutzte dieß der Vicekönig, um ihn des Hochverrathes anzuklagen, vorgebend er wiegle die Indianer gegen die spanische Herrschaft auf. Salcedo wurde eingesteckt und vom Tribunal als Aufrührer zum Tode verurtheilt. Im Gefängnisse bat er den Vicekönig die Proceßacten nach Madrid zu schicken, dem obersten Gerichtshofe die Entscheidung zu überlassen und an die Gnade des Königs appelliren zu dürfen. Dabei machte er dem Virey den Vorschlag, er wolle ihm aus Erkenntlichkeit für diese Bewilligung von dem Tage, an dem das Schiff den Hafen von Callao verlasse, bis zu dessen Rückkunft täglich eine Barre Silber geben. Bedenkt man, daß zu jener Zeit die Reise von Callao nach Spanien und zurück immer 12 bis 16 Monate dauerte, so kann man sich einen Begriff von dem fast fabelhaften Reichthume Salcedos und seiner Mine machen. Der Vicekönig gieng die Bedingung nicht ein, reiste selbst nach Puno und ließ Salcedo im Mai 1669 erhängen.

Diese grausame und unbesonnene Handlungsweise verfehlte aber durchaus ihren Zweck. Als Salcedo hoffnungslos seinem Tode entgegen sah, begaben sich seine Schwiegermutter und ihre Freunde und Verwandten in die Grube, setzten sie unter Wasser, zerstörten die Arbeiten und verschlossen den Eingang so genau, daß es unmöglich war ihn wieder aufzufinden. Bis auf den heutigen Tag ist sie verloren. Die Thäter zerstreuten sich, und von denen, die eingefangen wurden, konnten weder Versprechungen noch die qualvollsten Torturen die Bezeichnung der Mine herauspressen. Man

weiß nur, daß sie in der Nähe der Cerro von Laycacota und Cananchari war.

Ein anderes Beispiel von dem reichen Ertrage der peruanischen Minen lieferte die Grube von San Jose, im Departemente von Huancavelica. Ihr Besitzer, der dem Vicekönig Castro befreundet war, bat diesen sein erstes Kind aus der Taufe zu heben. Da aber dem Virey die Staatsgeschäfte zur bestimmten Zeit nicht erlaubten sich für längere Zeit von der Hauptstadt zu entfernen, so schickte er seine Gemahlin als Stellvertreterin bei dieser Handlung. Um seinem hohen Gaste eine seltene Ehre zu erweisen, ließ der Besitzer von San Jose auf dem nicht kurzen Wege von seiner Wohnung bis zur Kirche eine dreifache Reihe von Silberbarren legen, auf denen die Vireyna Castro das Kind zur Taufe begleitete. Bei ihrer Abreise schenkte ihr ihr Wirth den ganzen Silberweg aus Dankbarkeit für die beschwerliche Reise, die sie aus Freundschaft für ihn unternommen hatte. Seit jener Zeit erhielten die Gruben und die Provinz, in der sie lagen, den Namen Castrovireyna. Gegenwärtig liegen die meisten von ihnen unbearbeitet. In der Reichsten wurden, in Folge der schlechten Bearbeitung, 122 Arbeiter verschüttet. Seitdem hat sie kein Indianer mehr betreten. Es ist mir sehr aufgefallen, daß von dieser Grube in Castrovireyna so viele Gespenstererscheinungen erzählt werden, da die Phantasie des indianischen Bergmanns sonst sehr arm daran ist.

Man mag über die unermeßlichen Reichthümer staunen, welche die Bergwerke von Peru schon geliefert haben und immer noch liefern, und doch wird nur ein geringer Theil der Silbergänge bearbeitet; denn groß ist die Zahl der reichsten Gruben, die den Indianern sehr wohlbekannt sind, die

sie aber nie den habgierigen Weißen, oder den von ihnen verabscheuten Mestizen, verrathen werden. Die Indianer haben sehr wohl eingesehen, welche Nachtheile ihnen aus dem Bergbau entspringen, daß er ihnen nur schwere Arbeit und wenig Genuß bringt und daß sie durch ihn in fast unzerreißbare Fesseln geschmiedet werden. Sie ziehen es daher vor, der Erde ihre Schätze zu lassen und sie nur im äußersten Nothfalle zu benutzen. Seit Jahrhunderten hat sich bei ihnen die Kenntniß der reichsten Silberminen von Vater auf Sohn als unverbrüchliches Geheimniß vererbt. Und wohl wird es nie dem weißen Menschen gelingen, dem verschlossenen Indianer diese Geheimnisse zu entlocken. Alle Versuche dahin zu gelangen sind bis jetzt gescheitert; selbst der so mächtig wirkende Brantwein ist in diesem Falle ganz erfolglos. In sehr vielen Provinzen sind die bestimmtesten Beweise von Vorhandensein der reichsten Silberadern im Besitze der Indianer, aber eben so fruchtlos sind alle Nachforschungen darnach. Ich will hier nur ein paar Beispiele aus dem Thale von Jauja anführen. In dem großen Dorfe Huancayo lebten, bis vor wenigen Jahren, die Brüder D. Jose und D. Pedro Irriarte, die zu den mächtigsten Mineros von Peru gehörten. Da ihnen bekannt war, daß im Gebirge der Umgegend einige Gänge von fast massivem Silber vorkommen, so schickten sie einen jungen Mann nach einem Dorfe, in dessen Nähe sie die Vetas vermutheten, um umsichtige Nachforschungen anzustellen. Er nahm seine Wohnung in der Hütte eines Schäfers, ohne sich im mindesten seine Absicht merken zu lassen. Nach einigen Monaten hatte sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihm und der Tochter seines Wirthes entsponnen, und das Mädchen versprach ihrem Geliebten eine sehr reiche

Grube zu zeigen. Sie gab ihm die Anweisung ihr am bestimmten Tage, wenn sie die Schafe auf die Weide treibe, von ferne zu folgen, und da, wo sie ihre Manta (eine Art Shawl von grobem Wollzeug) fallen lasse, die Erde wegzuscharren, um sogleich den Eingang der Mine zu finden. Der Emissär handelte nach ihrer Vorschrift und befand sich, nach kurzem Graben, in einer schon ziemlich tief ausgehöhlten Grube, die sehr werthvolle Erze führte. Als er am eifrigsten beschäftigt war Metalle zu brechen, wurde er vom Vater des Mädchens gestört, der ihm seine Freude über die schöne Entdeckung bezeugte und sich anerbot ihm zu helfen. Nach mehrstündigem Arbeiten ruhten sie aus, und der alte Indianer reichte seinem Gefährten einen Porongo mit Chicha hin, die dieser auch dankbar trank. Bald aber fühlte der junge Mann ein heftiges Unwohlsein und hatte auch sogleich die Ueberzeugung, daß er vergiftet sei. Er raffte die Quersäcke mit dem Metalle zusammen, eilte nach dem Dorfe, bestieg sein Pferd und ritt nach Huancayo zurück, wo er Irriarte den Vorgang erzählte, die Localität genau beschrieb und noch in der nämlichen Nacht den Geist aufgab. Die unverzüglich angestellten Nachforschungen hatten kein günstiges Resultat. Der Indianer war mit seiner ganzen Familie verschwunden und keine Spur von der Grube zu entdecken.

Ein, ebenfalls in Huancayo wohnender, Franciscanermönch, der ein leidenschaftlicher Spieler und fast immer in Geldverlegenheit war, hatte sich durch eine freundliche Behandlung die Liebe der Indianer gewonnen, die ihm häufig Geflügel, Käse, Butter u. s. w. zum Geschenke brachten. Eines Tages, als er wieder bedeutend verloren hatte, klagte er auf wiederholtes Fragen einem Indianer, seinem Gevater,

seine Noth. Nach kurzer Ueberlegung versprach ihm dieser am folgenden Abend zu helfen, und wirklich brachte er ihm einen großen Sack voll der reichsten Silbererze. Dieß wiederholte er einigemal. Der Mönch aber, damit nicht zufrieden, bat den Indianer dringendst ihn doch selbst zur Grube zu führen; auch dieses bewilligte sein Gevater und kam in der dazu bestimmten Nacht mit zwei Kameraden nach der Wohnung des Franciscaners, lud diesen mit verbundenen Augen auf die Schultern und trug ihn, abwechselnd mit seinen Gefährten, mehrere Stunden weit in's Gebirge, wo er endlich abgesetzt und in einen wenig tiefen Schacht gelassen wurde, in dem ihm die schönsten Silberstufen entgegen glänzten. Nachdem er sich nach Lust daran geweidet und damit reichlich beladen hatte, wurde er auf die nämliche Weise zurückgetragen. Auf dem Rückwege löste er heimlich seinen Rosenkranz auf und ließ von Zeit zu Zeit ein Kügelchen fallen, in der Hoffnung, vielleicht durch diese geleitet, allein den Rückweg zu finden. In seiner Wohnung angelangt, verließen ihn die Indianer und er legte sich nieder mit dem Vorsatze im Laufe des Tages den Weg aufzusuchen; aber ein paar Stunden später klopfte sein Gevater an der Thür und brachte ihm mit den Worten: „Vater, du hast deinen Rosenkranz verloren," eine ganze Hand voll der losen Körner.

Während meiner Anwesenheit in Jauja, im Jahr 1841, bat mich ein Indianer, der mich schon einige Jahre früher, auf einer Reise in's Gebirge, begleitet hatte, ich möchte ihm doch ein Brecheisen (bareta) verschaffen. Es geschah; nach einigen Tagen brachte er es zurück, an den Spitzen ganz mit Silber überzogen. Bald darauf vernahm ich, daß er vom Subpräfecten mißhandelt und in's Gefängniß geworfen wor-

den sei, weil er sehr reiche Silbererze verkaufte und auf die Frage, wo sie her seien, antwortete, er habe sie auf der Straße gefunden; eine Angabe, die ihm natürlich Niemand glaubte. Ein Jahr später, als ich wieder in Jauja war, besuchte mich dieser Indianer und sagte mir, daß er viele Monate in einem finstern Loche eingesperrt war und fast verhungerte, weil der Subpräfect ihn zwingen wollte, die Mine zu verrathen, er sei aber immer bei der nämlichen Angabe geblieben. Nach einigem Hin- und Herreden erzählte er mir, da er wohl wußte, daß ich ihn nicht verrathen werde, freimüthiger, als ich es erwartete, daß er wirklich einen breiten Gang von dem sehr werthvollen Schwefelsilber, wovon er mir Proben zeigte, kenne, aber nur von der größten Noth gezwungen dort Metall hole; die Grube sei bloß zwei Mann tief, den Schutt, den er hinausfördere, trage er immer Stunden weit weg und decke dann die Oeffnung mit Cactus und Rasen so sorgfältig zu, daß es unmöglich sei ihre Stelle zu erkennen. Dieser Indianer lebte in einer elenden Hütte, drei Stunden von Jauja, und beschäftigte sich mit dem Zuschneiden von hölzernen Steigbügeln, einer Arbeit, die ihm kaum hinreichend eintrug, sein Leben auf die kärglichste Weise zu fristen. Nur wenn er die Contribution, die mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wird, bezahlen mußte, ging er hin, um eine halbe Arroba Erz zu holen, welches er in Jauja verkaufte, um dem Staate seine Abgabe zu entrichten.

Ich will keine fernern Beispiele anführen, obgleich mir noch eine große Anzahl verbürgter bekannt ist. Die schon erzählten genügen als Beweis der Abneigung der Indianer ihre Schätze zu entdecken und ihrer geringen Ambition sich selbst Reichthümer zu verschaffen. Es ist wahr, daß nicht in allen

Gegenden die Indianer so verschlossen sind als in den Thälern von Huancayo und Jauja und daß die bedeutendsten Gruben den Spaniern von den Eingebornen gezeigt wurden. Es ist aber wohl zu bedenken, daß die Bevölkerung von Peru aus sehr vielen Stämmen bestand, die von den Incas zu einer Nation vereinigt wurden, und daß sich jeder vom andern durch Sitten und Charakter unterschied. Es hat sich daher auch nicht bei Allen der Haß gegen die eingewanderten Weißen und ihre Abkömmlinge gleichmäßig erhalten. So offen sich die Einen ihnen hingeben, so mißtrauisch und verschlossen sind die Andern gegen sie. Uebrigens sind die Indianer im Allgemeinen gegen diejenigen Weißen, welche Minen suchen, weit mißtrauischer als gegen die übrigen; denn sie erzählen sich noch immer mit Schrecken und Abscheu, wie Huari Capcha, der Entdecker der Minen vom Cerro de Pasco, von Ugarte in ein finsteres Loch geworfen und dort lebenslänglich festgehalten wurde. Ob diese Thatsache verbürgt ist, weiß ich nicht. Ich habe sie sehr oft von den Indianern erzählen hören und zugleich auch als Grund angeben, warum sie nicht behülflich sein wollen neue Gruben aufzusuchen.

Kehren wir noch einmal nach dem Cerro de Pasco zurück. Durch ihren Reichthum ist diese Stadt eine der wichtigsten der ganzen Republik geworden und wird sich, unter einer vernünftigen Regierung und unter einer zweckmäßigen Leitung des Bergbaus, immer mehr heben und sich des Namens der „Schatzkammer von Peru" würdig machen. Obgleich durch ihre Lage eigentlich von den Hauptverbindungen des Reiches weggerückt, bildet sie jetzt den Mittelpunkt von vier sehr besuchten Straßen. Nach Westen geht die durch die Quebrada von Canta nach Lima. Auf diesem Wege wird

alles nicht durch Contrebande ausgeführte Silber nach der Hauptstadt gebracht. In den Dörfern Obrajillo und Canta wohnen die Eigenthümer großer Heerden (Recuas) von Maulthieren, welche die Handelsverbindung zwischen beiden Städten unterhalten. Das in Barren geschmolzene Silber wird den Arrieros gegen einfachen Empfangschein zugestellt, und sie bringen Ladungen von mehreren 100,000 Thalern an Werth, ohne Begleitung der Eigenthümer oder militärische Bedeckung, nach Lima. Sie sind den Angriffen der Straßenräuber nicht ausgesetzt, denn diese nehmen die schweren gestempelten Barren nicht weg. Das gemünzte Silber hingegen wird von der Hauptstadt bis nach Llanga oder Santa Rosa de Quibe von Soldaten escortirt, die freilich nicht immer im Stande sind die Räuberangriffe von zahlreichen Horden von Negern zurückzuschlagen.

Nach Osten führt durch die Quebrada de Huarriaca der Weg nach dem sehr bekannten Städtchen Huanuco und den Wäldern der Huallaga. Nach Norden geht eine Straße über das ganz zerstörte, durch seine Ruinen aus der Incazeit aber eines der merkwürdigsten Dörfer von Peru, Huanuco el Viejo nach Huaraz und von da nach der Nordküste. Gen Süden zieht sich der Weg über die Hochebenen nach Tarma, Jauja und den übrigen Südprovinzen.

In dem früher so reichen Dorfe Pasco trennen sich die beiden Straßen nach Lima und Tarma. Die erstere führt über den Pampa de Bombon und den Diezmo nach dem Passe der Viuda; der andere über den Tambo Ninacaca (12,853 Fuß ü. M.) und das Dörfchen Carhuamayo (13,087 Fuß ü. M.) nach Junin, in geringer Entfernung von einem sehr großen See, dessen Spiegel 13,000 Fuß

ü. M. liegt. Dieser See, die „Laguna de Chinchaycocha“ (auch „de Reyes“ oder „de Junin“ genannt) ist 12 Leguas lang und an den breitesten Stellen 2½ Stunden breit, und ist also nach der Laguna de Titicaca, die in ihrer größten Länge, von „Huancane“ nach „Huaqui“, 84 englische Meilen und in ihrer beträchtlichsten Breite, vom „Desaguadero“ nach „Huarinas“, 41 englische Meilen mißt, der größte See des südamerikanischen Hochlandes. Er hat zwei nur sehr unbedeutende Zuflüsse. Der eine ist der „Carhuamayo“ (gelbe Fluß), der andere, etwas größere, der aus einer kleinen Laguna bei Pasco entspringt, und in der Nähe des kleinen Dörfchens Vico vorbeifließt, hat keinen eigenen Namen. Sein ziemlich großer Abfluß heißt „Rio Angosyacu“ und strömt bei Droya vorbei. Der „Rio de San Juan“, aus kleinen Seen in der Nähe des Cerro de Pasco (Laguna de Yanamate) entspringend, stürzt sich in den Angosyacu, bald nach seinem Ausflusse aus der Laguna. Da diesem See viel mehr Wasser entströmt als zufließt, so ist es klar, daß er durch unterirdische Wasser genährt wird. Seine Ufer sind sehr sumpfig, mit Totora (Malacochæte Totora) bewachsen und von zahllosen Wasservögeln bewohnt. Der Aberglaube der Indianer läßt diese Laguna von großen, fischähnlichen Thieren bewohnt sein, die aber, zu gewissen Zeiten des Nachts auch an's Land steigen und große Verheerungen unter den Viehheerden anrichten. Am südwestlichen Ende durchschneidet eine seichte Stelle (die sogenannte Calzada), die mit Steinen ausgelegt ist, den See und stellt eine Verbindung zwischen beiden Ufern her. Hier, eine kleine halbe Stunde vom Seeufer entfernt, liegt ein großes Dorf 13,187 Fuß ü. M. Vor diesem Dorfe, das

zur Zeit der spanischen Herrschaft Reyes hieß, dehnt sich die berühmte Pampa de Junin aus, auf der am 24. August 1824 eine für die peruanische Freiheit sehr entscheidende Cavallerieschlacht geschlagen wurde. Die spanische Reiterei führte der General Canterac, die der Insurgenten Don Simon Bolivar an. Die Spanier hatten anfangs den Sieg vollkommen für sich, aber beim hitzigen Verfolgen der Feinde zerstreuten sie sich zu sehr und wurden von den sich sammelnden Patrioten geworfen. Dieß ist das einzige bedeutende Gefecht in Peru, an welchem Bolivar persönlich Theil nahm, ohne sich jedoch dabei als umsichtiger Feldherr zu zeigen oder persönlichen Muth an den Tag zu legen; denn der Obristlieutenant Suarez entschied, ohne des zögernden Feldherrn Befehl, durch ein kühn ausgeführtes Manöver, bei dem er insbesondere von dem damaligen Major Braun unterstützt wurde, die Schlacht. Es ist übrigens jetzt nachgewiesen, daß die spanische Armee schon vor dem Gefechte verrathen war. Bolivar erhielt nämlich wenige Tage vorher aus dem spanischen Lager einen Chiffernbrief, den er an seinen Minister „Monteagudo“ zum Enträthseln nach dem Cerro de Pasco schickte. Dieser benachrichtigte ihn darauf, er möchte unverzüglich angreifen, da ihm der Sieg von Seite der Spanier gesichert sei. Der Träger jenes Briefes und Mitwisser des ganzen Verrathes lebt noch und verhehlt diese Thatsache durchaus nicht. Hätte Loriga statt Canterac den Oberbefehl jenes Armeecorps gehabt, so wäre der Sieg wohl nicht in den Händen der Insurgenten geblieben. Jenem Tage zu Ehren erhielten das Dorf Reyes und die ganze Provinz den Namen des Schlachtfeldes Junin.

Von Junin führt der Weg, acht Leguas lang, über ungleichförmige und beschwerliche Hochebenen nach Cacas, einem Weiler von wenigen Hütten, und zieht sich von da drei Stunden lang durch enge Quebradas in das schöne Thal von Tarma.

Die Indianer in der Umgegend des Cerro de Pasco, besonders die, welche am Wege von dieser Stadt nach Cacas in der Puna wohnen, legen sich oft auf Straßenraub. Sie lauern hinter Felsen den Reisenden auf und werfen sie mit der furchtbaren Steinschleuder todt. Wenn bedeutende Boyas im Cerro sind, ist oft diese Straße so unsicher, daß man sie nur in größern, wohlbewaffneten Gesellschaften zu bereisen wagt. Für den Einzelnen ist es immer sehr gefährlich auf diesem Wege in einer Punahütte zu übernachten, denn sehr häufig erwürgt der Wirth seinen Gast im Schlafe. Selbst in den Dörfern wie Junin und Carhuamayo ist die Sicherheit nicht viel größer. Vor wenigen Jahren wurden in Junin, unter dem Bette des Alcalden (der obersten Behörde des Dorfes) die Leichen von drei Reisenden hervorgezogen, die bei ihm Nachtquartier gesucht und die er meuchlings ermordet hatte. Jährlich verschwinden auf dieser Straße eine Anzahl von Reisenden, die von den Indianern erschlagen und dann in irgend eine Höhle geschleppt oder verscharrt werden. Wenn im Cerro de Pasco ein thätiger Präfect residirt, so werden freilich manche dieser Meuchelmörder eingefangen und erschossen; dieß genügt aber leider nicht, die Uebrigen einzuschüchtern. Viele dieser Indianer sind Bergleute, die wegen ihrer unverbesserlichen Schlechtigkeit aus dem Cerro vertrieben wurden und sich nun durch Stehlen

und Morden ihren Unterhalt verschaffen. Bei ihnen ist es nicht der angeborne Haß gegen die Weißen, wie er bei den Indianern vieler südlichen Provinzen vorkömmt, der sie zum Morden verleitet, sondern nur die Habgier, denn sie erschlagen Alle, bei denen sie Geld vermuthen, sogar Ihresgleichen.

Fünftes Kapitel.

Vier und zwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru.

Ein Reisebild.

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Cordillera leicht zu röthen und durch die rußige Oeffnung im Dache meines Punaschäfers, die statt des Rauchfangs diente, drangen die spärlichen Lichter des anbrechenden Tages in's Innere der Hütte, ein dunkles Mysterium von Schmutz und Armuth. Ich verließ mein trauriges Lager, welches der gutherzige Gastfreund mir gegönnt, nachdem ich von Kälte und Müdigkeit erschöpft kaum ein paar Stunden früher mich in meinen Kleidern auf dasselbe hingestreckt hatte, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf und kroch hinaus, um nach meinem Maulthier zu sehen und es zur Weiterreise zu satteln.

Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die traurige Wohnung und suchte

trockenen Fußes durch den Moraſt zu kommen, der ſie umgab. Zitternd vor Froſt ſtand mit geſenktem Kopfe und eingefallenen Weichen mein treffliches Thier in der Nähe an einen Stein gebunden. Dieſe Vorſicht, die Pferde oder Maulthiere zu befeſtigen, ſei es an einen Stein oder am eignen Leibe, wenn man genöthigt iſt, unter freiem Himmel zu übernachten, iſt in der Puna beſonders nothwendig, da der Inſtinkt dieſe Thiere oft in einer Nacht fünf bis ſechs Stunden weit treibt in einem tiefern Thale reichlichere Nahrung zu ſuchen, denn das kurze Gras der wüſten Hochebenen iſt in der That eine geringe Erquickung für die Anſtrengungen, die es koſtet, ſie zu bereiſen.

Ich ſattelte mit froſtſteifen Händen meine Mula auf und legte die Querſäcke über, in denen ſich auf der einen Seite mein Mundvorrath, auf der andern eine kleine Sammlung ausgeſtopfter Vögel befand, die ich in den vorhergehenden Tagen geſchoſſen hatte. Knurrend und mit ſcheelen Blicken begleiteten die falſchen, braungelben Hunde, welche die Nacht durch mein Bett mit mir getheilt hatten, jede meiner Bewegungen, und nur durch ausdrückliche Drohungen vermochte ihr Herr ſie von einem ernſtlichen Angriffe abzuhalten. Mein indianiſcher Hauswirth reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit einigen Realen und Papiercigarren mein Gaſtgeſchenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen »Dios lo pague« weg, während er mir halb gleichgültig, halb neugierig nachſchaute und dann wieder mit ſeinen Hunden in die Hütte kroch.

Ein dichter, ſchwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verſchmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein monotones Weiß, wie das Leichentuch mit dem ala-

basterähnlichen Körper der entseelten Jungfrau in einen farblosen Ton zusammengeht. Mein Weg führte mich bei einer alten Indianerin vorbei, die ihre Schaafe zur Weide trieb; blöckend zog die Heerde ihr voran und ließ eine tiefe Furche im Schnee zurück; ungeduldig harrten sie, daß die siegreiche Sonne den Nebel durchbreche und die unwillkommene Decke von ihrem spärlichen Futter wegziehe. Etwas höher traf ich den verwilderten Sohn jener Schafhirtin, emsig beschäftigt mit seinem Hunde Rebbhühner zu fangen, um sie des Sonntags im nächsten Dorfe für eine Kleinigkeit zu verkaufen.

Auf schlechtem Pfade ritt ich die sanfte Abdachung der Höhen hinan. Sümpfe oder Felsen, die nicht zu ersteigen waren, nöthigten mich oft zu großen Umwegen, besonders vermied ich jene sorgfältig, denn die Atolladeros sind in der Puna schlimme Feinde des Reisenden. Muß er sie umreiten, so verliert er viele Zeit, muß er sie aber durchschneiden, so ist er jeden Augenblick in Gefahr mit seinem Thiere zu versinken, wie es nur zu oft geschieht, oder in glücklicherm Falle kann er sein zappelndes Thier stecken lassen und den Weg zu Fuß fortsetzen. Wenn auch das Land offen ist, sind die Sümpfe oft schwer zu erkennen und plötzlich weicht der Boden, den man für fest hielt. Des Morgens indessen kann man gefahrlos über Stellen reiten, welche später, beim Einflusse der Wärme, ungangbar werden.

Mehrere Stunden waren verflossen, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken der Schnee verschwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, orientirte ich mich in der menschenleeren Höhe. Ich hatte eine Hochebene in einer Höhe

von fast 14,000 Fuß ü. M. erreicht. Von beiden Seiten starrten mich die ewig beeisten Zacken der Cordillera an, aus denen einzelne Pyramiden gigantisch zum Himmel emporstrebten. Hinter mir lagen tief und tiefer die schwarzdunkeln Thäler der niedrigern Bergregion mit kaum erkennbaren Indianerdörfern und verschmolzen in unabsehbarer Ferne mit dem Saume des Horizontes, und vor mir streckten sich die dürren, unermeßlichen Hochebenen wellenförmig hin, hie und da von langen niedrigen Bergrücken mit steilen Felsenwänden unterbrochen.

Es kam mir vor, als hauche hier an den einsamen Schneefeldern der Cordillera der Geist der Natur seine Kraft aus. Leben und Tod bieten sich die Hand und kämpfen den ewigen Kampf des Seins und Nichtseins; und ich der einsame Wanderer mit seinem müden Thiere, fern von den Hütten der Menschen, weiß ich, auf welche Seite sich des Kampfes Schaale neigt, auch für mich? denn auch mein Loos ist darin verflochten; in gewaltigen Maßen prüft sich stumm Naturkraft gegen Naturkraft und vor ihr verschwindet der zarte Odem des animalischen Lebens.

Wie wenige Leben hatte noch die Sonne geweckt, rings um mich, wo das mattgelbe kaum fingerhohe Punastroh mit den grünlichen Gletschern des Gebirges verschmolz, und kaum erinnerte auf der eintönigen Erddecke eine spärliche Vegetation an die verkümmerten Pulse des Lebens. Froh grüßte ich, wie alte Bekannte, die purpurblaue Gentiana und die braune Calceolaria und zählte die gelben Blüthen der Echinocactus, die in weiten Anlagerungen die Steine bekleiden und von ferne mit ihrem weichen, weißen Filze, der die Dornbüschel umgiebt, wie einzelne Schneespuren erscheinen. Besonders

erfreute mich der Ananascactus, der mir das Bild der üppigen Fülle der Urwälder zurückrief, wo an die mächtigen Palmen sich die herrlichen Passifloren und die bunten Bignonien und Bauhinien ranken und die hochrothen Stizolobien im dichten Gebüsche auf der Erde kriechen. Hier standen diese Cacteen in Gesellschaft von Flechten und Moosen und etlichen dürren Syngenesisten, die wie sie vom Froste rostbraun geworden waren. Noch wiegt kein Schmetterling sich in diesen ätherischen Höhen, keine Fliege, kein Insekt, und der emsige Naturforscher findet nur selten unter einem umgewälzten Steine einen dunkeln Coleopter; hie und da kriecht die träge Kröte aus ihrem Loche und eine halbverhungerte Eidechse sucht auf einem Steine die Sonnenwärme für ihre elastischen Glieder.

Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich, und besonders trat die höhere Thierwelt mehr hervor und in dieser die Vögel, arm an Arten, aber reich an Individuen. Paarweise weidete die stolze Huachua, die schöne Gans der Puna, in den Sümpfen das kurze Riedgras ab und begleitete jede Bewegung mit einem halbunterdrückten Schnattern. Kreischend und fast wie Unglück verkündend flog der metallglänzende Ligli unter widerlichem Geschrei aus dem Moorgrunde auf, um sich etliche Schritte vor mir niederzusetzen und alsbald wieder aufzufliegen, um so, unter Sitzen und Fliegen, meilenweit jeden meiner Schritte zu begleiten. Der Punaspecht klopfte lautschreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlornes Insekt zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo die widerlichen Töne. Sorglos näherte sich die Bandurria, mit ihrem langen Schnabel die Erde nach Würmern aufwühlend, und gravitätisch schritt auf dem nassen

Boden der Yanahuico, ein schwarzgrüner Ibis. Auf den Wellen einer kleinen Laguna, bei der mich mein Weg vorbeiführte, wiegten sich die schwarzköpfigen Quiullas und zahlreiche Schaaren von Enten, während sich das schwarzgraue Auasch, da ihm die Gabe des Fliegens versagt ist, an unaufhörlichem Tauchen vergnügte. Ferne am sumpfigen Ausflusse des kleinen Bergsees wadete ein großer Schwarm von schönen, hochbeinigen Flamingos, immer auf der Hut, um nicht überrascht zu werden, und langsam sich zurückziehend bei jeder Annäherung.

Man mag staunen über den Reichthum der Thierwelt in diesen Hochebenen, aber es zeigt sich eben auch hier die lebenstrotzende Fülle der Tropenregion, die, von den Insekten und Amphibien an bis zu den Affen- und Papageivölkern der Urwälder, überall einen unaussprechlichen, je der Erdoberfläche gemäßen Reichthum erzeugt, dem weder die stechende Sonne der Llanos noch die harte Kälte der Puna feindlich zu sein scheint und der dort beim ersten Regen und hier beim ersten Sonnenstrahle überraschend hervortritt.

Die Einförmigkeit der Gegend war fast ganz verschwunden. Heerden von Vicuñas näherten sich neugierig, um bald darauf wieder mit Windesschnelle zu fliehen; in der Ferne sah ich stille, stolze Schaaren von Huanacus, die mich vorsichtig betrachteten, vorbeiziehen; im Verstecke der Felsen wachten einzelne Rehe auf und verfolgten lautpfeifend den sanften Bergabhang; langsam kam der sonderbar gehörnte Punahirsch (Tarush) aus seiner Höhle und sah mir, fast erstaunt, mit seinen großen schwarzen Augen nach, während die muntern Felsenhasen (Viscachas) traulich spielten und die kleinen Kräuter abweideten, welche die Felsenritzen spärlich auskleiden.

Ich hatte viele Stunden lang schon meinen rauhen Weg ohne Aufenthalt fortgesetzt und das mannigfaltige Leben dieser so eigenthümlichen Alpenwelt beobachtet, die in so mancher Beziehung dem offenen Lande, ja der Steppe ähnlich sieht, als ich auf ein todtes Maulthier stieß, das, vermuthlich als es seiner Last unterlag, vom Arriero hier zurückgelassen worden war und vor Hunger und Kälte einen elenden Tod gefunden hatte. Als ich näher kam, störte ich drei gierige, hastige Condore auf, die mit ihrem auf Meilen geschärften Blicke die köstliche Beute gefunden und sich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz schüttelten die Könige der Lüfte das gekrönte Haupt und indem sie Feuerblicke aus den blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen und schwebten Verderben drohend, in immer kleinern Kreisen, über meinem Haupte, während einer, mit wüthendem Gekrächze die Beute vertheidigend, in der Nähe blieb, bis ich, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutsam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war, ohne den Wegelagerern ihre Mahlzeit im Geringsten streitig zu machen.

Das war das einzige feindliche Thierleben, das ich in dieser Puna gefunden; sonst ruht fast alles in friedlicher Theilung des kargen Lebensgenusses, ein jedes still für sich hin, bei einander. Hier trifft man nicht jene heißen Kämpfe des Jaguars mit dem mähnenlosen Löwen, keine Riesenschlange lauert an der kühlen Laguna auf den dürstenden Hirschen, kein Zitteraal schlägt das badende Roß, wie in den weiten Flächen des Ostens; verkürzen sich auch nicht die Größenmaße der Thierwelt, wie es bei der Pflanzenwelt in der Puna wirklich geschieht, so ist doch das animalische Leben hier nicht so sanguinisch und breitet sich nicht in so

tausend verschiedenen, feindseligen Arten aus, wie dort. Es ist, als ob die hohe Ruhe der tausend stillen Cordilleragipfel sich wiederspiegle in den Thieren, die an ihrem nackten Fuße wohnen.

So dachte ich und glaubte allein als menschliches Wesen auf diesen schauerlich öden Höhen zu athmen, als ich zu meiner Freude zwei ärmlich gekleidete Indianer in ihre dichten Poncho gehüllt, traf, die emsig die Excremente der Vicuñas und Huanacus sammelten, um sie in den nächsten Silberschmelzöfen als ausgezeichnetes Brennmaterial zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre grasenden Llamas hütete.

Die Sonne hatte schon vor zwei Stunden ihre Mittagshöhe erreicht. Seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählig, bergan gestiegen. Mein keuchendes Maulthier hatte seinen Schritt verkürzt und von Zeit zu Zeit angehalten und es schien mit Widerwillen eine Höhe zu besteigen, die auf meinem Wege lag. Ich stieg ab, um mein armes, fleißiges Thier zu erleichtern und meine Glieder, die seit der Frühe nicht aus dem Sattel gekommen waren, etwas in Bewegung zu bringen. Rüstig stieg ich bergan, doch begann ich auch alsobald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes in diesen Höhen zu fühlen und bei jedem Schritte ergriff mich ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte stille stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum; ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen aufge-

schwollenen Capillargefäße der Augenlieder rissen und tropfenweise drang das Blut heraus. In gleichem Maße verminderten sich die Sinnesthätigkeiten, ich sah und hörte und fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Jetzt fühlte ich mich verwoben in den Kampf um Leben und Tod, den ich vorher in der Natur ahnte; mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. Wahrlich, wenn mich hundert Fuß höher die köstlichsten Güter der Erde oder die Glorie der Ewigkeit erwartet hätten, es wäre mir physisch und moralisch unmöglich gewesen auch nur die Hand nach ihnen auszustrecken.

In halb besinnungslosem Zustande war ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich so weit erholt hatte, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können; denn ich mußte fort. Schwarze, gewitterschwere Wolken hatten sich am Horizonte gehäuft, zahllose Blitze leuchteten auf ihrem dunkeln Grunde und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen mit einem fürchterlichen Naturschauspiele. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Cordilleragipfel und nur das leichte Gewölke jagte mir entgegen; bald löste es sich in ein orkanisches Schneegestöber auf, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte und mir jeden Augenblick den Athem abzuschneiden drohte. In weniger als einer halben Stunde war die ganze Gegend fußhoch mit Schnee bedeckt; Sumpf und Hügel, Thal und Felsenabhang erschienen nur als eine Fläche, jede Spur des Weges war verschwunden und meine Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Hätte ich damals die Puna so genau ge-

kannt wie nachher, ich würde meinen Weg nach dem Fluge der Vögel gerichtet haben; aber unglücklicher Weise verfolgte ich die frische Fährte einer Vicuñaheerde, die sich in einem Sumpfe verlor. Zu spät bemerkte ich es, mein Maulthier war plötzlich so tief eingesunken, daß es sich nicht wieder heraus arbeiten konnte; mir wurde es etwas bange, vorsichtig stieg ich ab und nur mit unsäglicher Mühe gelang es mir mit meinem Dolche seine Füße heraus zu graben und es wieder auf den zurückgelegten Pfad zu bringen. Lange ritt ich hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn, er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den elenden Tod der Lastthiere anzeigten, welche auf diesem Wege ihrer Bürde erlegen waren. Ein willkommenes und doch so verhängnißvolles Wahrzeichen für den einsamen Wanderer! Da theilten sich plötzlich die Wolken und die Strahlen der brennenden Tropensonne reflectirten grell auf der blendenden Schneefläche. Augenblicklich wurden meine Augen von Surumpe getroffen. Sie fingen an heftig zu stechen und nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich meinen Weg fortsetzen, immer in der peinigenden Furcht, ob mich nicht ein chronisches Augenleiden oder völlige Blindheit treffen werde.

Nach einer halben Stunde wiederholte sich die Scene von neuem. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud, unter Blitz und Donner und einem erschütternden Sturme, ungeheure Schneemassen, dann kam die Sonne wieder, aber nur um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen. Mit unendlicher Mühe setzte ich den Weg fort; das Maulthier vermochte mit seiner gesunkenen Kraft kaum noch durch den immer

höher sich thürmenden Schnee sich durch zu arbeiten. Da brach die Nacht herein; starr vor Kälte und entkräftet vom Hunger und den Leiden des Weges, konnte ich kaum mehr die Zügel halten und fühlte die Füße nicht mehr, die doch durch die breiten, hölzernen Steigbügel etwas geschützt waren. Zudem hatte ich noch die Gewißheit, daß das nächste gastliche Dach über acht deutsche Wegstunden entfernt lag. In der Dunkelheit der Nacht und bei dem hohen Schnee war es unmöglich den Weg zu finden oder auch nur sich zu orientiren. Mein erschöpftes Thier, das schon vierzehn Stunden, ohne alle Ruhe oder Nahrung, mit einer bedeutenden Last auf dem Rücken meistens, wenn auch mäßig, bergan gestiegen war, konnte nicht mehr weiter; und schon glaubte ich mich verloren und entweder der steigenden Kälte oder dem immer dichter fallenden Schnee zum Opfer zu werden, als ich rechts in der Dunkelheit einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Die Mutter Natur, deren Dienste meine entbehrungsvolle Wanderung galt, ließ mich nicht im Kampfe der Elemente untergehen! Im rechten letzten Augenblicke bot sie mir eine, wenn auch vielleicht ihre ärmste Zuflucht. Ich untersuchte flüchtig die Höhle, es war doch ein Obdach vor Wind und Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und den Ponchos ein elendes Bett auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich in der Nähe an einen Stein fest und gierig scharrte es die wenigen Kräuter des stiefmütterlichen Hochgebirges unter dem Schnee hervor. Nicht weniger hungrig nahm auch ich mein Abendbrod zu mir, das aus etwas geröstetem Mais und einem Stück Käse bestand, und warf mich, von dem rauhen Tagewerk im höchsten Grade erschöpft, auf das harte Lager,

von dem noch lange das heulende und schneidende Gekrächze der Nachtvögel den Schlaf verscheuchte.

Als ich endlich von Müdigkeit überwältigt eingeschlummert war, traten die Folgen des Surumpe mit neuer Heftigkeit ein. Mit einem unausstehlichen Brennen in den wunden Augen wachte ich auf; die Augenlieder waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang auf und mußte laut aufschreien von dem durchbohrenden Schmerze. Es war vorbei mit Ruhe und Schlaf; zitternd vor Frost und rasend vor heftiger Qual, erwartete ich bald stehend, bald auf einem Steine sitzend, sehnlich den Tag. Aber langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht. Der sternhelle Himmel wölbte sich über den ewigen Gebirgen und jeder Athemzug der eiskalten Atmosphäre wehte feindlich alles Leben in der hohen Puna an. Die Stille des Todes lag auf der Gegend und wie ein Todtengräber meldete sich als letztes der lebendigen Wesen der Yncahuallpa, der mit monotonem Geschrei den langsamen Verlauf der Stunden anzeigte.

Noch manche verging, die mich eine Ewigkeit däuchte. Als ich berechnete, daß die Morgendämmerung müsse angebrochen sein, öffnete ich mit Mühe die schmerzenden Augen — aber es war nur, um meine schauerliche Lage ganz zu erkennen. Indem ich die Höhle, meine nächtliche Herberge, untersuchte, gewahrte ich mit Entsetzen, daß mir ein hartgefrorener menschlicher Cadaver zum Kopfkissen gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maulthier, um diesen verhängnißvollen Ort zu verlassen; aber mein Unglück hatte noch nicht sein Ende erreicht. Mein gutes Thier lag todt auf der Erde ausgestreckt; in seinem Heißhunger hatte es während der Nacht seine Kräuter nicht sorgsam ge-

wählt, den giftigen Garbancillo gefressen und alsobald seinen traurigen Tod gefunden. Der arme Reisegefährte; er hatte so manche harte Stunde mit mir getheilt!

Diese verzweiflungsvolle Lage hätte wohl auch den Standhaftesten erschüttert; ich kehrte gegen die Höhle zurück — was konnte ich thun? Ueber der nebelfreien Welt stand die junge, siegreiche Morgensonne, die in der Nacht mit tiefem Schnee bedeckten Ebenen und Hügel lagen hell und grün da; der geschwätzige Acacli hüpfte traulich neben mir, die Viscachas spielten sorglos am Felsen und neugierig näherten sich die langhalsigen Vicuñas, als ob sie nichts von den Schrecken der vergangenen Nacht wüßten. Ein unaussprechlicher Trost kam in meine düstere Seele und beruhigt trat ich in die Höhle, um meinen entseelten Gefährten zu untersuchen. War es vielleicht auch einer meines Geschlechtes, ein Reisender, der dem Hunger und dem Froste unterlegen war? Nein, es war ein Halbindianer; mehrere tiefe, letale Wunden am Kopfe zeigten mir, daß er mit der Steinschleuder von der tückischen Hand der Indianer umgebracht und hieher geschleppt worden; ihre Raubsucht hatte ihm sogar die Kleider genommen.

Ich ergriff meine Flinte und schoß einen Felsenhasen, suchte mir spärliches Brennmaterial und briet mir an einem Bratspieße, den ein Knochen vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück; dann erwartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten werde.

Es war etwas nach 12 Uhr Mittags, als ich in Zwischenräumen ein einförmiges, abgebrochenes Geschrei hörte; erschrocken, erfreut erkannte ich die wohlbekannten Töne. Ich bestieg den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe die bei-

den Indianer von Gestern, die ihre mit Taquia beladenen Thiere nach dem nächsten Bergwerke trieben. Schnell eilte ich hinunter und beredete sie mir für ein kleines Geschenk von Tabak ein Llama zu überlassen. Sie kamen auch willig mit mir nach der Höhle, das Llama nahm meine Habseligkeiten auf, ich warf mit einem Gefühle schmerzlicher Wehmuth eine Hand voll Erde auf den Leichnam und verließ diesen Ort des Unglücks. Das war in der Höhle von Leñas in den Altos, die gen Süden nach der Quebrada von Huaitara führen, am 13. Januar 1840.

Ergriffen von den Erlebnissen der verflossenen Stunden, über den Wechsel des menschlichen Glückes und den Unbestand der irdischen Dinge nachdenkend, wanderte ich mit meiner Flinte hinter den folgsamen Llamas einher und langte mit einbrechender Nacht, durchnäßt, hungrig und müde in der Mine an, und setzte am folgenden Morgen auf einem halb verhungerten Klepper meinen beschwerlichen Weg fort.

Sechstes Kapitel.

Sierra. — Klima. — Wege. — Bewohner. — Kaufleute. — Mestizen. — Ackerbau. — Feldfrüchte. — Kunstfertigkeit der Indianer. — Gastfreundschaft der Serranos. — Gesellschaftliches Leben in den höhern Ständen. — Indianerfeste. — Bereitung der Chicha. — Tänze. — Stiergefechte. — Kirchliche Feierlichkeiten. — Requisition der Indianer. — Curiere. — Maulthierverkauf. — Bauart der Städte und Dörfer. — Kloster Ocopa. — Ceja de la Montaña.

Das peruanische Hochland, mit dem wir uns in seiner großen Ausdehnung als Puna in den vorhergehenden Kapiteln beschäftigt haben, wird von zahlreichen, engern oder weitern Thälern durchschnitten, die mehrere tausend Fuß tiefer als die Hochebenen liegen und dadurch einen eigenthümlichen von jenen ganz verschiedenen Charakter haben. Diese Thäler werden die Sierra genannt. Zwar bezeichnet der Limeño mit diesem Ausdrucke das ganze innere Peru bis zu den Urwäldern und jeder Peruaner, der nicht Küsten- oder Waldbewohner ist, ist für ihn ein Serrano, aber im strengsten Sinne des Wortes bilden nur die tiefern Gebirgsthäler, zwischen der Cordillera und den Anden, die Sierra, und ich

werde hier dieses Wort nur in der angegebenen Bedeutung gebrauchen*).

Der europäische Reisende, der, nach einem sehnlich gewünschten Aufenthalte an der heißen Küste von Peru, all das Angenehme und Unfreundliche geschmeckt hat, was ihm ein ewig gleichmäßiger, tropischer Himmel in einer übervollen Vegetation oder in ausgedörrten, schauerlich öden Sandwüsten darbietet, oder der, nach einem längern Verweilen in der Cordillera oder in der Puna, wo er unter der scheitelrechten Mittagssonne vor Frost fast erstarrte und sich überall von einer fremdartigen Natur umgeben sah, endlich nach den Thälern der Sierra hinunter steigt, empfindet eine unbeschreibliche Freude hier ein Klima und eine Pflanzenwelt zu finden, die ihm recht lebhaft das Bild der fernen Heimath vorführen. In einer Höhe über dem Meere gelegen, in der durch die reine Atmosphäre der entnervende Einfluß der glühenden Tropensonne gebrochen ist, aber doch nicht so hoch, daß die spärliche Luft dem Leben feindlich entgegen tritt und durch zahlreiche Bergketten gegen die kalten Winde der Schneegebirge geschützt, vereinigt die Sierra alle jene Vortheile, mit denen ein milder Himmel die ganze Natur begabt. Die wilden und unfruchtbaren Umgebungen, die erst nach manchen unfreundlichen und mühevollen Tagen durchschritten werden, dienen nur, um den angenehmen Eindruck dieser Thäler in glänzenderm Lichte hervorzuheben, und leicht erklärlich findet man es, daß ein älterer Reisender (Bouguer) zu der, wenn auch zu günstigen Aeußerung verleitet wurde:

---

*) Auch die Quebradas am Westabhange der Cordillera, zwischen 6 bis 10,000 Fuß ü. M., werden Sierra genannt.

„In diesem glücklichen Lande male die Natur in ihrer Fülle, oder besser zu sagen in ihrer Ueppigkeit, das Bild des irdischen Paradieses."

Hier sind nur zwei Jahreszeiten. Im Oktober beginnt der Winter oder die Regenzeit, aber nicht so anhaltend und lästig wie in den tiefern Wäldern. Selten dauern die Regen mehr als zwei bis drei Tage hintereinander, häufig sind aber Gewitter, ohne jedoch mit solcher Regelmäßigkeit sich täglich zu wiederholen wie in der Puna; sie sind nie von Schnee, aber häufig von Hagel begleitet. Der Thermometer fällt nicht unter + 4° R. und hält sich während des Tages im Durchschnitte auf + 11° R. Im April tritt der Sommer ein, und mit ihm eine fast ununterbrochene Reihe heiterer und warmer Tage. Die Nächte sind viel kälter als im Winter, denn der Thermometer sinkt unter den Gefrierpunkt und es treten heftige, oft sehr verderbliche Fröste ein. Die Mittagsstunden sind drückend heiß, die mittlere Tageswärme aber doch nur 13,9° R. Während dieser Jahreszeit bedeckt sich oft der Horizont mit schwerem, schwarzem Gewölke, das sich nur selten über die Thäler entladet, aber drohend an dem Gebirge hängen bleibt. Die Eingebornen nennen es deßhalb Misti manchari, „die Furcht der Mestizen"*), weil die Küstenbewohner beim Heraufziehen dieser Wolken heftige Gewitter befürchten.

Dieses regelmäßige und gemäßigte Klima begünstigt die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, dem der Fleiß der Ein-

*) Die Indianer nennen alle, die nicht Indianer oder Neger sind, mögen es Europäer, weiße Creolen, oder ihre Abstufungen zum Indianer sein, „Misti", so viel als Mestize.

gebornen einen reichen Ertrag abgewinnt. Die den heißen Tropen eigenthümlichen Kulturpflanzen gedeihen zwar nicht, und ehe die europäischen Einwanderungen nach Peru Statt hatten, wurde hier nur Mais, Quinua und einige Knollengewächse gepflanzt; seit der Eroberung sind aber die europäischen Cerealien, viele Obstarten und der Luzernklee dort eingeführt und kommen in dem ihnen sehr angemessenen Klima vortrefflich fort. Hier, wie in den schon durchwanderten Regionen, vermißt der Europäer am meisten die Wälder. Mit einem gewissen Unbehagen erblickt er auf den Gebirgsabhängen, die er in seinem Vaterlande von dichten Forsten bedeckt zu sehen gewohnt ist, ungeheure Cactusarten und wuchernde Agaven. Nur eine Weide (Salix Humboldtii), die eine Höhe von 20 bis 25 Fuß erreicht, vereinigt sich längs der Flüsse zu kleinen Gruppen, und hin und wieder bilden niedrige Quenuabäume ein unbedeutendes Gebüsch.

Diese von der Natur so begünstigten Gegenden hat schon von frühester Zeit der Peruaner als Wohnort vorgezogen; es hat sich daher auch die Einwohnerzahl in der nach ihrem Flächeninhalte nicht sehr großen Sierra mehr angehäuft als in irgend einem andern Theile des Landes. Zahlreiche Städte, Dörfer und Weiler schmücken diese Thäler und würden noch mehr an Bedeutung gewinnen, wenn sie eine leichtere gegenseitige Verbindung unterhalten könnten. Aber um jedes Thal thürmen sich Gebirge auf, über die sich sehr mühevolle, gefährliche und lange Wege hinziehen. Bald führen sie beschwerlich an schroffen Bergrücken hinauf, um sich an der entgegengesetzten Seite mit steilem Abfall in die Tiefe zu senken, bald winden sie sich durch enge Schluchten, die durch zerstreute Felstrümmer fast ungangbar sind, oder leiten über

die kahlen, öden Hochebenen. Von diesen Wegen sagte ein deutscher Reisender*), der im vorigen Jahrhundert Peru besuchte, in seiner einfachen Erzählung: „Selbst der leichtsinnige Freigeist, der die Vorsicht läugnet, muß hier zu seiner Beschämung mit Schaudern bekennen, daß das alliebende Wesen die verwegenen Schritte des Sterblichen augenscheinlich seines väterlichen Schutzes würdige, ohne welchen Menschen und Vieh zu Grunde gehen müßten.“ Nicht weniger schwierig und weit ist die Verbindung mit der Hauptstadt, weßhalb auch nur die wenigsten Erzeugnisse dorthin gebracht werden können.

Die Bewohner der Sierra (Serranos im Allgemeinen) sind ihrer größten Zahl nach Indianer, besonders in den kleinern Dörfern. In den Städten und größern Dörfern herrschen die Mestizen vor; Weiße sind im Ganzen genommen wenige. Viele geben sich zwar als solche aus; wenn man aber ihren Stammbaum verfolgt, so findet man in der Regel schon in der zweiten Generation indianisches Blut. Mancher reiche Serrano, der in jedem seiner Gesichtszüge den Stempel seiner indianischen Abkunft trägt, nennt sich gegen den Fremden einen Altspanier. Ueberhaupt betrachten sich die Mestizen, hier noch viel mehr als an der Küste, den Weißen ganz gleich und sehen mit Verachtung auf den Indianer, aus dessen Stamme sie doch entsprossen sind, während sie sich gegen den Weißen zudringlich und kriechend zeigen. Nach der Abstammung kann man mit ziemlicher Gewißheit auf die Beschäftigung der Bewohner schließen. Der Europäer oder weiße Creole in der Sierra ist in der

*) A. Z. Helms Tagebuch einer Reise durch Peru ꝛc. 1798. S. 151.

Regel Kaufmann; der reiche Mestize ein fauler Güterbesitzer, der arme ein Taugenichts; der Indianer Ackerbauer oder Tagelöhner.

Die Altspanier, die noch im Gebirge sind, waren meistens Soldaten im spanischen Heere, die sich nach dem Befreiungskriege häuslich niederließen und einen Kaufladen einrichteten, da sie nichts zu arbeiten verstanden. Mancher ist durch reiche Heirath in Besitz von Haciendas gekommen und spielt nun bei der größten Unwissenheit, aber einem unbegränzten Stolze und ekelhaften Dünkel, auf eine lächerliche Weise den feingebildeten Mann. Die europäischen Handelsartikel werden meistens von Creolen verkauft, die jährlich zwei- bis dreimal nach Lima reisen, um dort ihre Ankäufe zu besorgen. Gedruckte und weiße Baumwollstoffe, Wollzeuge, Quincailleriewaaren, Leder, Seife, Wachs und Indigo sind die Hauptgegenstände dieses Handels. Besonders wird von letzterem in der Sierra eine außerordentlich große Menge verkauft, da die Indianer fast alle ihre Kleider blau färben; auch von Wachs wird ein sehr bedeutendes Quantum verbraucht, denn bei den fast täglich sich wiederholenden, größern religiösen Feierlichkeiten müssen die Kirchen immer auf's beste erleuchtet sein. Die Eingebornen bringen nur wenige Artikel zum Verkauf, besonders wollene Ponchos und Decken, ungesponnene, gefärbte Wolle, hölzerne Steigbügel, Sattelzeug und Hufeisen. Diese letztern Gegenstände werden besonders von den Arrieros der Küste angekauft. Es klingt sonderbar, wenn man sagt, daß die Hufeisen im Vorrathe eingehandelt werden, da in Europa die Eisen nach dem Hufe geschmiedet werden; aber in Peru wird der Huf nach dem Eisen zugeschnitten. Für Brantwein von Yca wird bei-

nahe mehr Geld umgesetzt als für alle übrigen Handelsartikel zusammen genommen. Die Menge dieses Getränkes, das jährlich nach der Sierra eingeführt wird, gränzt an das Unglaubliche. Wenn man die langen Züge mit den vollen Schläuchen bepackter Maulthiere ankommen sieht, so möchte man glauben, daß für Jahre Vorrath zusammengeführt werde; so wie man aber an Sonn- und Festtagen die Indianer mit ihren Krügen und Flaschen nach allen Buden strömen sieht, so bemerkt man mit Bedauern, daß hier in einem Tage mehr Brantwein ausgeschenkt wird als in viel größern Städten in Europa in einem Jahre. In mehreren Gegenden, z. B. in der Provinz Jauja, sind Hühnereier die Scheidemünze, indem man 48 bis 50 Stück auf einen Thaler rechnet. Auf dem Marktplatze und in den Buden kaufen die Indianer für diese zerbrechliche Münze die meisten ihrer Bedürfnisse ein; da sieht man einen für ein paar Eier Brantwein, einen andern Indigo, einen dritten Cigarren kaufen. Diese Eier werden von den Besitzern der Kaufläden, in Kistchen verpackt, nach Lima gesandt. Von Jauja allein gehen jährlich mehrere tausend Ladungen davon nach der Hauptstadt.

Die reichern Mestizen sind meistens Besitzer von Landgütern (Chacras), deren Ertrag in Getraide, Gemüsen und Klee besteht und in den größeren Städten verkauft oder nach den Bergwerken der Puna ausgeführt wird. Da der Gewinn der Chacras in der Regel zum anständigen Lebensunterhalte vollkommen ausreicht, so denken diese Mestizen an keine andere Beschäftigung als an ihre Vergnügen und bringen ihr Leben in einer fast unbegreiflichen Trägheit zu. Den größten Theil des Tages stehen sie, nach ächt spanischer Art, gruppenweise in ihre Mäntel gehüllt, an den

Straßenecken und, wenn es das Wetter nicht erlaubt, in den Kaufläden und unterhalten sich von den nichtssagendsten Neuigkeiten oder sie versammeln sich zum Würfelspiele, oder den Hahnenkämpfen (peleas de Gallos). Diese letztern werden zwar weniger strenge als in Lima abgehalten, aber nicht weniger leidenschaftlich. Immer werden sehr bedeutende Wetten eingegangen, die schon manchen reichen Mann vollkommen ruinirt haben. Ein so recht eingefleischter Liebhaber der Hahnenkämpfe, wie man sie in der Sierra häufig findet, hat für gar nichts anderes mehr Sinn. Sein Denken, seine Gespräche, seine Handlungen drehen sich um die Hähne, und seine größte Wonne ist es sich in seinem Hofe tagelang mit ihnen zu unterhalten, sie zu liebkosen, zu füttern, zu reizen oder zu probiren. In jeder Stadt bilden sich zwei Parthien, die ihre Hähne gegen einander kämpfen lassen und sehr häufig mit der Zeit einen politischen Charakter annehmen. Den Hähnen werden immer scharfe Messer angebunden. Das Kämpfen mit den natürlichen Waffen (Schnabel und Sporn), wie es in vielen Gegenden von England gebräuchlich ist, ist hier nicht eingeführt. Die Thiere werden in der Regel verdeckt in den Circus gebracht und erst, nachdem die Wetten abgeschlossen sind, den Betheiligten gezeigt. Rücktritt von der Wette ist nicht gestattet, doch können noch neue eingegangen werden. Die meisten Kämpfe sind nur zwischen je zwei Hähnen; zuweilen werden auch Gefechte veranstaltet, in denen bei jeder Parthie vier bis sechs Thiere kämpfen. Um zu vermeiden, daß die zusammen gehörenden Hähne sich bekriegen, hält man die, für diese Art Peleas bestimmten, schon von Jugend auf bei einander im nämlichen Stalle; sonst wird jeder Kampfhahn streng abgesondert gehalten.

Der Ackerbau wird ausschließlich von Indianern betrieben, die entweder ihre eigenen Felder haben, oder für kargen Lohn die der Mestizen bearbeiten. Im September werden die Aecker gepflügt und zur Aussaat vorbereitet. Die Pflüge bestehen aus einem langen Balken, an dem die Pflugschaar befestigt ist und aus den beiden Leitstöcken. Sie werden von Ochsen gezogen, denen der Balken auf eine höchst einfache Weise an die Hörner festgebunden ist. Im Oktober wird gesäet und im April oder Mai geerntet; die Saat ist also während der nassen Jahreszeit auf dem Felde. Im Februar treten zuweilen heftige Nachtfröste ein, die dem Getraide sehr schaden und zu Mißernten und Hungersnoth Veranlassung geben. Es werden daher während dieser Zeit, in kalten, hellen Nächten, die Befürchtungen erwecken, Processionen durch alle Dörfer und Städte veranstaltet, um die Gnade des Himmels zu erflehen. Oft ertönen plötzlich um Mitternacht die Glocken; an alle Häuser wird angepocht und die Bewohner eilen zur Kirche, um sich zu solchen feierlichen Umzügen zu versammeln. Büßende, in Säcke gehüllt, durchziehen die Gassen und geißeln sich, und die Indianer schreien in ihrer Sprache Gebete, Gelübde und Verwünschungen zum Himmel auf. Stundenlang dauert der Tumult auf der Straße und erst, wenn der Morgen graut, ziehen sich die Bewohner mit Furcht und Hoffnung in ihre Wohnungen zurück. Solche nächtliche, unerwartete Processionen haben etwas ungemein Schauerliches, wozu besonders die Indianerkinder beitragen, die, vielleicht unbewußt was denn eigentlich der Zweck der Handlung sei, laut heulend auf der Straße herumlaufen, sich auf die Erde werfen und wie Verzweifelnde geberden. Wenn der Tag des jüngsten Gerichtes

anbrechen würde, so könnte die Aufregung kaum größer sein als bei der Furcht vor diesen Nachtfrösten. Freilich ist das Loos der Indianer bei einer Mißernte höchst traurig, denn, trotz ihrer Genügsamkeit, finden sie nicht einmal die elendeste Nahrung, um ihren Hunger zu stillen. Ich habe im Jahr 1840 gesehen, wie die hungrigen Indianerkinder auf den Feldern das Gras abweideten, fast wie das Vieh.

Von den Getraidearten wird der Mais am häufigsten gebaut, er ist von vortrefflicher Qualität, kleiner als an der Küste, aber viel schmackhafter. Waizen, der zwar gut gedeiht, wird nur hinreichend für den Bedarf des Gebirges gepflanzt. Das Brod, das daraus bereitet wird, ist sehr schlecht, theils weil das Mehl in den höchst unvollkommenen Mühlen nicht rein gemahlen wird, theils weil die Eingebornen das reinliche und richtige Zubereiten des Teiges nicht verstehen. Die Brode sind meistens schwarzbraune, schwere Fladen, da dem Teige immer Schweineschmalz zugesetzt wird. Die übrigen europäischen Getraidearten, die Gerste ausgenommen, sind den Peruanern nicht bekannt. Als Ersatz dafür haben sie die Quinua (Chenopodium Quinoa L.), die ein eben so nahrhaftes als gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel ist. Die Blätter der noch nicht ganz reifen Pflanze werden als Spinat geessen, aber viel seltener als die Saamen. Bei der Ernte werden die Stengel mit den Wurzeln ausgerissen und auf einem Tuche gegen die Erde geschlagen, wodurch die reifen Saamen abspringen. Man bereitet diese auf mannigfaltige Weise zu, am häufigsten kocht man sie mit Milch oder Fleischbrühe, zuweilen mit Käs oder spanischem Pfeffer. Die dürren Stengel dienen als Brennholz, ihre Asche als Ingredienz beim Cocakauen.

Man hat in einigen Gegenden von Deutschland Versuche mit dem Anbau der Quinua gemacht, die ein sehr günstiges Resultat geliefert haben. Es scheint aber als finde ihr Geschmack nur wenig Beifall, was dem Europäer, der sie in Peru kostete, auffallend ist, da er sie dort als ein sehr schmackhaftes Gericht kennen gelernt hat. Es wäre sehr wünschenswerth, daß diese Pflanze in Europa allgemeiner cultivirt würde, denn gerade in den Zeiten, in denen die Kartoffeln so verderblichen Krankheiten unterworfen sind, könnte sie von außerordentlichem Vortheile sein. Wenn man bedenkt, wie z. B. die Kartoffeln und der Thee, kurz nachdem sie bekannt wurden, so wenig Anklang fanden und später so allgemein verbreitet wurden, so wird man sich von den Stimmen Einzelner, die der Quinua keinen Geschmack abgewinnen konnten, nicht abschrecken lassen, einer Pflanze, die eines der gesundesten Nahrungsmittel liefert und unter unserm Himmelsstriche vortrefflich gedeiht, eine allgemeine Aufnahme zu verschaffen.

Von Knollengewächsen werden vier Arten, Kartoffeln, Ulluco, Oca und Mashua, mit sehr günstigem Erfolge cultivirt. Die Kartoffeln sind ausgezeichnet gut und kommen in mannigfaltigen Varietäten vor. Die Serranos haben eine eigenthümliche Art sie jahrelang aufzubewahren, indem sie Chuño und Chochoca daraus bereiten. Der Chuño ist entweder schwarz oder weiß. Zum schwarzen nimmt man gewöhnliche Kartoffeln, legt sie einige Tage in die Sonne und läßt sie die Nacht durch gefrieren. Wenn sie ganz eingeschrumpft sind, werden sie von den Indianern mit den Füßen getreten, um den Saft, der sich unter der Hülse ansammelt, auszupressen und dann wieder dem Froste ausge-

setzt. Der weiße Chuño oder Moray wird aus einer eigenen Art von Kartoffeln bereitet, die in Europa nicht bekannt ist. Sie ist sehr groß, gelblichweiß und so bitter, daß sie, auf gewöhnliche Weise gekocht, kaum genießbar ist. Diese Kartoffeln werden in einen Sack gesteckt und nach Sonnenuntergang zum Gefrieren in's Wasser gelegt; vor Sonnenaufgang müssen sie wieder herausgezogen und an einem finstern Orte aufbewahrt werden, da sie durch das Sonnenlicht sonst sogleich schwarz werden. Dieses Verfahren setzt man während 20 bis 25 Tagen fort, stampft sie dann auf die gewöhnliche Weise und läßt sie noch durch vier bis fünf Nächte gefrieren. Die Chochoca oder «papa seca» besteht aus gekochten und dann geschälten Kartoffeln, die einige Nächte durch dem Froste ausgesetzt wurden. Die so zubereiteten Kartoffeln können viele Jahre, ohne zu verderben, an trockenen Orten aufbehalten werden. Die Indianer führen sie häufig nach der Küste aus, wo sie sehr gesucht sind; auch an Bord der Schiffe werden sie als werthvoller Proviant mitgenommen. Die Peruaner haben eine große Vorliebe für diese gefrornen Kartoffeln, besonders für den Moray, und finden in ihnen ein sehr leicht zu verdauendes und angenehmes Nahrungsmittel. Die Aerzte erlauben daher den Kranken vor Allem Chuño zu essen. Ich muß gestehen, daß mir weder die eingeschrumpfte Chochoca noch die schleimige Chuño behagte; auch habe ich bemerkt, daß die Fremden im Allgemeinen eine große Abneigung gegen diese Lieblingsgerichte der Eingebornen haben.

Der Ulluco (Tropæolum tuberosum) ist kleiner als die Kartoffel und von sehr verschiedener Form; bald rund, bald länglich, gerade und gebogen; er hat eine röthlichgelbe,

sehr feine Hülse und ein grünliches Innere. Im Wasser gekocht ist er fade, als Picante zubereitet aber schmackhaft, in jeder Form übrigens sehr unverdaulich. Er kann höchstens zwei Monate aufbewahrt werden, hält sich jedoch, einige Tage der Sonne und hernach dem Froste ausgesetzt, über ein Jahr, büßt aber seinen Geschmack ein.

Die Oca (Oxalis tuberosa) ist eine länglichrunde Wurzel von blaßrother Farbe und weißlichem Innern; sie ist wäßrig und schmeckt süßlich, wird aber gerade deßhalb von den Peruanern sehr geschätzt; wenn man sie einige Tage der Sonne und dem Froste aussetzt, wird sie noch viel süßer und auch mehlig, kann jedoch auch in dieser Form nur wenige Monate aufbewahrt werden.

Die Mashua ist die Wurzel einer den Botanikern noch nicht bekannten Pflanze, die wie die vorhergehende angebaut und zubereitet wird. Sie unterscheidet sich aber in der Form sehr von ihr, denn sie ist pyramidenförmig, plattgedrückt und läuft nach unten in eine fadenförmige Spitze aus; sie ist wäßrig und von sehr insipidem Geschmacke, wird von den Serranos dennoch sehr gerne geessen. Sie hält sich ebenfalls nur sehr kurze Zeit frisch und verträgt die Ausfuhr nicht, ist daher in Lima fast ganz unbekannt. Die Indianer gebrauchen sie auch als Medicin, besonders gegen Wassersucht, Indigestion und Ruhr. Aus der Oca und Mashua wird die sogenannte Caya bereitet, indem man diese Wurzeln in Wasser faulen läßt und dann, auf ein Tuch ausgebreitet, während acht bis zehn Tagen von der Sonne austrocknen und des Nachts gefrieren läßt; diese schwärzliche Masse wird mit Wasser zu einem Brei eingekocht und von den Indianern genossen. Es ist mir nie ein ekelhafteres Gericht vorgekom-

men als diese faule Caya, denn sobald sie anfängt zu kochen, verbreitet sie einen Geruch wie Aas und schmeckt ganz, wie sie riecht. Wenn man durch Gegenden reist, wo sie die tägliche Speise der Indianer ist, so riecht man zur Mittagsstunde oft ein Dorf lange, ehe man es sieht. Ich habe mich bei den Eingebornen öfters erkundigt, ob ihnen diese faulende Nahrung auch zuträglich sei, und sie haben mir immer versichert, daß sie dieselbe für eben so gesund als angenehm halten. Es braucht wahrlich einen indianischen Magen oder einen tüchtigen Reisehunger, um den Cayabrei verschlingen zu können.

Die europäischen Gemüse gedeihen in den wärmern Sierrathälern sehr üppig; es sind aber nur wenige eingeführt und auch diese werden im Ganzen genommen nicht sehr geschätzt; nur wenige Kohl- und Salatarten, Zwiebeln, Knoblauch und einige Hülsenfrüchte werden cultivirt. Es ist auffallend, daß in dieser Region durchaus keine einheimischen Fruchtbäume vorkommen. Die einzige der Sierra angehörende, eßbare Frucht ist die Tuna von verschiedenen Cactusarten. In einigen sehr geschützten Quebradas reifen, bei einer Höhe von 10,000 Fuß ü. M., die Apfelsinen, Citronen und Granadillas. Die aus Europa eingeführten Obstarten bleiben meistens sehr schlecht, da nicht die geringste Pflege auf die Cultur der Bäume und die Veredelung ihrer Früchte gewendet wird. Dieß gilt besonders von den Aepfeln, Birnen und Zwetschgen. Kirschen und Kastanien sind ganz unbekannt; hingegen kommen Pfirsiche und Aprikosen (Duraznos) in erstaunlicher Menge und in sehr vielen und ausgezeichneten Arten vor, besonders in den Südprovinzen. Die Spaziergänge nach den Duraznales im April und Mai, um die

reifen Früchte zu essen, gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Serranos. Einige Gegenden sind wegen ihres Ueberflusses an Obst durch ganz Peru berühmt; dieß gilt besonders von den sehr tiefen Thälern, die aber wieder vom eigentlichen Charakter der Sierra abweichen und mehr der höhern Waldregion entsprechen, z. B. Huanta.

Die Zeit der Aussaat und der Ernte wird von den Indianern immer mit tumultuarischen Vergnügungen gefeiert, eine Gewohnheit, die noch von der Regierung der Incas herrührt, als diese beiden Epochen die Hauptabschnitte der jährlichen Zeitrechnung waren. Sogar der oft sehr geringe Ertrag vermag das Vergnügen nicht zu stören. Unter dem Klange von Trommeln, Geigen und Flöten wird das Getraide geschnitten, ungeheure Gefäße voll Chiche stehen zur freien Disposition der Arbeiter, die fortwährend betrunken sind und doch mit den schwersten Lasten von Garben noch Tänze aufführen; die Mahlzeit wird in mächtigen Kesseln auf dem Felde bereitet und muß reichlich und schmackhaft sein. Zum Essen setzen sich alle in eine lange Reihe auf die Erde, je einer zwischen die ausgespreizten Beine seines Hintermannes, was eine possirliche Scene bildet, da nur noch die wenigsten nüchtern genug sind, sich aufrecht zu halten und bald auf die Seiten, bald nach hinten oder vorn umfallen und ihre Kürbisteller ausschütten, wenn nicht ihre weniger betrunkenen Weiber herbeieilen und ihnen helfen. Der Waizen und die Gerste werden gleich auf den Aeckern in Haufen aufgeschichtet und durch Pferde, die im Kreise darauf herumgejagt werden, entkernt. So wie das geschehen ist, erscheinen die Abgeordneten der Regierung und des Pfarrers, um den Zehenten abzufordern.

Die Indianer in größeren Dörfern und Städten beschäftigen sich oft mit Handwerken und erreichen darin einen hohen Grad von Vollkommenheit, da es ihnen weder an Talent noch an mechanischer Fertigkeit fehlt. Als Goldschmiede besonders sind sie sehr geschickt und verfertigen die geschmackvollsten und zierlichsten Arbeiten, wie man sie in den Hauptstädten von Europa nicht besser findet. Die Gefäße und Figuren von Silberdraht (filigranas), die von Cholos in Ayacucho verfertigt werden, haben von jeher in Spanien eine große Berühmtheit gehabt. In Jauja werden von den Indianern sehr schöne Arbeiten von Eisen gemacht, die in ganz Peru geschätzt und gesucht sind; ebenso werden dort Lederarbeiten, wie Sattelzeug, Zäume u. s. w., viel eleganter und wenigstens dreimal wohlfeiler als in Lima verfertigt. In Cuzco und den umliegenden Provinzen beschäftigen sich viele Indianer mit Oelmalerei, in der sie freilich keine Meisterwerke liefern; wenn man aber in den Kirchen an den Altarblättern ihre Leistungen betrachtet und bedenkt, daß diese Künstler ohne die mindeste Anleitung oder Vorbildung und überdieß mit sehr rohen Materialien diese Bilder malten, so muß man ihnen ein großes Talent zugestehen, das unter gehöriger Leitung sich weit über die Mittelmäßigkeit erheben würde. In Tarma und seinen Umgebungen weben die Indianer Stoffe von vorzüglicher Feinheit. Es giebt Ponchos von Vicuñawolle oder Zwirn, die mit 100 bis 120 Thalern bezahlt werden und die feinsten europäischen Gewebe übertreffen; es scheint unbegreiflich, wenn man die rohe Vorrichtung kennt, deren sich die Eingebornen zum Weben bedienen. In irgend einem Winkel seiner Hütte spannt der Indianer die Fäden an eine Leiste in der Mauer,

vereinigt alle in einer andern Leiste, die er sich um den Leib bindet, setzt sich auf die Erde und schiebt ein glattes Hölzchen, das die Stelle des Schiffes vertritt, mit dem Faden von der einen zur andern Seite. Auf diese Weise, nur mit geringer Abänderung in der Anordnung der Fäden, wirkt er verschiedene Farben, Figuren und Inschriften in die Stoffe und arbeitet dabei mit einer Schnelligkeit, die der auf ordentlichen Webstühlen beinahe gleichkömmt. Die werthvollsten Gewebe, die sie verfertigen, sind die aus der feinen Wolle von Vicuñas, Alpacos und Viscachas; doch machen sie auch viele, sehr geschätzte, aus Baumwolle oder Seide. Es ist auffallend, wie die Indianer in jeder Provinz ein Lieblingshandwerk betreiben und die übrigen dabei fast ganz vernachläßigen.

Das gesellschaftliche Leben in der Sierra hat einen so eigenthümlichen Anstrich, daß man es den Bewohnern von Lima kaum verdenkt, wenn sie sich über die Serranos lustig machen und sie mit einer gewissen Geringschätzung behandeln. Zwar steht der Limeño an Bildung nicht weit über dem Serrano, aber er beobachtet doch gewisse äußere Formen, die dieser ganz vernachläßigt und die man selbst bei den ersten Familien in der Regel sehr vermißt. Schon die Sprache charakterisirt den Serrano, denn sie ist hart, unrichtig und mit zahlreichen Quichuaworten gemischt, noch mehr aber seine, bald unbeholfenen, bald allzufreien Manieren. Er fühlt sich auch deßhalb in der Hauptstadt, wo er gewöhnlich die Zielscheibe des weiblichen Witzes ist, selten für längere Zeit wohl und sehnt sich immer nach seinen heimischen Bergen zurück, wo er sich in behaglichster Ruhe dem zwanglosesten Leben hingeben kann. Wenn auch der Fremde anfäng-

lich sehr vieles Ungewohnte und Anstößige bei den Gebirgsbewohnern findet, so fühlt er sich doch bald wohl bei ihnen, denn er genießt einer äußerst wohlthuenden, treuherzigen Gastfreundschaft und wird gleich einem Familienmitgliede betrachtet. Monate lang kann er unter dem gastlichen Dache verweilen, ohne je den mindesten Beweis zu entdecken, daß seine Gegenwart nicht gerne gesehen wäre, und wenn er nach kürzerer oder längerer Abwesenheit wiederkehrt, so wird er immer wieder die herzlichste Aufnahme genießen. Der Reisende, der auch ohne besondere Empfehlungen in einer Gebirgsstadt anlangt, findet, wo er auch nur anklopft, ein wirthliches Obdach, was doppelt angenehm ist, da es dort nur sehr selten eigentliche Herbergen giebt. Es ist mir öfter begegnet, daß ich bei meiner Ankunft in größeren Dörfern gleich vom Ersten, der mir entgegen kam, freundlich eingeladen wurde mein Quartier bei ihm aufzuschlagen, und daß er mir bei meiner Weiterreise sagte, ich möchte im nächsten Orte, wo ich wieder zu bleiben gedenke, nur zu dem, den er mir nannte, gehen und ihm einen Gruß von ihm sagen, ich werde eine gute Aufnahme finden; und wirklich fand ich es auch immer so. Statt des Erstaunens einen unerwarteten und unbekannten Gast in den Hof reiten zu sehen, empfing mich ein freundlicher Gruß und die Einladung abzusteigen. Nach kurzem Verweilen in einer Gebirgsstadt ist man schon mit einer großen Zahl der Einwohner bekannt, da es sich der Hauswirth zur Pflicht macht, den Gast seinen Freunden vorzustellen und ihn zu allen Gesellschaften und Vergnügungen mitzunehmen.

Die Serranos sind sehr gesellig und veranstalten, bei der geringsten Veranlassung, Landparthien oder Abendgesellschaften mit Gesang und Tanz; freilich sind es gerade diese

Vergnügen, die dem Fremden den meisten Anstoß geben, denn der Brantwein spielt dabei die Hauptrolle. So wie die Gesellschaft vereinigt ist, werden ein paar Flaschen von diesem Getränke und einige Gläser gebracht, und nun trinkt jeder der Runde nach auf das Wohl des andern; die Damen bleiben dabei durchaus nicht hinter den Herren zurück und sind unermüdlich im Anbieten und Empfangen von Gesundheiten. Da gewöhnlich für eine Gesellschaft von dreißig und mehr Personen höchstens drei bis vier Gläser vorhanden sind, so wandern diese ununterbrochen von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Sobald durch die ersten Flaschen die Fröhlichkeit erregt ist, so folgen immer neue nach und der ganze Abend wird mit Tanz und Brantweintrinken zugebracht. Der europäische Reisende, der sich zum erstenmale in einer solchen Vereinigung befindet, kann sich vor Erstaunen kaum erholen und weiß nicht, wie er den von allen Seiten heranstürmenden Anerbietungen ein Gläschen zu leeren ausweichen soll; denn das Nichtannehmen wird als eine Beleidigung angesehen. Nur ein schleuniger aber geheimer Rückzug kann ihm noch die Herrschaft seiner Sinne bewahren; wird er aber zufälliger Weise ertappt, während er sich entfernt, so wird er fast mit Gewalt zurückgeführt und muß durch mehrere Gläser Brantwein sein Vorhaben büßen. Entschuldigt er sich, er könne dieses Getränk nicht vertragen, so bemächtigen sich die Damen seiner, lachen ihn aus, versprechen ihm, sie werden ihn schon daran gewöhnen, und als erster Unterricht muß er dann mit jeder nach der Reihe ein Gläschen trinken. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben und dann, als Folge dieses

sonderbaren Vergnügens, ein mehrtägiges Unwohlsein davon zu tragen. Die Menge von Brantwein, die an einem solchen Abende getrunken wird, ist erstaunlich. Ich habe mehrmals beobachtet, daß jeder von der Gesellschaft, die Frauenzimmer inbegriffen, durchschnittlich beinahe eine Flasche (von der Größe der Bouteillen, in denen der Wein von Bordeaux versandt wird) trank. Es ist begreiflich, daß in den späten Nachtstunden diese Jaranas, wie sie die Eingebornen nennen, in ein wüstes, zügelloses Treiben ausarten, das oft von höchst unangenehmen Folgen begleitet ist. Die häufige Wiederholung dieser Gesellschaften schwächt natürlich die Wirkung des Brantweins bei den Serranos, daher ist auch die Menge nicht so bedeutend, als auf den ersten Anblick scheint. Ich bemerke noch, daß diese Jaranas nicht etwa von den dem Trunke ergebenen Indianern veranstaltet werden, sondern von den angesehensten Familien, Weißen und Mestizen und daß die Serranos natürlich durchaus nichts Auffallendes daran finden. Als ich mich im Jahr 1839 zum erstenmale in einer der größern Städte der Sierra aufhielt, wurde in dem Hause, in welchem ich wohnte, dem chilenischen Marschall Bulnes und seinem Generalstabe zu Ehren, ein Ball veranstaltet, bei welchem der Brantwein in so reichlicher Menge floß, daß ich am folgenden Morgen im Ballsaale betrunkene Tänzer und Tänzerinnen auf dem Boden liegend fand. So etwas ist durchaus nichts Seltenes, noch weniger Entehrendes und liefert höchstens für ein paar Tage Stoff zum Foppen der Betreffenden. Das eben Erzählte giebt zwar einen höchst unvortheilhaften Begriff von den Bewohnern der Sierra, aber man muß dem Mangel an Bildung durch fehlerhafte Erziehung und der Macht der Gewohnheit Rechnung tragen, um

diese socialen Verhältnisse nicht zu strenge zu beurtheilen und den Serrano, der manche treffliche Eigenschaft besitzt, nicht zu schnell zu verdammen. So leidenschaftlich er in Gesellschaften den Brantwein liebt, so enthaltsam ist er im gewöhnlichen Leben und es ist selten einem Trunkenbolde unter den bessern Familien zu begegnen. Auch giebt es so manche ehrenvolle Ausnahme, die wieder mit der großen Masse aussöhnt.

Wenn schon bei den gebildeten Klassen die geistigen Getränke eine so große Rolle spielen, so ist es bei den Vergnügungen der Indianer weit mehr der Fall. Jedes der sehr häufig wiederkehrenden Feste wird mit mehrtägigen, wilden Trinkgelagen gefeiert, bei denen Brantwein und Chicha in erstaunlicher Menge getrunken werden. In einigen Gegenden der Sierra haben die Indianer eine eigenthümliche Art die Chicha zu bereiten. Statt die durch Feuchtigkeit zum Keimen gebrachten und dann an der Sonne gedörrten Maiskörner (Jora) zwischen zwei Steinen zu zerstampfen, wie es gewöhnlich geschieht, zermalmen sie dieselben mit den Zähnen. Zu diesem Zwecke versammeln sich eine Anzahl Männer und Weiber im Kreise um die aufgeschichtete Jora, jedes nimmt eine Handvoll davon in den Mund, kaut sie fein und spuckt den Brei in ein eigens dazu bestimmtes Gefäß. Diese Masse wird mit Wasser aufgekocht, der Gährung überlassen und bildet dann die sehr beliebte Chicha mascada (gekaute Chicha), die jeder andern Art vorgezogen wird und auch in der That besser schmeckt. Wenn man aber einmal Augenzeuge dieses ekelhaften Verfahrens gewesen ist und den mit dem widerlich riechenden Cocaspeichel untermischten Brei gesehen hat und sich überdieß anderer häuslicher Scenen erinnert,

bei denen auch die Zähne benützt werden, so kann man sich nur mit großer Selbstüberwindung entschließen der dringendsten Einladung des gastfreien Indianers Folge zu leisten und das freundlich angebotene Getränke zu kosten. Die Cholos, bei denen diese Art der Zubereitung gebräuchlich ist, haben ein ganz stumpfes, tief nach unten abgenutztes Gebiß, so daß die Schneidezähne oft kaum noch ein paar Linien über das Zahnfleisch hervorragen und ganz die viereckige Form der Mahlzähne haben.

Um die Chicha sehr stark und wohlschmeckend zu machen, wird sie in ein großes, irdenes Gefäß gefüllt, ein mehrpfündiges Stück rohes Ochsenfleisch darein gelegt, dann mit Gyps luftdicht verschlossen und einige Fuß tief in die Erde vergraben; so läßt man sie mehrere Jahre lang stehen. Häufig wird bei der Geburt eines Kindes eine Botija voll Chicha auf diese Weise vergraben und erst bei seiner Verheirathung aus der Erde genommen und angestochen. Das Getränk hat dann einen eigenthümlich angenehmen Geschmack, ist aber so stark, daß ein Glas voll auch den wohlgewöhnten Chichero betrunken macht.

Jedes Dorf hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag immer mit großen Festen begangen wird, deren Leitung zwei Indianer übernehmen müssen; der eine ist Mayordomo und hat die Verpflichtung für die Feierlichkeiten in der Kirche zu sorgen, dem Pfarrer das Hochamt zu bezahlen und die nöthigen Wachskerzen zu liefern. Diese Ausgaben belaufen sich in den größern Dörfern auf 3 — 400 Thaler, in den kleinern immer auf mehr als 100 Thaler. Der zweite ist der Capitan und leitet die Vergnügungen, die in Tänzen und Stiergefechten bestehen. Die Tänze sind noch eine Ueberlie-

ferung der monatlichen Tänze (Raymi), nach denen die Incas ihre Zeitrechnung führten und gehören jedenfalls zu den interessantesten Erscheinungen, die der Fremde bei den Gebirgsbewohnern sieht. Die Tänzer sind ganz so gekleidet, wie es die alten Peruaner bei ähnlichen Festlichkeiten waren; mit Federhelmen, Federponchos, buntgemalten Gesichtern und Armen, Arm- und Fußspangen, Keulen, Holzschwertern, Köcher, Pfeil und Bogen. Auch bedienen sie sich noch der nämlichen Musik, wie ihre Vorfahren, einer Art Rohrflöte und einer Handtrommel aus einem über einen einfachen Reif gespannten Felle. Unter dem unharmonischen Zusammentönen dieser beiden Instrumente und dem monotonen Gesange von Quichualiedern werden anfangs jene feierlichen Tänze aufgeführt, mit denen die Incas die Sonne verehrten, bald aber nehmen sie einen heiterern Charakter an und verwandeln sich zuletzt in wilde Kriegstänze, die bei einer reichlichen Spende von Chicha häufig aus Scherz zu Ernst werden. In den größern Städten, wo die Zahl der Mestizen überhand genommen hat, sind diese Tänze sehr in Abnahme gekommen und werden mit der Zeit ganz aufhören; desto sorgfältiger werden sie von der rein indianischen Bevölkerung erhalten.

Die Stiergefechte, zu denen der Capitan wenigstens acht bis zehn Stiere liefern muß, die ihn über 60 Thaler kosten, werden immer auf dem viereckig gebauten Hauptplatze abgehalten, der durch das Absperren der Straße mit Balken in eine Arena umgewandelt wird. Diese von den Serranos leidenschaftlich geliebten Vergnügen übertreffen noch die Corridas in Lima an Grausamkeit und Rohheit und sind empörend barbarische Belustigungen. Die Indianer versammeln sich nach dem Gottesdienste zuerst im Hause des Mayordomo,

der ihnen ein Frühstück vorsetzt und ziehen dann nach der Wohnung des Capitan, um in Brantwein und Chicha zu schwelgen. Zur bestimmten Stunde stellt sich dieser in einer alten spanischen Generalsuniform auf einem lächerlich aufgeputzten Pferde an die Spitze der Theilnehmer des Kampfes, durchzieht mit der betrunkenen Schaar die Straßen des Dorfes und reitet dann in die Arena; hier macht er von seinen Gefährten gefolgt so lange Evolutionen, bis die Pferde vor Müdigkeit fast zusammenbrechen; dann wird erst das Zeichen gegeben den Stier aus dem Toril zu lassen. Alle Kämpfer stellen sich an die entgegengesetzte Seite des Platzes, um das Thier zu erwarten; einige reiten vor, necken es eine Zeit lang, bis der Capitan eine Lanze ergreift und das Signal zum Tödten giebt. Sogleich stürzen sich alle Indianer zu Fuß und zu Pferde auf das Schlachtopfer und durchbohren es mit unzähligen Stichen. Unter Musik wird der Sieg gefeiert und die Kämpfer eilen zum Chichatopf, um neuen Muth zu trinken. Da sich die Indianer ganz betrunken und daher auch furchtlos dem Stiere entgegenstellen, so giebt es unzählige, höchst komische, aber auch gräßliche Scenen. Ich habe mehr als zwanzig dieser Stiergefechte beigewohnt und mich immer über die Gleichgültigkeit der Cholos bei diesem Kampfe erstaunt, oft aber auch über ihre Geistesgegenwart in den schwierigsten Lagen; so sah ich wie in Tarma ein Stier auf einen Indianer losstürzte und ihm ein Horn in den Leib rannte, alle Zuschauer glaubten den Gespießten einem gewissen Tode geweiht, als er plötzlich anfing sehr behende die mit Thalern behängte Decke vom Rücken des Thieres zu lösen und sie in der Luft schwenkte, während er immer noch auf dem Horne des wüthenden Stieres schwebte; es war

ihm, ohne ihn zu verletzen, unter dem breiten Gürtel, den die Eingebornen immer tragen, zwischen der Brust und den Kleidern hinein gedrungen. In Chacapalpa, wo ich aus moralischem Zwange dem heiligen Laurentius zu Ehren als Theilnehmer mit in die Arena reiten mußte, rannte ein Stier mit dem Kopfe unter das Pferd eines Indianers und hob es sammt dem Reiter in die Höhe; doch dieser hatte nichts eiligeres zu thun, als mit der Peitsche seiner Zügel auf den Angreifer loszuschlagen, der sich ganz erschrocken zurückzog und weglief. Viele Indianer habe ich gesehen, wie sie von den Stieren auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten wurden, sich gleich wieder lachend erhoben und die Neckereien von neuem begannen. Sobald ein Stier fällt, eilen die Cholos zu ihm hin und trinken das aus den Wunden strömende Blut; sie glauben der folgende Stier rieche es und wage nicht sie anzugreifen. Obgleich ihnen die Erfahrung das Gegentheil hinlänglich beweist, so halten sie doch an dieser Meinung fest; so sah ich, wie ein Indianer, der sich eben an frischem Blute gelabt hatte, sich wenige Schritte vor das Toril stellte und den Stier erwartete, der ihm beim Herausstürzen ein Horn so tief in die Brust senkte, daß der Unvorsichtige augenblicklich todt zusammensank. Jedes Stiergefecht in der Sierra kostet das Leben von Menschen und Pferden und oft ist die Zahl der Opfer sehr bedeutend; während meiner Anwesenheit in Jauja wurden an einem Tage 14 Indianer und 19 Pferde schwer verwundet und getödtet. Doch so etwas macht bei den Eingebornen keinen Eindruck, und lachend sehen sie zu, wenn der Stier einem Cholo den Bauch aufschlitzt und ihm mit der Spitze des Hornes beim Weglaufen die Gedärme aus dem Leibe reißt.

Zum Schluſſe der Stiergefechte fangen gewöhnlich die betrunkenen Indianer an zu zanken und bald verwickeln sie sich in heftigen Kampf. Als ich im Jahr 1839 der Feier von Santa Helena in Jauja beiwohnte, entspann sich unter den Indianern ein Streit, der sogleich einen sehr ernstlichen Charakter annahm; sie theilten sich in zwei Parthien, jede von ein paar tausend Mann, stellten sich in Schlachtordnung auf und fingen das Gefecht mit der furchtbaren Steinschleuder an; die Weiber trugen den Kämpfenden Steine zu, feuerten sie durch Geschrei und Chicha zum Streite an und schleppten die Gefallenen weg. Es war ein fürchterlicher Anblick, als diese wilden Horden bald handgemein wurden und sich mit Knüppeln und Messern niedermetzelten und fortwährend schaudererregende Drohungen gegen die Mistis ausstießen. Die schwächere Parthie wurde von der Plaza verdrängt und zog sich auf den Kirchhof zurück, wo das Gefecht mit erneuerter Wuth fortgesetzt wurde. Erst spät gelang es dem Subpräfecten, mit Hülfe des zufälliger Weise hier garnisonirenden Militärs, dem Kampfe Einhalt zu thun. Es ergab sich später, daß es die Absicht der Indianer war, die Stadt zu plündern und alle Weißen und Mestizen zu ermorden, ein Vorhaben mit dem sie sich schon lange beschäftigt hatten und das sie auch, ohne die zufällige militärische Hülfe, leicht ausgeführt hätten.

Auch die andern Feste, die nicht durch Stiergefechte gefeiert werden, begehen die Indianer der Sierra auf eine eigenthümliche Weise, die oft der religiösen Feierlichkeit einen originellen Anstrich giebt. In der Mitternachtsmesse am Weihnachtsabend ahmen sie in der Kirche die verschiedensten Thierstimmen nach; da hört man Vögel singen, Hähne krähen, Esel schreien, Schafe blöcken, so täuschend, als ob sich

wirklich diese Thiere im Tempel vereinigt hätten, um ihre Freude kund zu thun. Nach vollendetem Gottesdienste durchziehen die ganze Nacht durch Truppen von Weibern die Straße; ihre langen, schwarzen Haare sind aufgelöst und fallen wirre über die nackte Brust und Schultern, in der Hand tragen sie eine Stange, an deren obern Ende vier bis fünf Stäbchen mit flatternden Papierstreifchen befestigt sind; von einer Harfe, einer Geige und einer Flöte begleitet singen sie eigenthümlich schöne Melodien und tanzen, indem sie mit ihrer Stange den Takt dazu schlagen.

Am Weihnachtstage selbst erscheinen die sogenannten Negritos; es sind Indianer mit rothen, reich mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Hemden, weißen Hosen, einem Hut mit einer wallenden, schwarzen Feder und einer abscheulichen Negerlarve; in der Hand trägt jeder einen fast verschlossenen, buntbemalten Flaschenkürbis, in welchem die trockenen Kerne herumrollen, womit er den Takt zu den sehr melodischen Liedern schlägt. Je vier und vier führen die Tänze der Guineaneger auf und ahmen in ihren Bewegungen und in ihrer Sprache diese von ihnen sehr verachtete Race nach; drei Tage und Nächte durchziehen sie die Straßen, treten in die meisten Häuser ein und verlangen Brantwein und Chicha, die ihnen auch verabreicht werden, da sie sich sonst durch empfindliche Beleidigungen rächen würden.

Auf den Neujahrstag werden andere Aufzüge veranstaltet. Schon am frühen Morgen kündigen sich die Corcobados an. In grobes, graues Wollzeug gehüllt, einen alten Vicuñahut auf dem Kopfe, einen Pferdeschwanz im Nacken, einer Fratzenlarve mit langem Barte und großen Polterschuhen reiten sie, von einer höchst lächerlichen Musik begleitet,

auf langen Stecken herum. Alles, was sich im Laufe des Jahres in den verschiedenen Familien zugetragen, wird von ihnen vor den betreffenden Häusern in Quichualiedern abgesungen; besonders geben ihnen die ehelichen Streitigkeiten einen reichen Stoff, und sie ermangeln auch nicht sie in ihren Gesängen recht komisch darzustellen. Dieses Vergnügen dauert zwei Tage und endet mit Saufgelagen und häufig mit Todtschlag. Wenn sich zwei Truppen von Corcobados begegnen, von denen die eine etwas lächerlich darstellte, was die andere in Schutz nahm, so giebt es furchtbar blutige Auftritte, indem die langen Stöcke, auf denen sie herumreiten, als Waffen gebraucht werden.

Um den Indianern, die an Götzendienst gewöhnt waren, die christliche Religion faßlicher zu machen, suchten die spanischen Mönche, die Pizarros Heer begleiteten, ihnen so viel wie möglich einzelne Scenen aus dem Leben Jesu recht bildlich vorzuführen und in einer Art Schauspiel darzustellen. In den größern Städten sind diese Comödien schon lange ganz aufgehoben, sie haben sich aber in den meisten Dörfern der Sierra noch erhalten und können auch nicht unterdrückt werden, denn den Bemühungen aufgeklärter Geistlicher haben sich die Indianer mit ernstlichen Drohungen entgegen gesetzt.

Am Palmsonntage wird ein Christusbild auf einer Eselin, von einem Fohlen begleitet, in großer Procession auf dem Hauptplatze herumgeführt. Die Indianer werfen Palmzweige auf das Thier und raufen sich, wer von ihnen seinen Poncho auf der Erde ausbreiten könne, damit es darüber gehe. Die Eselin ist von Jugend auf ausschließlich zu diesem Dienste bestimmt und darf nie eine andere Last auf ihrem

Rücken tragen; sie wird von der Gemeinde ernährt und bei jedem Hause, wo sie stehen bleibt, von den Bewohnern überreichlich gefüttert; sie wird beinahe für heilig gehalten und nur die burra de Nuestro Señor, „die Eselin unsers Herrn", genannt. Ich habe sie in einigen Dörfern so fett gesehen, daß sie kaum noch gehen konnte.

Der Charfreitag wird besonders auf eine eigenthümliche Weise gefeiert, die für den unbefangenen Zuschauer theils komisch, theils aber sehr ergreifend ist. Vom frühen Morgen an ist die Kirche gedrängt voll Indianer, die den Tag in Fasten und Beten zubringen. Um 2 Uhr Nachmittags wird ein großes Christusbild aus der Sacristei gebracht und in einiger Entfernung vom verhüllten Altare hingelegt; alsobald stürmen alle Anwesenden darauf hin, um mit etwas Baumwolle die Wunden zu berühren, und es beginnt ein Schreien, Drängen, Stoßen und Schlagen, wie es kaum auf dem rohsten Jahrmarkt gesehen wird, bis ein Priester dem wilden Aufruhre ein Ende macht. Nun wird das Christusbild mit drei sehr großen silbernen Nägeln an das Kreuz geschlagen und ihm eine reiche, silberne Krone aufgesetzt; an jeder Seite steht ein Kreuz mit einem Missethäter. Gaffend sehen die Cholos zu und verlaufen sich. Um 8 Uhr Abends beginnt die feierliche Kreuzabnahme Christi. Die hell erleuchtete Kirche und die Vorhallen sind gedrängt voll Indianer, die in der größten Spannung dem Akte entgegen sehen. Am Fuße des Kreuzes stehen, in weiße Gewänder gehüllt, vier Priester, die Santos varones (heiligen Männer), die den Erlöser vom Kreuze nehmen sollen; etwas weiter unten befindet sich auf einem großen Gerüste die Jungfrau Maria in Trauerkleidern, mit einem weißen Kopftuche. Ein Priester setzt in

einer langen Rede die Bedeutung der gegenwärtigen Stunde auseinander, wendet sich gegen den Schluß der Predigt an die Santos varones und ruft: „Ihr heiligen Männer, besteiget die Leiter des Kreuzes und nehmet den entseelten Leichnam des Erlösers herunter!“ Zwei von ihnen steigen mit Hämmern hinauf und der Prediger fährt fort: „Du, heiliger Mann, auf der rechten Seite des Heilandes, schlage den ersten Hammerschlag auf den Nagel der Hand und nimm ihn heraus!“ Der Befehl wird ausgeführt, und kaum erschallt der dumpfe Schlag, so ertönt durch die ganze Kirche der tausendfältige Angstruf misericordia! misericordia! und ein schauerliches, herzzerreißendes Klagegeschrei, das einen peinlich unheimlichen Eindruck hervorbringt. Der Nagel wird einem am Fuße des Kreuzes stehenden Priester übergeben, der ihn einem andern hinreicht, um ihn der in der Mitte des Gerüstes stehenden Jungfrau Maria zu bringen. Nun wendet sich der Prediger an sie und ruft aus: „Du, schmerzensreiche Mutter, komm her und empfange den Nagel, der die rechte Hand deines göttlichen Sohnes durchbohrt hat!“ So wie sich der Priester ihr nähert, geht sie ihm, durch einen Mechanismus bewegt, entgegen, empfängt den Nagel mit beiden Händen, legt ihn in eine silberne Schale, trocknet sich die Thränen und kehrt in die Mitte zurück; das nämliche wiederholt sich, wenn ihr die beiden übrigen Nägel und die Krone gebracht werden. Die ganze Handlung wird von einem ununterbrochenen Schluchzen und Heulen der anwesenden Indianer begleitet, das sich bei jedem Hammerschlag zum durchdringendsten Schmerzgeschrei erhebt und besonders dann, wenn die vier Priester den Leichnam der Jungfrau übergeben, die wiederum heftig zu weinen anfängt. In diesem

Momente schließt der Geistliche die Predigt und das Christusbild wird in ein, auf's schönste mit Blumen geschmücktes, Grab gelegt, das mit der Jungfrau in Procession durch alle Straßen getragen wird. Dieser nächtliche Umzug, von vielen tausend Wachskerzen begleitet, und die herrlich erleuchteten, wundervoll bekränzten Andas gewähren einen imposanten, feierlichen Anblick. Während die Procession ihren Umzug hält, errichten die Indianer der Kirchenthür gegenüber zwölf Blumenbogen und legen zwischen je zwei einen Blumenteppich, die das Einfachste und Schönste sind, was man in der Art sehen kann. Jeder wird von zwei Cholos gemacht; ohne daß sich der eine scheinbar um die Arbeit des andern bekümmert, legen sie mit unglaublicher Schnelligkeit und einer bewunderungswürdigen Harmonie die Blumen neben einander und bilden die geschmackvollsten Figuren mit einer überraschend schönen Auswahl der Farben. Arabesken, Landschaften und Thiere entstehen fast wie durch Zauberschlag. Es war mir interessant in Tarma auf einem dieser Teppiche den österreichischen Doppeladler zu finden, wie ihn die Indianer auf den Queckfilberkrügen von Idria sehen. Wenn die Procession nach der Plaza zurückkehrt, wird die Jungfrau Maria unter diesem Blumenbogen durch getragen und in der Mitte abgesetzt; dann singen die frommen Frauen einige leise Lieder unter Harfenbegleitung und kehren endlich mit der Anda in die Kirche zurück, wo sie das Grab während der Nacht bewachen.

Am folgenden Morgen, um 4 Uhr, wird auf der Plaza vor der Kirche Judas erhängt; es ist eine Figur in Lebensgröße aus Papier und mit Raketen und Schwärmern gefüllt, sehr häufig stellt sie mit täuschender Aehnlichkeit irgend einen

verhaßten Bewohner des Dorfes vor. Unter Freudengeschrei und Tänzen zünden die Cholos die Lunte an und ergötzen sich am Zerplatzen ihres Feindes.

Die Geistlichen sind auch in der Sierra, wie an der Küste, mehr Tyrannen als Seelsorger und nur die tief eingewurzelte, fast abgöttische Verehrung der Indianer vermag es die Priester vor ihrem Hasse und ihrer Rache zu schützen. Es ist höchst bedauernswerth, wenn man täglich Zeuge sein muß, wie die peruanischen Geistlichen die Indianer den Thieren gleich stellen und nur dann freundlich gegen sie sind, wenn sie irgend einen Vortheil von ihnen erlangen wollen. Dabei kommt ihnen der Hang der Eingebornen zu geistigen Getränken sehr zu Hülfe, denn auf diesen gestützt, veranlassen sie sehr häufig religiöse Feste, die ihnen die Indianer mit schwerem Gelde zahlen müssen, aber doch keine Opposition finden, denn diese freuen sich immer auf die Trinkgelage.

Aehnliche Mißhandlungen, wie von den Geistlichen, erdulden sie auch von den Civilbehörden, was ihnen besonders bei den häufigen Truppendurchzügen sehr fühlbar ist, da sie bei diesen immer zu den strengsten Diensten ohne Lohn requirirt werden und außerdem noch den Ertrag ihrer Felder zum Unterhalte der Truppen oder ihre Pferde und Maulthiere zu deren Transporte hergeben müssen. Sie suchen sich freilich auf schlaue Weise diesen Unannehmlichkeiten zu entziehen, es gelingt ihnen aber nicht immer. Der Indianer, dem oft sein einziges Lastthier genommen wird, läßt es sich nicht verdrießen, Wochen lange von ferne den Truppen zu folgen, um bei günstiger Gelegenheit es des Nachts von der Weide zu entwenden. So wie sich die Nachricht vom Marsche eines Bataillons verbreitet, so verstecken die Eingebornen ihre

Thiere in die abgelegensten Gebirge, denn nur selten gelangen sie wieder in deren Besitz, wenn sie einmal in den Händen der Soldaten sind. Die empfindlichsten Verluste erleiden die Arrieros, denn alle ihre großen Schaaren von Maulthieren werden von den Ortsbehörden sogleich requirirt, und wenn sie dieselben zuweilen später wieder erhalten, so sind sie gewöhnlich in einem solchen Zustande, daß sie Monate, oft Jahre lang zu jedem Dienste unfähig sind. Die großen Truppen von Lastthieren werden immer von einer Leitstute, der sogenannten Madrina, angeführt, die eine Glocke um den Hals trägt, deren Tone die ganze Schaar folgt. Wenn am Morgen die Arrieros ihre Thiere beladen wollen, so schellen sie nur mit der Glocke und sogleich versammelt sich die zerstreute Heerde. Die von den Behörden abgesandten Gerichtsdiener bemächtigen sich daher immer zuerst der Leitstute oder ihrer Glocke, um die übrigen desto leichter wegzunehmen; doch auch dieß benützen die Indianer, um wieder ihre Thiere zu erhalten, wie folgende Anekdote zeigt. Als die Chilenos im Jahr 1839 nach Cuzco zogen, wurden in Huanta einem mir bekannten Arriero 85 Maulthiere weggenommen; glücklicher Weise hatte einer seiner Burschen früher die Schelle der Madrina losgebunden und versteckt. Als am folgenden Morgen die Maulthiere im Hofe des Subpräfecten versammelt waren, um den Truppen zugetheilt zu werden, ritt der Cholo auf einem guten Pferde mitten unter sie, zog unter seinem Poncho die Schelle hervor und läutete, indem er aus dem Hofe sprengte, aus allen Kräften, und alsobald jagten alle Maulthiere den gewohnten Tönen nach. Ihr Führer hielt erst nach einem achtstündigen, angestrengten Ritte mit seiner geborgenen Schaar in entfernten Altos.

Auch zum Courierdienste werden die Indianer und ihre Thiere ohne Bezahlung aufgeboten. In jedem Dorfe müssen zwei bis drei Cholos, je acht Tage lang, einen Dienst versehen, den sie „Postillonsdienst“ nennen. Sie haben die Verpflichtung den Offizieren, die mit Depeschen reisen, als Wegweiser zu dienen, die Pferde der Reisenden die Nacht durch zu bewachen und die Post weiter zu befördern. Es geht nämlich von Lima über Tarma, Jauja, Huancavelica, Ayacucha, Cuzco und von da weiter nach Bolivia alle vierzehn Tage ein Brieffelleisen, ein anderes nach den Nordprovinzen (Valles), eines nach Arequipa und den Südprovinzen und alle acht Tage eines nach dem Cerro de Pasco. In Lima wird das Felleisen einem Indianer übergeben, der es auf einem Maulthiere zur nächsten Station (6 bis 12 Meilen weit) bringt; dort empfängt es ein anderer, und so geht es den ganzen Weg fort, ohne von einem bestimmten Couriere begleitet zu werden, nur von Cholo zu Cholo. So wie das Felleisen in einer Station anlangt, so wird eine Fahne auf dem Hause des Postmeisters aufgezogen und Jeder, der Briefe erwartet, kann sie dort abholen; sie werden nicht in die Häuser getragen, und man muß es sogar für eine große Gefälligkeit ansehen, wenn der Postmeister jemanden vielleicht durch eine dritte oder vierte Person und nach vielen Tagen anzeigt, es liege ein Brief für ihn auf dem Büreau. Diese Posten sind eben so langsam als unordentlich; ich ritt zwei Tage nach dem Courier von Lima weg und langte, ohne besonders schnell zu reisen, anderthalb Tage vor ihm in Tarma an. Beim Ersteigen der Cordillera traf ich einen Indianer, der seinen Esel mit dem Postfelleisen ganz gemächlich vor sich her trieb. Geld oder Paquete kann man nicht mit der Post ver-

senden, da sie gewöhnlich von unredlichen Posthaltern der Zwischenstationen entwendet werden. Zwischen den Städten, die nicht in den angegebenen Routen liegen, ist durchaus keine Postverbindung, wie z. B. zwischen Pasco und Caramarca, oder Pasco und Tarma, oder Jauja. Um daher von einer dieser Städte zur andern Briefe zu befördern, muß man einen Fußboten (Propio) schicken, oder die Gefälligkeit von Reisenden in Anspruch nehmen, wenn man nicht selbst, statt des Briefes, reisen will. Es werden daher in der Regel die Geschäfte, die in Europa brieflich abgemacht würden, persönlich in Ordnung gebracht; das Reisen ist zwar mühsam, aber doch nicht sehr kostspielig, da Jedermann im Besitze von Pferden oder Maulthieren ist und sich leichter entschließt ein paar Tagreisen zurück zu legen, als einen wichtigen Brief einem Freunde aufzugeben, der ihn vielleicht Wochen lang in der Tasche herumträgt, oder gar verliert.

Der Bedarf der bessern Maulthiere wird der Sierra meistens aus der Provinz Tucuman, in der Republik Buenos Ayres, geliefert. Früher zogen alljährlich von dort Arrieros mit vielen tausend Maulthieren durch Bolivia und die Sierra von Peru und kamen bis nach dem Cerro de Pasco, wo sie den Rest in Masse verkauften. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war dieser Maulthierhandel in den Händen der Regierung und gehörte mit zu den berüchtigten Repartimientos. Jeder Indianer mußte sich eines kaufen und hatte nicht einmal das Recht zu wählen, denn sie wurden von den Behörden vertheilt und den Betreffenden an die Hausthüre gebunden. Nach einem bestimmten Termine kamen die Gerichtsdiener, um die Bezahlung abzuholen. Durch die Kriege

in Buenos Ayres hat dieser Handel sehr gelitten und es sind beinahe zwölf Jahre verstrichen, ohne daß ein einziges Maulthier aus jenen Gegenden nach Peru kam; im Jahr 1840 erschienen zur großen Freude der Serranos die Tucumanen mit ihren Mulas wieder und fanden einen guten Absatz; der ersten Schaar folgten bald mehrere und nun scheint sich dieser Handel wieder zu heben. Diese Tucumanen sind höchst originelle Leute und geben zu unzähligen Anekdoten Veranlassung. Um ihre Thiere recht anzupreisen, vergleichen sie dieselben mit Heiligen, und nicht selten hört man sie von einem Maulthier sagen, es sei so hübsch wie das Christuskind oder die Jungfrau Maria, oder ein alter Macho (männliches Maulthier) habe ein Gesicht wie der heilige Franciscus.

Ich habe mich hier in der Charakteristik der Sierra so viel wie möglich allgemein gehalten und will nicht durch die Beschreibung der einzelnen Städte oder Dörfer ermüden. Alle sind so ziemlich nach dem nämlichen Typus gebaut. Sie haben einen großen viereckigen Platz, der auf drei Seiten von Häusern eingeschlossen ist, unter denen immer das Regierungsgebäude (Cabildo) und das Gefängniß ist; die vierte nimmt die Kirche ein. Von diesem Platze streichen in gerader Richtung acht mehr oder weniger breite Straßen ab, die von andern unter rechtem Winkel durchschnitten werden; also die nämliche Regelmäßigkeit wie in Lima. Die Häuser sind geräumig, von einem großen Hofe umgeben und bestehen aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerke, sehr häufig fehlt auch dieses letztere; sie sind aus Luftziegeln aufgebaut und mit Feuerziegeln gedeckt. Vor den Wohnungen in Lima haben sie den großen Vorzug, daß sie des kalten Klima wegen nicht

so sehr von Ungeziefer bevölkert sind. Die Kirchen sind meistens geschmacklos; in den größern Städten giebt es jedoch einzelne, die ein angenehmes Aeußere und eine reiche innere Ausschmückung haben. Die kleinern Indianerdörfer sind armselig und schmutzig und mit weniger Regelmäßigkeit gebaut, obgleich auch ihnen nie die viereckige Plaza und wenigstens vier von dieser abgehende, gerade Straßen fehlen.

Die Sierra ist weitaus der bevölkertste Theil von Peru; an beiden Seiten der Flüsse, die die fruchtbaren Thäler durchfurchen, reihen sich Dörfer an Dörfer und bieten oft einen überraschend schönen Anblick dar, der nach dem Durchreisen des übrigen öden Landes doppelt freundlich ist. Ueberall sind bebaute Felder als Beweise einer fortschreitenden Cultur, und hier kann man sich erst einen Begriff machen, wie sich das Land bei zunehmender Bevölkerung gestalten würde.

Schließlich wollen wir noch einige Augenblicke bei dem interessanten Kloster von Ocopa, dem Hauptsitze der peruanischen Missionäre, verweilen, das im schönen Thale, welches sich, zwischen Jauja und Huancayo, 9 Leguas lang ausdehnt, am Fuße der nordöstlichen, sterilen Gebirgskette liegt. Sein Gründer war Melchior Francisco Ximenes aus Mondejar, in Spanien, gebürtig, der schon in seiner frühesten Jugend in das Kloster San Francisco Estramuros in der Stadt Agreda, in Castilla la Vieja, eintrat und bei der Ablegung des Ordensgelübdes den Namen Fray Francisco de San Jose annahm. Im Alter von 55 Jahren begab er sich als Missionär nach Peru, arbeitete während 27 Jahren mit unermüdlichem Eifer an der Bekehrung der wilden Indianer, und stiftete im Jahr 1725, im genannten Thale, das Kloster Santa Rosa de Santa Maria de Ocopa, das

nur aus Almosen erhalten werden sollte. Seine nachgesuchte Bewilligung, mit diesem Kloster ein Collegium zur Bildung von Missionären zu errichten, wurde ihm durch königliche Ordonnanz ertheilt, und nun arbeitete er mit doppeltem Eifer an seinem schönen Tagewerk; er gründete die Missionen von Jauja, Tarma und Huanuco und starb am 26. November 1736, 82 Jahre alt, in Ocopa, frühe genug, um nicht den bitteren Schmerz zu erleben, seine vieljährige, mühevolle Arbeit in wenigen Monaten durch einen Apostaten zerstört zu sehen. Durch die bewunderungswürdige Hingebung und die zahllosen Opfer, mit denen die Mönche von Ocopa die Missionen fortsetzten, gelang es ihnen viele der verlornen Conversionen wieder herzustellen und im Jahre 1751 waren sie wieder im Besitze derer von Caxamarquilla, Pangoa, Tarapota, Huanta und Chulluay. Unter der Regierung Karl IV. wurden ihnen auch die von Maynas übergeben, die bisher in den Händen der Jesuiten waren. Mit dem edeln Eifer, mit dem Fr. Francisco de San Jose sein Werk begonnen hatte, verfolgten es, während mehr als 80 Jahren, seine Nachfolger, unter denen sich besonders der Guardian des Klosters Fr. Manuel Sobreviela und der kühne Fr. Narciso Girbal y Barcelo durch ihren Muth und ihre Aufopferung auszeichneten. Als im Jahr 1820 der Ruf der Freiheit durch ganz Peru ertönte und der Haß der Eingebornen gegen die Spanier täglich wuchs, sahen sich die Mönche von Ocopa genöthigt zu fliehen und zogen sich, unter Leitung des Erzbischofes de las Charcas, nach den Missionen des Pangoa zurück. Dort starben viele und die übrigen kehrten nach zwei Jahren in ihr Kloster zurück, von wo sich ein Theil nach Cuzco begab, um über Bolivia und Buenos Ayres nach Spa-

nien zu gelangen; die Zurückgebliebenen wurden 1823 durch ein patriotisches Decret gefangen genommen, unter militärischer Bewachung nach Lima geführt und von den Insurgenten, denen nichts heilig war, jämmerlich mißhandelt. Als die spanische Herrschaft ganz gebrochen war, wurden sie in die Klöster in Lima vertheilt und das Collegium von Ocopa für eine Schule bestimmt. Doch auch dieses dauerte nicht lange, denn die beauftragten Behörden vernachläßigten gänzlich ihre Pflicht und die Indianer wollten ihre Kinder nicht besser erziehen lassen, als sie es selbst waren. Das Kloster wurde bald wieder geschlossen und ging seinem Ruine entgegen. In dieser Zeit besuchte es der ehemalige französische Consul in Peru Chaumette des Fossées und entwendete, mit Hülfe des ehrlosen, bestochenen Verwalters, einen Theil der äußerst werthvollen literarischen Schätze, die in der Bibliothek aufbewahrt wurden. Chaumette des Fossées starb vor wenigen Jahren auf seiner Ueberfahrt nach Europa und seine reichhaltige Büchersammlung wurde von seinen Erben versteigert. Es war mir schmerzlich, bei Antiquaren in Paris zerstreut, Bücher und Manuscripte mit den mir wohlbekannten Etiquetten des Klosters von Ocopa zu finden. Im Jahr 1835 begab sich der Mönch Fr. Andres Herrera, im Auftrage der bolivianischen Republik, nach Rom, um von dort Missionäre für Bolivia zu holen. Diese Gelegenheit benutzte der damalige Erzbischof von Lima, Benavente, und gab ihm den Auftrag auch einige für das neu zu bevölkernde Kloster von Ocopa zu engagiren. Zwei Jahre später langten eine Anzahl junger, spanischer Franciscanermönche, die sich vor dem Terrorismus Christinas nach Italien geflüchtet hatten, von einigen Italienern begleitet, in

Callao an, wo sie mit Jubel begrüßt und nach Ocopa gesandt wurden.

Seit neun Jahren ist das Kloster wieder bewohnt, aber mit den neuen Bewohnern ist der friedliche Geist und der heilige Eifer, der die alten Mönche beseelte, nicht zurückgekehrt. Nur wenige von ihnen haben den Muth gehabt nach den verlassenen Missionen vorzudringen und dort die Bestimmung zu erfüllen, die sie nach Peru gerufen hat; viele haben das Kloster unter mannigfaltigen Vorwänden verlassen, um in den umliegenden Dörfern, wo sie weniger isolirt sind, zu vikariren und die wenigen Zurückgebliebenen leben in steter Zwietracht, da ihnen ein älterer und ruhiger Führer fehlt. So geht dieses Collegium, einst die Bewunderung von ganz Süd-Amerika, einer traurigen Zukunft entgegen, und wird vielleicht bald wieder verlassen und verödet da stehen.

Von der Sierra aus gelangt man auf zwei verschiedenen Wegen auf die Ostabdachung der Anden, der eine führt längs der wilden Flüsse, die diese Gebirgskette durchbrechen, der andere über ihren Rücken. Nur an sehr wenigen Stellen ist es möglich dem erstern zu folgen, denn die Bergströme zwängen sich durch enge Schluchten, die von senkrechten Felsenwänden begränzt sind und verlieren sich bald im undurchdringlichen Walde. Der letztere führt von der Sierra wieder in die öde Punaregion und von dieser über die steilen Andenrücken zu ihrem nackten Kamme. Von hier aus senkt er sich selten gleich in die bewaldeten Thäler, sondern zieht sich über den schmalen Rücken eines der vielen Seitenarme der Binnen-Cordillera, die nach Osten auslaufen. Die Peruaner nennen diese scharfen Gebirgskämme Cuchillas (Messer).

Kaum hat man die Anden überschritten und ist nach Osten einige hundert Fuß tiefer gestiegen, so eröffnet sich eine ganz verschiedene Natur von der, die man auf dem Westabhange zurückgelassen hat, denn schon zeigt sich hier eine ziemlich reiche Vegetation, die mit jeder zurückgelegten Meile sich auf eine überraschende Weise vermehrt, und auch an Größe oder Fülle zunimmt. Oft verläßt der Weg die Cuchillas, um in einem unfruchtbaren Thale einem Flusse zu folgen, der sich ein tiefes Bett ausgefurcht hat, bald aber zieht er sich wieder in die Höhe, um über einen andern Bergrücken mit mäliger Neigung zu leiten. Diese von niedrigen Forsten bekränzten Regionen, die stufenweise in die dichten Wälder übergehen, nennen die Eingebornen die Ceja de la Montaña, die „Braune des Waldes". Wie alle bisher durchwanderten Regionen, hat auch sie einen eigenthümlichen Charakter. Ihr Klima ist im Ganzen genommen milder als das der Sierra, denn nie sinkt der Thermometer auf den Gefrierpunkt, hebt sich aber auch in den Mittagsstunden nie so hoch als in den warmen Sierrathälern. Das ganze Jahr durch ist die Gegend alle Morgen mit dichten Nebeln bedeckt, die von den Flüssen im Thalesgrunde aufsteigen und während der trocknen Jahreszeit den Sonnenstrahlen weichen, oder von scharfen Winden in die tiefern Regionen hinuntergejagt werden, im Winter aber sich hoch und immer höher emporwälzen, um die Gebirgskämme lagern und sich in endlose Regengüsse auflösen. Die Feuchtigkeit ist daher sehr groß und der schlimmste Feind des Menschen, der in diesen Gegenden seinen Wohnsitz aufschlägt. Sie sind auch nur äußerst spärlich bevölkert, da im immer nassen Boden keine andern Culturpflanzen als die Kartoffeln gedeihen. In

den etwas höher gelegenen Thälern wachsen Futterkräuter, und dort trifft man zuweilen eine vereinzelte Viehhacienda. Dörfer sind in dieser Region äußerst selten und fast nur im südlichen Peru, denn den Indianern behagt die reine Alpenluft der Puna besser als die ewig feuchte Atmosphäre der Ceja.

Siebentes Kapitel.

Weg nach den Urwäldern — Luftbrücken. — Vegetation. — Hohlwege. — Rutschen der Maulthiere — Thierwelt. — Montaña. — Bewohner. — Plantagen. — Behandlung der Indianer. — Sammeln der Fieberrinde. — Herumziehende Indianer. — Die wilden Indianer. — Cafibos. — Sarayacu. — Sitten und Gebräuche der Indios bravos. — Kleidung. — Waffen. — Wohnungen. — Religion. — Körperbau. — Säugethiere. — Vögel. — Amphibien. — Schlangenbiß. — Huaco. — Insekten. — Pflanzen. — Das Leben des Naturforschers im Urwalde.

Indem wir die Ceja de la Montaña verlassen, wollen wir den Weg nach den Urwäldern einschlagen, die sich nach Osten am Fuße der Anden ausdehnen. Auf der ganzen durch niedrige Bergketten unterbrochenen Fläche liegt ein dichter Nebelschleier; nur um die Mittagsstunden hebt er sich, und bietet den überraschenden Anblick einer unermeßlichen, wellenförmigen, dunkelgrünen Decke dar, die aber immer von einem eigenthümlichen Dunstkreise umgeben ist. Sehnsüchtig blickt der Europäer, dem bei dem bloßen Gedanken Urwald das Herz freudiger schlägt, in jene gränzenlosen Fernen und findet den ruhigen Gang seines bedächtigen Thieres viel zu langsam für seine Wünsche und seine Hoffnungen. Dort ist

das Ziel seiner Reise! Dort wird sich die Natur in ihrer jungfräulichen Pracht und Fülle vor seinem staunenden Auge eröffnen und ihm eine nie gefühlte Wonne gewähren! Er kennt keine Gefahren, keine Mühen, und schwelgt nur in dem Hochgefühle einer nahen, unendlich reichen Zukunft. Aber bald wird er in die kahle Wirklichkeit zurückgerufen und fühlt, daß jeder Preis durch Arbeit errungen werden muß. Der Weg ist zerrissen, schmal und steil; so lang er sich noch über die niedrig bewaldeten Gebirgsrücken zieht, ist er leicht gangbar, so wie er sich aber in die Tiefe senkt, ist er mit allen jenen gefahrvollen Mühseligkeiten verbunden, die schon so lebhaft von den ältesten Reisenden in Peru geschildert wurden. Fast überall sind natürliche Gänge benutzt, durch die der Pfad leitet, meistens von Wasser ausgehöhlte Schluchten oder Erdschlipfe. Die spärliche Bevölkerung der umliegenden Gegenden, die angeborne Trägheit der Indianer und das bei ihnen fast ganz fehlende Bedürfniß für die eigene Bequemlichkeit in irgend einer Rücksicht zu sorgen, sind die bedeutendsten Hindernisse, daß ein Weg angelegt würde, der nur einigermaßen ohne Gefahren oder große Beschwerden gangbar wäre. Wo jedoch die Natur den Menschen zwingt zur Herstellung einer Verbindung thätig mitzuwirken, geschieht es nur auf eine äußerst rohe und ungenügende Weise. Die sprechendsten Beweise liefern die Luftbrücken, die sogenannten Barbacoas. Wenn der Weg durch einen schmalen Erdschlipf (derumbo) oder durch einen nicht zu umgehenden Felsen unterbrochen ist, so werden wagrecht in die Erde oder in die Felsritzen 3 bis 3½ Fuß lange Pfähle eingerammelt, kreuzweise über diese einige starke Aeste gebunden und der Zwischenraum mit mattenartig geflochtenen Baumzweigen oder

Rohren ausgefüllt; auf das Ganze wird eine Schicht von Erde oder Moder geworfen, und die Brücke ist fertig. Erlaubt es das Terrain, was jedoch nur in den seltensten Fällen vorkömmt, so wird unter diese Barbacoa wenigstens zur Hälfte ihrer Breite eine Mauer von großen Steinen aufgeführt. Bedenkt man, daß auf der einen Seite ein steiler Felsen oder ein fast senkrechter Bergabhang mit losem Gerölle ist, auf der andern aber sich ein tiefer Abgrund eröffnet, gegen welchen nicht die geringste Schutzwehr angebracht ist, so wird man dem Reisenden leicht verzeihen, wenn er mit einem geheimen Schauer diese Brücke betritt, die, nur an einer Seite befestigt, in ihrer größten Ausdehnung frei in der Luft schwebend, so wie er sie betritt, ächzt und schwankt. Oft sind die Barbacoas so sehr ausgetreten, daß die Maulthiere mit den Füßen durch die Erd- und Rohrschicht durchfallen, und, indem sie sich anstrengen, sie zurückzuziehen, über die kaum drei Fuß breite Brücke hinunterstürzen und in der Tiefe zerschmettern. Häufig folgt ihnen die schlecht befestigte Barbacoa, durch die heftigen Bewegungen der zappelnden Thiere aus den Fugen gerissen, nach, und der Weg ist für Wochen, vielleicht für Monate ungangbar. Wie traurig ist die Lage des Reisenden, der einen Theil seiner Ladungen in Sicherheit sieht und mit dem Uebrigen von ihnen getrennt, rath- und trostlos die Luftbrücke tief unten im Abgrunde neben dem zerschellten Lastthiere liegen sieht!

Ich fand immer, daß die Indianer in ihrer bewunderungswürdigen Einfachheit, beim Bau der Barbacoas, ihre große Lehrerin Natur getreu kopiren, denn der größte Theil der Vegetation ist in diesen Regionen eine Luftvegetation,

um mich dieses Ausdruckes zu bedienen. Die kleinen, knorrigen, tiefbeasteten Bäume haften mit ihren Wurzeln oft kaum zur Hälfte in der Erde, während sich die andere Hälfte über der Erde wegwindet, die Wurzeln oder Aeste eines Nachbarn ergreift und, sich innig mit ihm verbindend, eine schwebende Brücke bildet, die von üppig wuchernden Schlingpflanzen durchwoben und verstärkt zu einem undurchdringlichen Netze verflochten wird. Alle Bäume und Sträucher sind mit zahllosen Schmarozern bedeckt, die in den höheren Gegenden in ihren niedrigsten Formen als Flechten und Moose auftreten, tiefer unten aber in den mannigfaltigsten Abwechslungen in höherer Entwickelung als Orchideen, Tillandsien u. a., die oft nur mit schwacher Wurzel am Mutterstamme klammern, während sie in lebensvoller Kraft frei in die Luft hinausragend, wagrecht oder nach unten gesenkt ihre dunkelgrünen Blätter und wunderbaren Blüthen entwickeln.

Die ganze Pflanzenwelt trägt einen eigenthümlichen, unvergeßlichen Charakter. Es liegt in ihr eine unermeßliche Fülle, Ueppigkeit und Abwechslung, aber ohne aufstrebende Entwickelung; nur wenige Fuß über den Boden erhaben, umfassen sich Bäume, Sträucher, Ranken, Gräser in buntem Gewirre, wärmen, schützen oder erdrücken sich. Aus dem Moder der Abgestorbenen wuchert mit vermehrtem Lebenstriebe die neue Generation. Es ist, als sehen die beeisten Anden neidisch auf das übervolle Wachsthum des heißen Waldbodens und suchen ihm hier seine Rechte durch die kalten Winde, die sie allnächtlich hinuntersenden, streitig zu machen. In der That scheint die niedrige Temperatur während der Nacht die Höhenentwickelung der Pflanzen, zu der sie durch die große Feuchtigkeit des Bodens und die bedeutende Hitze

des Tages angewiesen wären, zu hindern; was sie aber nicht in aufstrebendem Wachsthume erreichen können, gewinnen sie an Flächenausdehnung und gewähren sich dadurch gegenseitig noch mehr Schutz gegen die stets wechselnde Temperatur.

Je tiefer man den Ostabhang hinuntersteigt, desto beschwerlicher wird der Weg; lange Strecken führt er in schmalen Klüften, die während der Regenzeit von Wasser ausgefressen werden; ihr Grund ist uneben, durch Löcher zerrissen und naß, die Seitenwände so sehr genähert, daß stellenweise der Reiter seine Füße nicht an den Seiten des Thieres hinunterhängen kann, sondern sie längs dessen Hals nach vorn strecken und sogar die großen hölzernen Steigbügel losschnallen muß, um zu vermeiden, daß die mit Metall beschlagenen Kanten das Maulthier empfindlich verletzen. Häufig bilden die dicken Wurzeln der Bäume über diese engen Schluchten ein dicht verwobenes Dach, und der Reisende sieht sich plötzlich in einem eigenthümlichen natürlichen Tunel, der nur von spärlichem, durch das Wurzelgeflechte der Decke hineindringendem Lichte erhellt wird.

Das Zusammentreffen in diesen Hohlwegen von Lastthieren, die von entgegengesetzten Richtungen kommen, ist höchst unangenehm und giebt bei den Indianern oft zu blutigen Auftritten Veranlassung. Die Thiere der schwächern Parthei werden dann abgeladen, auf den hintern Füßen umgedreht und oft beträchtliche Strecken weit zurückgeführt, um den andern Platz zu machen. Am Christabend 1840 begegnete ich in einer solchen Schlucht einem schwerbeladenen Esel, der vom Gebirge herunter kam; noch ehe ich Zeit hatte, von meinem Pferde zu springen, drängte das störrische Thier

mit aller Gewalt von oben herunter und warf mein Pferd rücklings bergab, so daß ich weit weg geschleudert wurde. Zehn Monate später stand mir das nämliche Schicksal bevor, dem ich nur durch das Todtschießen des entgegenkommenden Esels entgehen konnte. Der nachläßige Indianer, dem das beladene Thier gehörte, hatte das Mißliche der Lage wohl erkannt; da er aber den bei den Arrieros üblichen Warnungsruf beim Eintreten in den Hohlweg unterlassen und auch auf mein Zurufen seinen Esel nicht angehalten hatte, so mochte er es wohl für gerathener halten, den Knoten durch mich lösen zu lassen, denn er verschwand spurlos im dichten Walde.

Wahrscheinlich in der Absicht den Weg zu verbessern, legen die Indianer lange Strecken treppenartig große Steine. Jede Stufe ist schmal und von der andern anderthalb bis zwei Fuß entfernt, was das Reiten über diese unbequemen Treppen höchst beschwerlich macht. Da die Maulthiere nur zwei Füße auf eine Stufe setzen können, so müssen sie, während sie mit den Hinterfüßen auf der ersten sind, mit den vordern auf die dritte springen, um die hintern auf die zweite zu setzen. Bei diesem Manöver streckt sich das Thier lang aus und der Reiter muß sich jedesmal ganz auf den Rücken legen, um nicht durch den heftigen Ruck kopfüber geworfen zu werden. Es ist eine wahre Tortur fünf bis sechs Stunden ununterbrochen solche Treppen hinunter zu reiten, und man verläßt seinen Sitz zuletzt wie gerädert. Gerne würde man sich diese Folter ersparen und hinter dem Maulthiere zu Fuß gehen, aber das störrische Naturell dieser Geschöpfe erlaubt es nur selten; einige nehmen, vom Reiter ledig, den Reißaus und jagen in weiten Sprüngen bergab, dann wer-

sen sie den Pellon, die Quersäcke oder gar den Sattel ab, und der Reiter muß sich selbst damit beladen und hinterher keuchen, bis sie entweder von selbst stille stehen, oder sich in die Zügel verwickeln und nicht mehr weiter können, andere bleiben (wie schon oben bemerkt) stille stehen und lassen sich durch kein Mittel von der Stelle bewegen, bis der Reiter wieder im Sattel sitzt. Diese Untugend giebt oft zu komischen Scenen Gelegenheit. So traf ich, auf dem Wege nach Vitoc, in einer Schlucht einen umgestürzten Baumstamm, der schief an einen Felsen gelehnt stand, so daß man nicht darunter durchreiten konnte, wohl aber Platz genug für ein unbeladenes Maulthier ließ. Alle meine Mühe, mein Thier leer unten durchzutreiben, war fruchtlos, es blieb mir daher nichts anderes übrig, als bis zum Baum zu reiten, dem Maulthier die Spornen zu geben und, indem es darunter durchschritt, den Stamm zu umfassen und daran hängen zu bleiben.

Nicht weniger unangenehm als die Treppen sind die steilen Abhänge mit lehmigem Grunde, die man häufig in diesen Gegenden trifft, da auf ihnen die Maulthiere keinen festen Anhaltspunkt haben, um sicher zu treten und bei jedem Schritte ausgleiten. Ihr bewunderungswürdiger Instinkt hat ihnen aber auch hier einen Ausweg gezeigt; sie nähern die Hinterfüße den vordern, fast wie eine Gemse, die sich zum Sprunge bereitet, senken den Hinterkörper und rutschen, halb stehend, halb sitzend, pfeilschnell die glatte, schiefe Ebene hinunter. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man die erstenmale eine solche Rutschpartie macht und auch bei öfterer Wiederholung verliert sich die Furcht nicht ganz, denn nicht immer glückt sie; mehrere Beispiele sind mir bekannt, daß

Thier und Reiter dabei tödtlich verletzt wurden; wenn die Arrieros mit ihren Ladungen diese abgerutschten Flächen hinansteigen, müssen sie oft Stufen in den weichen Boden einschneiden, damit ihre Thiere Fuß fassen können.

Die große Menge der vor Hunger und Müdigkeit umgekommenen Lastthiere ist in diesen engen, zerklüfteten Wegen dem Reisenden auch ein großes Hinderniß, da sie den Pfad oft ganz versperren. Die meisten Pferde und Maulthiere scheuen vor ihren todten Gefährten zurück und es kostet viele Mühe und einen großen Zeitverlust oft in einer Tagereise über ein Dutzend, oder noch mehr dieser Cadaver wegzureiten; nur wenn sie die Aasgeier und Ameisen zum Skelette abgefressen haben, werden sie von den Indianern weggeräumt.

So pflanzenreich diese Regionen sind, so sind sie doch dem Reisenden sehr unwirthlich; selten trifft er eine Quelle, noch seltener Futter für sein Thier oder Nahrung für sich selbst; menschliche Wohnungen liegen nur in großen Zwischenräumen auseinander, oft in der Entfernung von 25 bis 30 Stunden; er muß daher sein Nachtquartier in einer Höhle suchen, oder sich aus Baumzweigen ein nothdürftiges Laubdach verfertigen, das ihn allenfalls vor dem so häufig in endlosen Strömen herabstürzenden Regen einigermaßen schützt. Nicht einmal die Wohlthat des Feuers ist ihm für die kühlen Nächte gegönnt, denn, obgleich von Bäumen im Ueberfluß umgeben, findet er kein Stückchen brennbares Holz, weil alles schwer von Wasser durchzogen ist.

Die Thierwelt ist in diesen Regionen etwas bunter als in dem höhern Gebirge, trägt aber nur wenig eigenthümliches Gepräge. Die flüchtigen Rehe der Cordilleras schweifen

noch hier hinunter und halten sich im dichten Gebüsche auf, meiden aber den hochstämmigen, heißen Wald; das dunkelbraune Nasenthier (Nasua montana Tsch.) gräbt unter dumpfem Geheule an den Baumwurzeln nach Nahrung, die scheue Beutelratte verkriecht sich ängstlich unter die Blätter, das träge Gürtelthier rasselt seiner Höhle zu; nur selten verirren sich die grausame Onze und der feige Löwe hieher, um dem schwarzen Bären (Ursus frugilegus Tsch.) sein Gebiet streitig zu machen; der kleine behaarte Tapir (Tapirus villosus Wagn.) wagt sich nur in der Dämmerung aus seinem dichten Verstecke, um die spärlichen, freien, mit dichtem, hohem Grase bedeckten Waldplätze aufzusuchen. Die Vögel sind arm an Arten, zeichnen sich aber oft durch ihr lebhaftes Gefieder von bunten, aber nicht schillernden, Farben aus. Charakteristisch für diese Gegenden sind die rothbäuchige Tanagra (Tanagra igniventris Orb.), die feuerfarbne Pyranga (Phœnisoma bivittata Tsch.), die zwei weiße Binden auf den schwarzen Flügeln hat; zwei Krähen, von denen die eine vom schönsten Blau ist (Cyanocorax viridicyanus G. R. Gray), die andere aber grün auf dem Rücken und hellgelb am Bauche (Cyanoc. peruanus Cab.); die Indianer nennen diese letztere Quien-Quien, da sie fast unaufhörlich diese Silben in kreischendem Geschrei ruft; einzelne hühnerartige Vögel aus der Familie der Penelopideen (P. rufiventris und adspersa Tsch.) und grüne Pfefferfresser (Pteroglossus cœruleo-cinctus Tsch., Pt. atro-gularis Sturm) bewohnen diese noch niedern Wälder.

Verfolgt man den beschwerlichen Weg immer weiter hinab, so gelangt man endlich in die Montaña. Mit diesem Namen belegen die Peruaner die ausgedehnten Urwäl-

der, die sich durch das ganze Land von Norden nach Süden, längs des östlichen Fußes der Anden, hin erstrecken. Diejenigen, die etwas höher liegen und in den Zwischenräumen der hochstämmigen Bäume dicht mit Gebüsch und Schlingpflanzen verwachsen sind, nennen sie schlechtweg «Montañas», die aber frei davon sind, heißen sie «Montañas reales»; sie machen im ersten Augenblick den Eindruck eines uralten Eichenwaldes und sind für den herumschweifenden indianischen Jäger und den emsigen Naturforscher weit weniger mühevoll zu durchstreifen als die erstern.

Die Entfernung von der Ceja de la Montaña bis in die eigentliche Montaña ist sehr verschieden. In vielen Gegenden braucht man vom Kamme der Anden sechs bis acht sehr lästige Tagereisen, in andern hingegen verläßt der Reisende am frühen Morgen die mit Schnee bedeckte Punahütte und bei Sonnenuntergang kann er am bebauten Rande der jungfräulichen Wälder selbstgepflückte Ananas und Bananen genießen. Ein solcher Tag gehört gewiß zu den belohnendsten des ganzen Lebens, denn im Zeitraum von wenigen Stunden durchschreitet man die entgegengesetztesten Klima der Erde und verfolgt die verschiedenartigen Stufen der Größeentwickelung der Pflanzenwelt. Der Wanderer, der am Morgen in den kümmerlichen, strohgelben Gräsern, oder den dürren Flechten der fast kahlen Felsenwände das monotone Bild der wüsten Hochebene aufgenommen hat und am Abende die Riesenpalmen, die großblumigen Magnolien und die ungeheuern, an die tausend Jahre alten Bäume, die ihn rings umgeben, anstaunt, läßt seinen Blick noch einmal zurückschweifen, da wo die wolkenhohen Andenkuppen im grauen Nebel verschwinden und sucht sich jeden Schritt, den er an diesem

reichen Tage gethan, zu vergegenwärtigen, um das Bild unvergeßlich seinem Gedächtnisse einzuprägen.

Die meisten der peruanischen Montañas sind nur spärlich von christlichen Indianern bewohnt, die hier an der Gränze der Civilisation größtentheils für die Befriedigung der Bedürfnisse der Bewohner des kalten Gebirges sorgen; sie bebauen entweder selbst ihre Felder oder arbeiten für Tagelohn in den größern Plantagen. Die Erzeugnisse dieser Haciendas bestehen vorzüglich in Zucker, Caffee, Mais, Coca, Tabak, Apfelsinen, Bananen und Ananas, die nach der Sierra ausgeführt werden. Das Sammeln von Chinarinde, Balsamen, wohlriechenden Harzen, Honig und Wachs beschäftigt ebenfalls eine große Anzahl von Indianern.

Die Plantagen sind in der Regel auf einer Anhöhe angelegt, aus Rohr gebaut, das mit einer lehmigen Erde beworfen wird, und mit Stroh oder Palmblättern gedeckt; rings um das Gebäude liegen die angebauten Felder, wobei immer genau der Boden ausgesucht wird, der für die eine oder andere Pflanze günstiger ist; die Caffeestauden umgeben gewöhnlich das lange Haus und die als Vorrathskammern benützten Nebengebäude; die Fruchtbäume stehen alleenartig längs der Maisfelder, an sumpfigen Stellen dehnen sich die grünen Zuckerfelder aus, um die Brunnen und Flüßchen wuchern die nützlichen Bananenstöcke, auf trockenen, heißen Abhängen reihen sich die köstlichen Ananas, und am weitesten vorgeschoben in den engen, heißen Schluchten ziehen sich die Cocafelder hin.

Da sowohl die Feuchtigkeit der Luft als die zahllosen Insekten, Mäuse und Beutelratten dem langen Aufbewahren von Vorräthen hindernd entgegenstehen, so suchen die Anwohner der Wälder dieselben sobald als möglich zu verkau-

fen oder zu vertauschen, wodurch ein ziemlich lebhafter Verkehr zwischen den Montañas und der Sierra entsteht. Die Gebirgsindianer kommen mit ihren Llamas und Eseln, bringen gedörrtes Fleisch, Kartoffeln, Quinua und Salz, um Früchte dafür einzutauschen, und nur selten sieht man bei diesem Handel Geld. Blos die Plantagenbesitzer führen die Erzeugnisse ihrer Haciendas selbst aus, verkaufen sie für baares Geld, und versehen sich in den Gebirgsstädten mit europäischen Effekten, besonders gedruckten Catunen, rohem Baumwollzeug (Tucuyo), groben Wollstoffen (Bayeta), Messern, Beilen, Hacken, Angeln u. s. f., mit denen sie ihre Arbeiter bezahlen und sie ihnen zum fünf- bis sechsfachen Werthe berechnen. Da überall in diesen Waldpflanzungen ein sehr großer Mangel an Menschen ist, so suchen die Besitzer der Plantagen die wenigen Indianer, die sich freiwillig dort angesiedelt haben, für immer an sich zu fesseln; sie verkaufen ihnen die nothwendigen Waaren zu ungeheuern Preisen unter der Bedingung, daß sie durch Feldarbeit abbezahlt werden. Ich habe gesehen wie ein Indianer für ein rothes Taschentuch, das kaum vier Groschen werth war, fünf Tage lang von Morgens um 6 Uhr bis Sonnenuntergang arbeiten mußte. Das Verlangen bunte Gegenstände zu besitzen, die Nothwendigkeit Stoffe für die dürftigen Kleider zu erhalten, oder das Bedürfniß nach Werkzeugen, um in den wenigen freien Stunden das eigene Feld zu bebauen, veranlassen die Indianer bei den Hacendados Schulden auf Schulden zu häufen; noch mehr aber als Alles die unersättliche Begierde nach Coca und berauschenden Getränken. Nur selten wird in den Plantagen der Wälder das Zuckerrohr zu Zucker verarbeitet, gewöhnlich wird der Saft in die schon öfter er-

wähnten braunen Kuchen (Chancacas) eingekocht oder zu Rum gebrannt. Diesen sehr berauschenden Brantwein und den gegornen Zuckerrohrsaft (Guarapo) lieben die Indianer leidenschaftlich und scheuen nichts, um sich deren Genuß zu verschaffen. Wenn sie angefangen haben sich zu berauschen, so verlangen sie immer mehr und mehr von diesen Getränken, die ihnen auch im Interesse der Hacendados willig verabreicht werden; kehren sie dann nach einigen Tagen nüchtern zu ihrer Arbeit zurück, so zeigt ihnen der Mayordomo, um wie viel sich ihre Schuld gehäuft habe und der erstaunte Cholo sieht, daß er seinen Rausch vielleicht mit mehreren Monaten Arbeit bezahlen muß; denn nur zu oft wird von unehrlichen Mayordomos in das Plantagenbuch die doppelte Quantität eingetragen von dem, was wirklich getrunken wurde. Die halb besinnungslosen Indianer können natürlich keine Controle führen. So schlagen sich diese Unglücklichen selbst in die schwersten Fesseln der Sclaverei. Ihre Behandlung ist im Allgemeinen sehr tyrannisch, denn die Plantagenbesitzer, als unumschränkte Herrscher, kennen kein anderes Interesse als die wenigen Kräfte, die ihnen zu Gebote stehen, auf die möglichst vortheilhafte Weise zu benutzen. Die Negersclaven in den Plantagen haben ein weniger mühevolles und gemächlicheres Leben als die freien Indianer in den Haciendas der Urwälder. Mit Sonnenaufgang müssen sich diese im Plantagenhofe versammeln, wo ihnen der Mayordomo das Tagewerk vorschreibt, die nöthigen Werkzeuge giebt und sie dann auf's Feld begleitet; hier sind sie gezwungen den ganzen Tag in der drückendsten Hitze zu arbeiten und dürfen nur dreimal zum Cocakauen und einmal zum Essen ausruhen; Widerspenstigkeit oder Faulheit werden mit körperlicher Züchtigung bestraft, gewöhnlich

mit dem Cepo, in welchem der Fehlende mit dem Halse oder den Füßen während 12 bis 48 Stunden zwischen zwei Balken eingeklemmt wird.

Zu den strengsten Arbeiten in den Montañas gehört das Urbarmachen des Waldes (Chaupear), das nur in der heißen Jahreszeit vorgenommen werden kann. Da der Boden immer naß und die Bäume sehr saftreich sind, so müssen diese gegen das Ende der Regenzeit gefällt werden und während mehrern Monaten austrocknen, dann werden sie angezündet; aber nur selten sind sie dürre genug, um vollständig abzubrennen; es ist dieß jedoch kein großes Hinderniß zur Anpflanzung, denn die Saat wird zwischen die halbverkohlten Stämme gesäet. In der Regel wird das erste Jahr Mais auf die abgebrannten Stellen gepflanzt; in unglaublicher Fülle wächst er und bringt einen außerordentlich reichen Ertrag; nach jeder Ernte wird ein Theil der angebrannten Bäume weggeräumt, um freies Feld für die perennirenden Culturpflanzen zu gewinnen.

Etwas glücklicher als das Leben dieser Indianer in der Nähe der Plantagen ist das derjenigen, die so weit im Innern der Wälder leben, daß sie wegen der großen Entfernung nur selten mit der civilisirten Welt verkehren. Mit dem zufrieden, was ihnen die reiche Natur darbietet, und unbekannt mit den Bedürfnissen des verfeinerten Lebens, wünschen sie sich nichts, als was sie ohne große Anstrengungen im Walde finden. Dort bepflanzen sie ihre kleinen Felder, deren Pflege den Weibern überlassen ist, während die Männer mit Blasrohr und Pfeil auf die Jagd gehen und sich Wochen, oft Monate lang von ihrem Wohnsitze entfernen. Mit gleichmäßiger Abwechslung und Einförmigkeit reihen

sich ihnen die Tage zu Jahren. Die Regenzeit treibt sie in ihre leichtgebauten Hütten, in denen sie einer stupiden Ruhe pflegen, die nur selten durch das Verfertigen von Waffen oder durch den Fischfang unterbrochen wird; der wolkenlose Himmel ruft sie wieder auf ihre Streifzüge, die ihnen für das ganze Jahr Nahrung einbringen.

Wo sich aber diese Indianer an den Ufern größerer Flüsse angesiedelt haben, ist ihre Lebensweise durch Handelsinteressen abgeändert worden. Die Europäer und Kreolen wußten sie auf ähnliche Art, wie die Plantagenindianer, durch unnöthige Bedürfnisse zu fesseln und sie dadurch zum Einsammeln der kostbaren Erzeugnisse der Wälder zu nöthigen. In den höher gelegenen Montañas müssen sie Fieberrinde, in den feuchten, tiefern Sassaparilla und Färbehölzer wie die „Llangua", die aber den Weg nach Europa nicht gefunden haben, aufsuchen. Zu dieser Arbeit benützen sie immer die trockene Jahreszeit. Unter der Leitung eines Spekulanten vereinigen sich die Indianer im Monat Mai zum Sammeln der Chinarinde und begeben sich nach den ausgedehnten Cinchonenwäldern. Dort angelangt, besteigt einer einen hohen Baum, um wo möglich eine freie Aussicht über die weite Waldfläche zu gewinnen und die Gruppen (Manchas) der Chinabäume zu erspähen; sie nennen dieß Catear und die Späher Cateadores. Es braucht erfahrne Leute, um in der dunkeln Blätterdecke die vereinzelten Cinchonen-Gruppen nur nach der verschiedenen Färbung der Blätter, die oft sehr unbedeutend von den umgebenden Bäumen abweicht, in der Ferne zu entdecken. Wenn sich der Cateador die Lage der gefundenen Mancha genau gemerkt hat, so steigt er zu seinen harrenden Gefährten hinunter und führt

sie mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit durch den fast undurchdringlichen Wald zur Gruppe hin. Sogleich wird dort eine Hütte gebaut, um für die Nacht und bei eintretendem Regen ein Obdach und zum Trocknen und Aufbewahren der Rinde einen gesicherten Platz zu haben; dann werden die Bäume, so nahe wie möglich an der Wurzel, gefällt, in 3 bis 4 Fuß lange Stücke gespalten und ihre Rinde mit einem kurzen, etwas gebogenen Messer der Länge nach eingeschnitten. Nach 4 bis 6 Tagen, wenn die Stücke schon etwas trocken sind, wird die schon eingeschnittene Rinde in langen, möglichst breiten Bändern abgestreift und diese in der Hütte, oder bei heißem Wetter vor derselben zum Trocknen gelegt. In vielen Gegenden, besonders in Mittel- und Südperu, wo die Feuchtigkeit nicht sehr groß ist, wird die Rinde in den Wäldern vollkommen gedörrt, in große Bündel gepackt und mit Schlingpflanzen geschnürt, in andern hingegen wird sie grün zusammengeballt nach den nächsten Dörfern geschickt und dort getrocknet. Gegen Ende Septembers kehren die Cascarilleros*) wieder in ihre Heimath zurück.

In frühern Zeiten war die Chinarinde einer der bedeutendsten Handelsartikel von Peru, aber schon seit Anfang dieses Jahrhunderts ist ihr Werth bedeutend gesunken, vorzüglich wegen der vielen falschen und geringen Sorten, die aus andern Gegenden ausgeführt wurden, vielleicht auch wegen des häufigeren Gebrauches des Chinins, denn zur Darstellung des Alcaloids wird nicht so viele Rinde gebraucht,

---

*) Die Peruaner nennen die China Cascarilla und unterscheiden eine sehr große Menge von Arten und Varietäten.

als früher in Substanz verwendet wurde. Während des Befreiungskriegs erlitt der Chinahandel seinen Todesstoß und viele Jahre vergingen, daß kaum wenige Zentner Rinde aus Peru ausgeführt wurden. Die Montañas de Huanuco, die einst alle Apotheken von Europa mit diesem „göttlichen Heilmittel" versehen haben, fangen wieder an, Vorräthe zu liefern, denn aus den Wurzeln der früher gefällten Bäume hat sich ein lebensvoller Nachwuchs entwickelt; die Montañas de Huamalies treten mit einer sehr wirksamen, von den Botanikern noch nicht bestimmten Art auf, und aus den Montañas de Urubamba kömmt die sehr geschätzte Cascarilla de Cuzco, die ein nach der alten Incaresidenz „Kuskonin" genanntes Alcaloid *) enthält. Vielleicht wird die Fieberrinde wieder ein blühender Handelszweig für Peru werden, wenn er auch nicht mehr die Bedeutung erlangen kann, die er vor einem Jahrhunderte hatte. Schon während meiner Anwesenheit in Peru wurde der Plan gefaßt, in Huanuco eine Chininfabrik zu erbauen, ein Projekt, das, mit der gehörigen Umsicht realisirt, gewiß einen sehr günstigen Erfolg haben wird. In Bolivia besteht schon eine solche Fabrik, die von einem Franzosen geleitet wird; ihre Produkte sind aber sehr unrein und daher wenig geschätzt. Die Waldbewohner in Peru gebrauchen auch die grüne Chinarinde in Aufguß gegen die Wechselfieber; ich habe sie in mehreren Fällen weit wirksamer als die getrocknete gefunden, denn weniger als die Hälfte der gewöhnlichen Dosis bewirkt in kürzerer Zeit eine

*) Der Kuskonin wurde von Corriol und Pelletier in der Cascarilla entdeckt, die in Arica verschifft wird; sie nannten das Alcaloid auch Aricin.

vollkommene Heilung der wiederkehrenden Fieberanfälle. Von einer Art, der „Cascarilla boba colorada" (C. purpurea R.), werden die grünen Blätter und Zweige zerstampft, in Wasser gekocht und mit dem günstigsten Erfolge gegen Blutungen angewendet.

Eine gewisse Klasse von Indianern, die auch tief im Innern der Wälder, vorzüglich von Südperu und Bolivia, leben, beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Einsammeln von Balsamen, besonders Peru-, Tolu- und Copaivabalsam, von wohlriechenden Harzen, die in den Kirchen als Weihrauch (Incienso) verbrannt werden und von einer Menge sympathetischer Heilmittel, worunter z. B. die Klauen vom Tapir gegen Fallsucht, die Zähne von Giftschlangen, sorgfältig auf Blätter aufgeklebt und in ein kleines Röhrchen von Schilf gesteckt, gegen Migraine und Blindheit der Greise, eine große Rolle spielen. Salben, Pflaster, Pulver, Saamen, Wurzeln, Rinden u. s. f., jedes mit einer unfehlbaren Wirksamkeit gegen irgend eine Krankheit begabt, werden von ihnen bereitet oder zusammengesucht und zu Markte gebracht. Beim Beginne der Regenzeit verlassen sie die Wälder und steigen in langen Schaaren nach dem Gebirge. Die Männer tragen, gegen die allgemein gebräuchliche Gewohnheit der Indianer, die Lasten; die Weiber begleiten sie jedoch, bis sie in der Sierra anlangen, denn da die Bündel oft sehr schwer sind (100 bis 125 Pfund), so reiben sie den Rücken des Trägers beim langen Berganſteigen wund, und die Frauen übernehmen dann das Geschäft der Chirurgen. Der verwundete Mann läßt sich auf Hände und Füße nieder, die verletzte Stelle wird sorgfältig gewaschen, mit Copaivabalsam befeuchtet, mit Blättern belegt, seitlich durch schmale

Streifen von Fellen geschützt, zuletzt mit der Haut eines Waldthieres, gewöhnlich einem Stück Onzenfell, bedeckt und die Last wieder auf den Rücken gebunden! So lange diese Indianer noch durch die Wälder wandern, so beschränkt sich ihre Kleidung nur auf ein sackartiges Hemd ohne Aermel für die Weiber und auf einen Gürtel für die Männer; sie haben keine Fußbekleidung, malen sich aber mit dem Safte des Huito (Genipa oblongifolia R. Pav.) die Füße in Form von Halbstiefelchen an, wodurch sie gegen den schmerzenden Stich der lästigen Insekten geschützt sind. Die Farbe dringt so sehr in die Haut ein, daß sie mit Wasser nicht wegzubringen ist; Oelen hingegen weicht sie bald. In der Sierra, wo diese Indianer das Bedürfniß einer wärmern Fußbekleidung haben, bedienen sie sich aus Schlingpflanzen gestrickter Stiefeln, der sogenannten Aspargetas, und kleiden sich dann auch wie die Gebirgsindianer.

Ziemlich schnell verkaufen sie ihren großen Vorrath von Arzneimitteln und kehren nach einigen Monaten in ihre Heimath zurück; einzelne aber entfernen sich 2 — 300 Stunden weit von ihren Wäldern, durchziehen den größten Theil von Peru und kommen nicht selten mit ihren großen Kürbisflaschen (Cababazas von Lagenaria vulgaris D. C. und Crescentia cujeté Lin.) voll Balsamen bis nach Lima. Ich habe selbst mehrmals Arzneimittel von solchen Indianern gekauft, die aus den südlichsten Provinzen von Peru kamen. Mit großer Sehnsucht wird ihrer alljährlich ziemlich regelmäßig sich wiederholenden Ankunft in den Dörfern der Sierra entgegengesehen, da dort der Glaube an die Wundermittel viel größer ist als an alle von einem Arzte verabreichte Medizinen.

Diese herumziehenden Indianer begnügen sich nicht blos mit dem Verkaufe von Heilmitteln, sie behandeln auch selbst die Kranken und machen Operationen. In der Regel sind sie sehr geschwätzig und erzählen gerne die wunderbarsten und abenteuerlichsten Geschichten, die wohl immer in einer aufgeregten Phantasie ihren Ursprung haben; in ihren Gesprächen, Bewegungen und Kuren sind sie ausgemachte Charlatane, besonders die schon seit den ältesten Zeiten berühmten Ccamtas aus der Provinz Choque-Ccamta in Bolivia. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie diese Stämme so sehr gegen den Charakter der südamerikanischen Indianer sich in dem vagen Leben wohl fühlen, eine häufige und mannigfaltige Berührung mit den andern Nationen aufsuchen und nicht mißtrauisch und verschlossen, sondern sogar bis zum Lästigwerden mittheilend sind. Der Grund dieser sonderbaren Ausnahme ist nicht leicht zu finden, oder die Epoche anzugeben, wann diese Indianer angefangen haben, als Aerzte und Apotheker das Land zu durchziehen; denn schon bei den ersten Schriftstellern über die ältesten Epochen der peruanischen Geschichte sind Andeutungen dieser mit Medizinen hausirenden Stämme.

Die Indianer, von denen wir bisher gesprochen haben, bekennen sich alle zum Christenthume und werden als Indios cristianos strenge von den wilden Indianern, Indios bravos, unterschieden, welche ausschließlich die östlichsten Montañas von Peru nach der Gränze von Brasilien zu bewohnen. Sie gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche, Religion und die meisten auch ihre eigene Sprache haben. Nur wenige sind genauer bekannt, da seit der Zerstörung der Missionen jede Communi-

kation mit ihnen abgebrochen ist. Ueber die Indios bravos, welche die Montañas von Südperu bewohnen, habe ich nie genauere Nachrichten erhalten können; sie sind völlig unbekannt, denn undurchdringliche, wilde Wälder liegen zwischen ihnen und der zivilisirten Welt, und wohl selten hat sich der Fuß eines Europäers dorthin verirrt. In Mittelperu sind die Stämme der wilden Indianer am meisten gegen die christlichen vorgeschoben, nämlich in der Montaña de Huanta die Iscuchanos, in der Montaña de Vitoc die Chunchos. Die Iscuchanos treiben zeitenweise Tauschhandel mit den Bewohnern von Huanta, dann treten aber wieder lange Epochen der Feindseligkeiten ein, wobei die Iscuchanos, obgleich von ziemlich gutmüthigem Charakter, die Huanchanos vielfältig beleidigen; sie treiben ihnen das Vieh von der Weide, stehlen ihnen die Feldfrüchte und suchen die ganze Gegend in Allarm zu versetzen. Als vor einigen Jahren die Bewohner von Huanta zur feierlichen Prozession am Frohnleichnamstag versammelt waren, kam eine Schaar Iscuchanos mit wilden Stieren, die sie, heftig gereizt, auf die versammelte Gemeinde los stürzen ließen; unter dem Hohngelächter der Wilden zerstob die Prozession, viele der Huantanos wurden schwer verletzt oder getödtet. Die Iscuchanos sind zu sehr vom Terrain begünstigt, als daß eine militärische Expedition, um sie weiter in die Wälder zu drängen, mit günstigem Erfolge ausgeführt werden könnte.

Die Chunchos, von denen ich weiter unten noch sprechen werde, sind weit gefährlicher und bilden einen der furchtbarsten Stämme der Indios bravos. Sie bewohnen den südlichsten Theil der Pampa del Sacramento, der terra incognita Perus, vorzüglich das Flußgebiet des Chancha-

mayo und Perene. Von da, wo sich der „Perene" mit dem „Apurimac" zum „Capanegua", der später den Namen „Yana yanitiri" und dann „Ucayali" annimmt, vereinigt, bis zum Zusammenflusse dieses letztern mit dem Marañon, wohnen eine große Anzahl von Stämmen, die größtentheils nur nominal bekannt sind; dasselbe gilt auch von denen, die die zwischen dem Ucayali und Huallaga ausgedehnte Pampa del Sacramento bevölkern und sich größtentheils längs dem Ufer des „Rio Pachitea" aufhalten. Die Gränznachbarn der Chunchos sind die blutdürstigen Campas oder „Antes", welche die Missionen von „Jesus Maria" in Pangoa zerstört haben und jetzt noch zuweilen feindliche Besuche in „San Buenaventura de Chavini", dem äußersten christlichen Vorposten in der „Montaña de Andamarca", abstatten. Neben ihnen leben die durch ihren diebischen, verschmitzten und mordsüchtigen Charakter übel berüchtigten Piras oder „Simirinches". Auf dem östlichen Ufer des Rio Yana yanitiri wohnen die Ruanaguas und die Combos, und weiter nach Norden die Pichobos, Soboibos, Camariniguas, Saninahuacanos, Amahuacas und Maspos; am westlichen Ufer, da, wo der Fluß das ausgedehnte Pajonal (lichte, mit viel Gras und Rohr bewachsene Waldstelle) begränzt, die Campas und Mochobos. Längs des Pachitea lebt der wilde Stamm der Casibos, der furchtbarste Feind aller umliegenden Nationen, mit denen er in stetem Kriege ist, und keine Mittel scheut, sie zu zerstören. Allen Nachrichten zufolge, die wir darüber von Missionären haben, sind sie wie die Antes und Chunchos noch Menschenfresser, und machen ihre kriegerischen Expeditionen, um Gefangene zum Essen zu erobern. Wenn nach

der Regenzeit die Simirinches, Amahuacas oder Consbos in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, die mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern der benachbarten Stämme hinterlistig Fallen legen und sie dann im Triumphe als Schlachtopfer nach Hause führen; werden sie selbst besiegt und müssen sie den andern Nationen als Sclaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährliche Feinde, und der Herr ist nie sicher, gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. In der Mission von Sarayacu hatte, wie Beltran erzählt, der Padre Plaza einen jungen Casibo von 10 Jahren, den er mit seiner gewohnten Freundlichkeit behandelte; eines Tages aber verfolgte dieser, seiner thierischen Natur folgend, einen kleinen Knaben, um ihn zu tödten, und da ihm Plaza darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich: er habe Hunger und wolle deßhalb den Jungen auffressen. Bei den Casibos ist noch die fürchterliche Gewohnheit, daß sie Männer des eigenen Stammes todtschlagen und verzehren; die nächsten Verwandten werden zum Mahle eingeladen und ihnen die wohlschmeckendsten Theile, als Ohren, Nase, Hände und Füße vorgesetzt. Manche Nachrichten über die Grausamkeiten dieses barbarischen Stammes mögen wohl zu bunt aufgetragen sein, besonders was die älteren Missionäre in den Jahrhunderten, in denen abenteuerliche Erzählungen und Uebertreibungen aller Art an der Tagesordnung waren, mittheilten; aber nach den neuesten Berichten der Missionäre von Ocopa (vom Jahr 1842) bestätigt es sich, daß die Casibos noch wilde Anthropophagen sind. Es ist zu bemerken, daß sie nie Weiber fressen; man könnte leicht geneigt sein, diese Schonung einer

zarten Rücksicht für das schöne Geschlecht zuzuschreiben, sie hat aber einen ganz andern, weniger menschlichen Grund; denn alle Indianer von Südamerika, die noch unter dem dämonischen Enfluſſe der Zauberer und Aerzte stehen, welche eine fast übermenschliche physische und moralische Gewalt über sie ausüben, verabscheuen das Weib als etwas Unreines und Schädliches. Bei den weniger rohen Nationen zeigt sich dieser Abscheu im häuslichen Leben in einer gewissen unbesiegbaren Abneigung gegen die Frau, bei den Anthropophagen erstreckt er sich auch auf das Fleisch, das sie für giftig halten. Es scheint, als ob alle menschenfressenden Völker die nämlichen Theile des menschlichen Körpers als Leckerbissen betrachten; wir wissen, daß die Anthropophagen auf Neuseeland und Neu-Guinea und die, welche früher die westindischen Inseln bewohnten, ebenfalls die sehnigen Hände und Fußsohlen für das Schmackhafteste hielten.

Nördlich und östlich von den Casibos wohnen die Conibos, Setebos, Shipeos und Puynahuas, von denen die meisten sehr zahlreich und weit verbreitet sind. Am Ucayali, an der Gränze dieser Stämme, ist die einzige eigentliche Mission, Sarayacu, die Peru gegenwärtig noch besitzt. Sie wurde im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts gegründet und hat sich allein in allen schweren Stürmen der wildbewegten Zeiten erhalten, während alle übrigen Missionen untergingen; sie hatte aber auch das seltene Glück, immer von trefflichen Männern geleitet zu werden, die als ächte Priester von Gottes Wort die Religion in Liebe und Sanftmuth predigten und durch ihr Beispiel ihre Lehre unterstützten; als treue Väter ihrer Schüler standen sie durch ihr reines Leben, ihre aufopfernde Hingebung und

Liebe als Wesen höherer Art vor den rohen Indianern da; nur dadurch war es möglich, daß sich diese kleine Kirche, nach außen zu von jeder Unterstützung abgeschnitten, durch Jahrhunderte erhalten hat, während rings um sie feindliche Nationen auf der tiefsten Stufe der Menschheit in thierischer Wildheit wütheten. Seit einer langen Reihe von Jahren steht der ehrwürdige Franziskanermönch Fray Manuel Plaza, ein fast hundertjähriger Greis, dieser Mission vor. Er ist der einzige von 59 Missionären, die zu gleicher Zeit und zu gleichem Zwecke an den Ucayali reisten, der dem furchtbaren Tode durch die mörderische Hand der Indianer entging und mit segensreichem Erfolge seine Aufgabe erfüllen konnte. Erst im Jahre 1840 wurden vom Kloster Ocopa dem von der Last der Jahre und eines mühevollen Lebens gebeugten Priester einige junge, rüstige Gehülfen gesandt, die ihn unterstützen, die Mission vergrößern und in dem weiten Felde, das sich vor ihnen eröffnet, mit Eifer arbeiten sollen. Sarayacu gehört eigentlich dem Stamme der Panos an, bietet aber eine bunte Mischung der übrigen Nationen dar, da die Panos auf ihren Streifzügen Gefangene machen, die, nach Sarayacu gebracht, von Padre Plaza zum Christenthum bekehrt und dann frei gegeben werden; da diese Neophiten mit der neuen Religion selten bei ihren Stämmen aufgenommen werden, so siedeln sie sich meistens um Sarayacu an. Im Norden von dieser Mission leben die Sensis, mit den Casibos sowohl an Zahl als kriegerischem Muthe wetteifernd, nicht aber an Grausamkeit. Sie bilden den schönsten Menschenschlag des untern Ucayali. Bei ihnen herrscht eine fürchterliche Strafe für den Ehe-

bruch; der beleidigte Mann führt nämlich seine Frau in den Wald und bindet sie an einen von heftig beißenden Ameisen bedeckten Baum, schlägt sie blutig, schüttelt die Insekten auf die Unglückliche hinunter und läßt sie einen Tag und eine Nacht der furchtbaren Qual ausgesetzt, die aber gewöhnlich vor Ablauf dieses Termins durch den Tod geendet wird.

Von den vielen, die ausgedehnten Wälder zwischen Sarayacu und dem Marañon bewohnenden Stämmen führe ich nur wenige an; westlich von Ucayali leben die Remos, Maparis, Aguanos und Tibilos, östlich von diesem Flusse die Manahuas, Cascas, Sinabus, Diabus, Runabus, Mayorunas u. a. m.

Nur wenige der angeführten Nationen leben in freundschaftlicher Beziehung zu einander. Die „Casibos" sind die isolirtesten und feindseligsten und verfolgen vorzüglich die Setebos, Shipeos, Remos und Conibos; die „Panos" richten ihre Feldzüge gegen die Capanahus, Antes, Mayorunas und Amahuacas, während sie in der Regel Freundschaftsverträge mit den Simirinches, Conibos, Shipeos und Sensis haben; kurz, jeder Stamm ist mit seinen Umgebungen fast immer im Krieg und nur selten gönnt er sich selbst oder den andern Ruhe. Der Zweck der Feldzüge ist, Gefangene zu machen, um sie entweder als Sclaven zu gebrauchen oder einzutauschen, oder um sie aufzufressen.

Die Sprachen dieser Nationen sind sehr verschieden, doch vereinigen sich viele zum nämlichen Stamme. Am obern Marañon bis nach Omaguas wird Quichua, die Sprache der Incas, gesprochen; am linken Ufer des Ucayali ist die Sprache der Panos die herrschende; am rechten Ufer haben

die Cascas, die Sinabus und Diabus ihre eigenen Idiome, die so verschieden sind, daß sich diese Nationen wechselseitig nicht verstehen. Am oberen Ucayali herrscht das nämliche Verhältniß zwischen den Simirinches, Campas, Runaguas und Mochobos. Es ist übrigens über diesen Punkt nicht mit Bestimmtheit abzuurtheilen, da die Missionsberichte der ältern Epochen sehr mangelhaft sind und in den neuern Zeiten die meisten dieser Nationen ganz unzugänglich sind. Nach den Reisenotizen, die ich im Kloster Ocopa durchgesehen habe, scheinen sich mit Gewißheit neben der Quichua die Idiome der Panos, Cascas, Simirinches und das der Chunchos, welches jedoch viel Aehnlichkeit mit dem der Cholonen am Huallaga haben soll, als bestimmt geschiedene Sprachstämme herauszustellen.

Die Lebensweise aller dieser Indianer ist so ziemlich die nämliche. Krieg und Jagd im Sommer und Verfertigung von Waffen im Winter sind die Beschäftigungen der Männer; die Weiber pflegen der Männer, bebauen das Feld, trocknen Vorräthe, fischen, indem sie narkotische Pflanzen (Barbasco) zerstampfen und in den Fluß werfen, wodurch die Fische betäubt auf die Oberfläche kommen und leicht ergriffen werden, fangen Schildkröten (Charapa), weben und kochen. Die Kleidungen sind sehr einfach; bei vielen Stämmen sind sie gar nicht gebräuchlich und statt ihrer wird der Körper ganz oder theilweise bemalt; bei andern tragen die Männer ein Hemde ohne Aermel, die Weiber einen Rock, der ihnen vom Gürtel bis zu den Knien reicht. Die Stoffe sind von Baumwolle, die von nicht kultivirten Bäumen (Bombax) gewonnen wird, sie sind in der Regel weiß oder blau oder roth gefärbt. Die Gewohnheit, die Ohren, die

Nase und die Unterlippe zu durchbohren und darin Zierrathen zu tragen, ist bei mehrern Stämmen sehr gebräuchlich, besonders bei den Panos, Shipeos und Pirras. Das Bemalen des Körpers ist weniger ein Tätowiren als einfaches Anstreichen; bei den verschiedenen Stämmen sind die Zeichnungen und Figuren verschieden geformt und gefärbt; einzelne, wie die Panos und Casibos, wenden große Sorgfalt darauf, andere beklecksen sich dagegen auf die ungraziöseste Weise. Die Weiber der Sensis malen sich zwei von der Schulter über jede Brust bis zur Magengrube verlaufende Binden, die der Pirras haben eine Binde in Form eines Gürtels um den Leib und drei auf jedem Schenkel, von schwarzer Farbe, die, einmal aufgetragen, nicht mehr weggewaschen werden kann; sie wird von der unreifen Frucht einer Rubiacea gewonnen. Die Remos bemalen sich nur das Gesicht, die Diabus hingegen dieses nie, sondern nur die Arme, Füße und das Brustbein.

Pfeil und Bogen sind die Hauptwaffen der Indianer auf der Jagd; im Kriege bedienen sie sich außerdem noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter. Die Pfeile werden von Schilfrohr verfertigt, sind in der Regel 5 bis 6 Fuß lang und etwa fingerdick, die Spitze ist aus sehr hartem Holze mit eingeschnittenen Widerhaken oder mit angebundenen, nach hinten gerichteten scharfen Fischzähnen und etwa 3 Zoll lang; der Pfeilbart besteht meistens aus bunten Federn von Arras. Der Bogen mißt 5 bis 5½ Fuß und ist aus sehr hartem Holze zugeschnitten, er ist in der Regel flach und an beiden Enden verziert; die Remos haben runde und einfache Bogen. Die Indianer am Chanchamayo und Perene und Panayanitiri nehmen dazu eine Palme, die Chunta

(Martinezia ciliata R. P.); die ziemlich dicke Schnur wird aus dem Baste (Cabuya) der Blätter einer Agave gedreht und ist nur am einen Ende bleibend befestigt, das andere ist mit einer Schleife versehen, durch die die Schnur an den Bogen gespannt wird, wenn er gebraucht werden soll. Die straff gespannte Schnur würde im Gehen durch den dichten Wald hinderlich sein. Zu dem Köcher wird ein sehr dickes Rohr ausgesucht, an das allerlei abenteuerliche Figuren eingeschnitzt und gemalt werden. Die Casibos, die keine andern Waffen als die eben angeführten kennen, haben sie dafür von außerordentlicher Länge, ihre Pfeile messen 10 bis 12 Fuß, ihre Bogen 7 bis 8 Fuß.

Bei vielen Indianern, besonders in den westlichen und nördlichen Gegenden der Pampa del Sacramento, ist das Blasrohr, die Pocuna, eine sehr gewöhnliche Jagdwaffe. Es ist aus einem langen Rohr oder jungen ausgehöhlten Palmen angefertigt und mißt 8 bis 10 und noch mehr Fuß; am einen Ende sind ein paar Zähne vom Javali (Dicotyles labiatus) angebracht, auf die das Rohr beim Zielen gestützt wird. Die Pfeile sind nur 1½ bis 2 Zoll lang und von der Dicke eines starken Cactusstachels und am hintern Ende mit feinem Baste umwunden. Fast alle diese kleinen Pfeile sind vergiftet, da sonst die Wunde zu unbedeutend würde, selbst um einen kleinen Vogel zu tödten. Das Pfeilgift ist beinahe bei jeder Nation verschieden und wird in der Regel unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut; deßhalb auch die Art der Zubereitung und die Ingredienzien, die dazu genommen werden, dem Europäer nur theilweise bekannt sind. Die Hauptbestandtheile sind einige, botanisch noch nicht genau bestimmte Pflanzen, unter denen die „Apihuasca" und

das Giftcapsicum eine Hauptrolle spielen; außerdem werden noch Abkochungen von den Blättern des sehr scharfen Tabakes und von dem Sanaño (Tabernæmontana Sanaño, R. P.) und von Euphorbiaceen genommen. Neuere Reisende haben gegen die Angabe der ältesten peruanischen Geschichtschreiber behauptet, daß zum Pfeilgifte keine animalischen Substanzen genommen werden. Ich kann jedoch, nach der Mittheilung eines Indianers, der selbst sehr oft dieses Gift bereitete, versichern, daß nicht nur die schwarze, sehr giftige Ameise (Cryptocerco atrato affin.), sondern auch die Zähne der furchtbaren Schlange, die den Indianern unter dem Namen Miuamaru oder Jergon (Lachesis picta Tsch.) bekannt ist, dazu verwendet werden. Nach der etwas dunkeln Erzählung sollen die thierischen Gifte in ein Baumwollsäckchen gebunden und in den Topf, in dem der Brei kocht, gehängt werden.

Die Wirkung des Pfeilgiftes ist sehr heftig und schnell. Menschen und größere Säugethiere sterben in höchstens vier bis fünf Minuten nach der Verwundung, kleinere und Vögel schon in zwei Minuten. Das Blasrohr treibt diese furchtbaren Pfeile mit ziemlicher Sicherheit in eine Entfernung von 32 bis 36 Schritten; beim Schießen in dieser Distanz ist eine allgemeine Regel, daß der Jäger um so viel unter das Thier zielet, als der Abstand vom Munde zum Auge beträgt, weil er sonst zu hoch schießen würde. Die Luft muß stark, kurz und gleichmäßig ausgestoßen werden, um den Pfeil in gerader Linie zu tragen; seine Spitze ist gewöhnlich eingeschnitten, damit sie in der Wunde leicht abbreche.

Das Jagen mit dem Blasrohre muß lange geübt werden, um nur einigermaßen Fertigkeit darin zu erlangen und es erfordert eine große Vorsicht, um sich nicht mit den klei-

nen, scharfen Pfeilen zu verwunden. Es ist mir ein Beispiel von einem Indianer bekannt, dem ein solches Pfeilchen unbemerkt aus dem Köcher fiel; er trat darauf, es drang ihm in die Fußsohle, und nach wenigen Minuten war er eine Leiche.

Die Keule, Matusino, ist 4 bis 5 Fuß lang, am dickern Ende mit einer Reihe von Geweihen vom rothen Hirsch kreisförmig umgeben; ein einfaches, langes Horn ist nach vorn in der Mitte befestigt und dient vorzüglich beim Ausruhen die Keule in die Erde zu stecken. Nur wenige Stämme am obern Ucayali und die Sensis am untern bedienen sich dieser furchtbaren Waffe, die in den dichten Wäldern etwas hinderlich ist. Das Schwert, Macana, wird, wie der Bogen, aus der festen Chunta gemacht. Dieses Holz ist tief schwarzbraun, sehr hart und schwer und wird zu allen Gegenständen, die große Dauer und Festigkeit erfordern, verwendet. Die Macana ist etwa 4 Fuß lang, 1 Zoll dick und 5 bis 6 Zoll breit und abgeflacht; nach hinten, wo der Handgriff ist, 3 Zoll breit und abgerundet; die beiden Kanten sind so scharf zugeschnitten, daß ihre Schärfe der eines geschliffenen Säbels nicht nachsteht. Der mit einer Schleife für die Hand versehene Griff und die hintere Hälfte der Waffe sind zierlich mit Bändern und Schnüren umwickelt; sie ist so schwer, daß zu deren Führung beide Hände nöthig sind. Ihre Form wechselt bei den verschiedenen Stämmen nur wenig, desto mehr die Länge; am kürzesten verfertigen sie die Remas, Sensis und Pirras, am längsten die Panos und Shipeos; ihr Gebrauch ist viel allgemeiner als der des Matusino und es giebt vielleicht kaum ein halbes Dutzend Stämme, unter denen die Castbos, denen sie unbekannt ist.

Außer diesen Offensivwaffen giebt es auch defensive, nämlich den Viche, einen sehr einfachen Schild von 1½ bis 2 Fuß im Durchmesser; er besteht aus einem starken Rahmen von Schlingpflanzen (Vejucos), über den eine Hirsch- oder Tapirhaut gespannt und mit Bindfaden befestigt wird; an der Innenseite sind zwei Handhaben für den Arm, aus Fell aufgenäht; der Rand ist mit bunten Federn verziert. Nur die sehr kriegerischen Stämme am obern Ucayali gebrauchen den Schild und er ist nicht viel weiter bekannt als die Keule.

Die Indianer aller dieser Stämme leben nur selten in Dörfern, meistens in vereinzelten Waldhütten; zuweilen bauen sie sich familienweise ihre Wohnungen und bilden so einen Weiler, so wie er sich aber vergrößert, so zieht ein Theil der Bewohner tiefer in den Wald. Die Hütten sind viereckig, wie längs des Huallaga bei den Remos und Shipeos, oder länglich rund, wie bei den Panos, oder ganz rund, wie bei den Simirinches des Pangoa; ihre Wände bestehen aus starken Baumstämmen, die durch Schlingpflanzen miteinander verbunden sind; das Dach aus Palmblättern auf einem Rohrgerippe; der Eingang wird auf der dem herrschenden Winde entgegengesetzten Seite offen gelassen und nur selten durch eine Thür geschützt. Eine höchst einfache Art von Hütten habe ich am Chanchamayo bei den Chunchos gesehen; sie glichen ganz einem offenen auf die Erde gestellten Regenschirme. Die einzige Wand, die auch zugleich das Dach bildete, bestand aus acht langen Rohren, die fächerförmig nach unten ausgebreitet, schief gegen die Erde standen und auf drei querliegende Baumstämme gebunden waren. Auf diesem einfachen Gerippe lagen der Länge nach die Blätter

des Omero, eines palmartigen Baumes. Eine in die Erde eingerammelte starke Stange reichte schief nach der Mitte der innern Seite der Wand, oder zwei schwächere nach den Seiten und dienten als Stützen dieses lockeren Baues. Je nach der Richtung des Windes wird auch die Hütte herumgedreht, die nur den an die geringsten Bequemlichkeiten gewohnten Naturmenschen ein genügendes Obdach geben kann.

Jede Indianerhütte steht isolirt von der andern und nur selten findet man eine, die im Innern in Gemächer abgetheilt wäre; freilich erlaubt es die geringe Größe kaum, da die wenigsten über 60 Quadratfuß Flächeninhalt haben. Wo der Hauptsitz eines Stammes ist, sind die Hütten im Umfange von einigen Meilen im Walde zerstreut und einzelne noch weiter als Vorposten vorgeschoben; man kann also nicht von Dörfern der wilden Indianer sprechen, sogar die der christlichen Indianer am Huallaga verdienen diesen Namen kaum, denn manches besteht nur aus drei bis vier Hütten und zählt kaum mehr als ein Dutzend Bewohner.

Eine Regierungsform ist bei vielen Indios bravos von Peru gänzlich unbekannt. Sprache, Sitten und Waffen vereinigen eine Anzahl Indianer zu einem Stamme, aber keine Bande der Unterthänigkeit oder des Gehorsams gegen eine freiwillig erwählte oder selbst aufgedrungene Obermacht; darin zeichnen sich besonders die Anwohner vom Perene und Pachitea aus; bei denen des untern Ucayali hingegen sind entweder die Aeltesten des Stammes oder die Tapfersten die öffentlich oder doch stillschweigend anerkannten Anführer. Achtung gegen das Alter herrscht nur bei einzelnen Stämmen, so bei den Setebos, Mayorhunas, Panos u. a., bei andern, wie bei den Campos, Cashibos und Chunchos, wer-

den die Greise todtgeschlagen. Sehr allgemein ist es, daß die Wilden von den Kriegsgefangenen die Alten immer sogleich tödten. Durch persönlichen Muth, Kühnheit und Selbstverläugnung bei heftigen Qualen kann der Einzelne eine ehrfurchtgebietende, unabhängige Stellung dem Stamme gegenüber erringen, oft sogar, wenn auch nur temporär, eine unumschränkte Herrschaft ausüben.

Die gesellschaftlichen Vereinigungen bei diesen Stämmen sind selten. Finster, in sich abgeschlossen und mißtrauisch, fühlt sich der Indianer am wohlsten im Kreise, den er sich selbst gebildet hat. Wenn aber die allgemeinen Interessen des Stammes in Anspruch genommen werden, dann vereinigt er sich mit seinen Genossen und steht für's Ganze ein. Die gewöhnlichsten Versammlungen sind die für lange Jagdstreifereien und für Kriegszüge. Die Abreise und die Heimkehr werden mit tumultuarischen Festen gefeiert, bei denen berauschende Getränke in ungeheurer Menge fließen. Sie werden am häufigsten aus Yucca oder den Früchten der Chunta, die sogenannte Mazato, oder andern Palmen bereitet. Auch in den entferntesten Wäldern, bei den isolirtesten Tribus, ist die Bereitung berauschender Getränke bekannt und es giebt gewiß in ganz Südamerika keinen Stamm, der nicht damit vertraut wäre. Wilde Tänze begleiten die gewöhnlich mit blutigem Gemetzel endenden Trinkgelage.

Die Heirathen werden bei den meisten Stämmen gesellschaftlich gefeiert, nur bei denen nicht, wo die Vielweiberei eingeführt ist; die Formeln, die dabei beobachtet werden, sind je nach den Nationen verschieden, bei einigen geschieht es unter sehr schmerzhaften Ceremonien für die Braut, bei andern mit langen Hunger- und Marterkuren für den Bräutigam. In

der Regel wählt sich der Indianer selbst sein Weib aus, bei mehreren Stämmen werden jedoch die Jungfrauen als Preis ausgesetzt und die jungen Männer müssen untereinander auf Leben und Tod für sie kämpfen; die alten Krieger sind Schiedsrichter und aus ihren Händen empfangen die Sieger die schwer errungenen Preise; so bei den Anwohnern des Rio de Santa Catalina. Bei diesen, so wie bei den meisten Tribus des westlichen Ucayali wird die Geburt des Kindes feierlich begangen; die Aeltesten des Stammes versammeln sich und empfangen das Kind, das zu wiederholten Malen angeblasen wird, um die Dämonen und Krankheiten von ihm zu vertreiben, dann erhält es den Namen eines Thieres und die Zeugen graben mit einem Holzstifte einige Hieroglyphen auf ein paar Blätter, die sorgsam aufbewahrt und beim Tode des Betreffenden neben ihn gelegt werden*). Die sonderbare Gewohnheit vieler brasilianischer Indianer, daß sich der Mann bei der Niederkunft seiner Frau in's Bett legt und sich ein paar Wochen verpflegen läßt, herrscht auch bei allen wenig kriegerischen Stämmen des Ucayali.

Die Todten werden in den Hütten begraben und die Angehörigen, nachdem sie ihren Schmerz durch Zerreißen der Kleider und ein dreimaliges Wehegeheul bezeugt haben, verlassen die Stätte und bauen sich in einer entfernten Gegend eine neue Wohnung; sie zerschlagen alles Hausgeräthe des Verstorbenen, beerdigen aber mit ihm seine Waffen und Ackergeräthe, in der Ueberzeugung, er werde sie an seinem künftigen Wohnorte wieder gebrauchen. Ein eigenthümlicher Gebrauch bei mehreren Stämmen ist der, daß der älteste Sohn

*) Don Pedro Beltran Diario etc. pag. 33.

seinem gestorbenen Vater ein Stück von der Ferse schneidet und als Heiligthum immer um seinen Hals trägt. Einige Nationen am Perene und Capanegua haben nicht einmal die den meisten wilden Völkern eigene Ehrfurcht vor den Todten, sondern werfen sie unbeerdigt zum Fraß der Raubthiere in den Wald!

Es ist uns nur wenig bekannt über die Religion der peruanischen Indios bravos; alle, ohne Ausnahme, glauben an die Existenz höherer Wesen, als sie sind und unterscheiden sie in gute und feindselige, beiden zollen sie Verehrung, den erstern aus Freude, den letztern aus Furcht. Jene sind wohlthätige, diese aber meist verderbenbringende Naturkräfte; sie finden daher am Himmel, in der Atmosphäre und auf der Erde die Gegenstände ihrer Anbetung. Gewisse Sternbilder sind ihnen freundliche Erscheinungen, während sie andere nur mit geheimem Grauen betrachten; die Sonne wird von Allen freudig verehrt, besonders von denjenigen, die in frühesten Zeiten mit dem Incareich in Verbindung standen, dem Monde hingegen zollen sie einen scheuen Tribut, wahrscheinlich weil sein blasses Licht schauerliche Bilder rings um sie in den düstern Wäldern malt, und weil ihnen seine Phasen in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind; Donner und Blitz schreiben sie dämonischen Einflüssen zu, eben so gewisse Winde, nämlich solche, die einen schädlichen Einfluß auf ihre Gesundheit haben, da sie über große Sümpfe streichen und die schweren Malarienschichten und giftigen Sumpfmiasma in entfernte Gegenden tragen. Aber nicht blos an die ihnen unerklärlichen Naturerscheinungen knüpfen sich ihre religiösen Betrachtungen, auch an die ganze sie umgebende Natur und auch hier treten immer wieder zwei unter einander feindselige

Principien auf, von denen das eine ihnen freundlich, das andere schädlich ist. Bei den Thieren des Waldes, bei den Pflanzen, den Steinen, überall sehen sie diese gutartigen oder dämonischen Kräfte, die sie durch einander gänzlich zerstören, oder die Wirkung der einen durch die der andern neutralisiren wollen; am meisten aber bei dem Menschen selbst, da, nach ihren Begriffen, jeder Gedanke, jede Handlung dem Einflusse einer der beiden Mächte folgt und eine Willensfreiheit nicht möglich ist. Wenn auch ein roher Materialismus diese Indianer befangen hält, so ist ihnen doch im Allgemeinen eine Verbindung des sinnlich Wahrnehmbaren mit etwas Höherem, außer der Sphäre der körperlichen Anschauung Liegenden, klar geworden. Was aber dieses letztere sei, dessen sind sie sich nicht bewußt und suchen auch nicht sich Rechenschaft darüber abzulegen, sie begnügen sich mit einem dunkeln Gegensatze des Sichtbaren und Unsichtbaren, aber noch in der sehr beschränkten Weise, daß sie allem Geistigen eine körperliche Hülle verleihen und die Gegenstände, mit denen sie am meisten in Berührung kommen, zum Sitze der unsichtbaren, ihnen wohlwollenden oder verderblichen Kräfte machen.

Keine aller dieser Nationen scheint noch zur Ueberzeugung gelangt zu sein, daß unabänderliche Gesetze die ganze Natur leiten und daß durch sie nur ein Wille waltet. Ueberhaupt ist ihnen die Idee an eine geistige Einheit ganz fremd und der Glaube an einen Gott unbekannt. Alle stimmen aber in dem Glauben an das Fortleben des Geistes nach dem Tode überein. Sie sehen den Körper des Gestorbenen regungslos daliegen und zuletzt in Moder zerfallen; haben also den klaren Beweis, daß die irdische Hülle nicht mehr als

Wohnsitz der Seele dienen kann; da sie sich aber nichts Geistiges als solches denken können, so schaffen sie ihren Todten für das neue Leben neue Körper. Bald glauben sie, daß sie schöne, vollkommene Menschen werden, bald aber hüllen sie dieselben in Thiergestalten ein; jeder wird dann, nach seinem Charakter während des Lebens, nach dem Tode ein ihm in seinem Naturell entsprechendes Thier. Die einzelnen Stämme unterscheiden sich im Glauben an die Art der Metamorphose sehr. Diejenigen, welche die Verstorbenen wieder als Menschen fortleben lassen, beerdigen sie mit Jagd- und Ackergeräthen; wo sie aber diese gebrauchen werden, ist ihnen unklar, und sie beantworten die Frage darauf in sehr verworrenen Ausdrücken: es sei ein schöner Ort, weit von ihren gewöhnlichen Wohnplätzen, aber er scheint nach ihren Begriffen doch auf Erden zu sein. Jene Stämme, welche an eine Thiermetamorphose glauben, haben die Ueberzeugung, daß die Todten in ihrer neuen Form die heimathlichen Wälder bewohnen und manche Unbill rächen werden, die sie während des Lebens empfangen haben. Diese Ansicht haben besonders die Bewohner des obern Ucayali und Pachitea.

Betrachten wir noch für einen Augenblick die wilden Indianer nach ihrer körperlichen Beschaffenheit. Sie theilen sich in zwei natürliche Gruppen: in die Bewohner der höher gelegenen, gebirgigen Montañas und in die des tiefern, heißen Flachlandes. Die erstern halten sich längs der östlichen Seite der die Flußgebiete des Huallaga und Ucayali scheidenden Gebirgskette auf, ferner am Flußgebiete des Chanchamayo, Perene und Apurimac (Iscuchanos). Sie sind ziemlich groß, eher schlank als untersetzt; die Gliedmaßen sind kräftig, Hände und Füße aber klein und die Spitze der letztern beim Gehen

sehr stark einwärts gebogen; der Kopf ist verhältnißmäßig groß und sehr starkknochig, die Stirne niedrig, das Auge klein und lebhaft, die Nase stark, eher spitz als abgeplattet, die Backenknochen springen wenig vor, der Mund ist nicht groß und die Lippen sind fein zugeschnitten, werden aber öfter durch Verzierungen verunstaltet; die Ohren sind klein, gerade das Gegentheil von denen der Indianer des Flachlandes, das spitzige Kinn ist nur spärlich mit Barthaaren besetzt, die erst im vorgerückten Alter erscheinen, an den Backen aber ganz fehlen. Das Haupthaar ist lang, stark, steif und glänzend schwarz, wird aber bei vielen Nationen gefärbt, bei den Chunchos roth, bei den Antis blau*). Die Haut ist fein, weich und duftig, ihre Farbe ein ziemlich intensives Rostbraun. Man braucht so allgemein, wenn man von der Farbe der südamerikanischen Indianer spricht, die Bezeichnung „kupferroth", ich finde diese jedoch sehr unpassend, denn es giebt gewiß keinen einzigen Stamm, auf den sie anwendbar wäre, da alle viel matter, mehr in's Braune oder Gelbliche ziehend, gefärbt sind. Der Ausdruck „rostbraun" scheint mir viel bezeichnender.

Die zweite natürliche Gruppe der wilden Indianer bewohnt die nördliche Hälfte der Pampa del Sacramento, die Ufer des Ucayali und Marañon. Sie sind kleiner als die erstern und gewissermaßen von vorn nach hinten abgeplattet, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, indem sie über die Schultern breit sind, aber einen flachen Brustkasten und tiefliegende Schulterblätter haben; die Extremitäten sind schmäch-

*) Das letztere nach Angabe von Fray Geronimo Leceta, was mir jedoch nicht wahrscheinlich scheint.

tig, die Hände ziemlich klein, die Fußsohlen breit und flach. Das Gesicht ist niedrig aber breit, die Augen weit geschlitzt, mit tiefliegendem Augapfel, die Nase etwas abgeplattet und häufig eingesattelt, mit großen schiefen Nasenlöchern; die Backenknochen sind vorstehend, aber mehr viereckig und abgeflacht als gewölbt, wodurch besonders das Gesicht breit erscheint, der weite Mund ist von starken Lippen eingeschlossen und bei einigen Stämmen auffallend nahe an die Nase gerückt; das Kinn ist klein und rund; die großen Ohren sind dünnknorplig und stehen weit vom Kopfe ab; Haar und Bart verhalten sich wie bei der ersten Gruppe. Die Hautfarbe variirt sehr, bei einigen ist sie hellrostbraun, bei andern waizengelb, der der Mongolen sehr ähnlich. Die Weiber aller dieser Stämme sind häßlich und entsprechen nicht einmal dem bescheidensten Bilde, das sich der Europäer von den Töchtern des Urwaldes entwirft. Sie werden sehr frühe alt und gebrechlich, da sie nicht blos die Pflichten des Weibes erfüllen, sondern auch den größten Theil der harten, sonst dem stärkern Manne obliegenden Arbeiten vollbringen müssen.

Es lassen sich weder politisch noch anthropologisch bestimmte Gränzen zwischen diesen beiden Gruppen ziehen, da sie in zahlreichen Abstufungen in einander verschmelzen. Die oben angeführten Charaktere treten daher auch nur bei wenigen Stämmen ganz rein auf. Wenn sich auch die Indianer eines Tribus nie Weiber von einem andern holen, so werden doch die Sclavinnen, die sie bei den fortwährenden Kriegszügen erobern, gewissermaßen in die Rechte einer Frau eingesetzt, ihre Kinder aber als Sclaven betrachtet; sie haben jedoch oft das Recht, sich mit den Angehörigen des

Stammes zu verheirathen, besonders wenn sie sich durch hervortretende körperliche Eigenschaften oder durch Tapferkeit auszeichnen, aber immer nur unter der Bedingung, daß sie die Sitten, den Cultus und die Sprache des neuen Stammes annehmen, wodurch eine gewisse Nationalität gesichert wird, die in der Körperbildung am Ende ganz verwischt. Es haben zu verschiedenen Zeiten bedeutende Wanderungen der wilden Indianerhorden in den Wäldern von Peru stattgefunden; zwar sind nur wenige geschichtliche Nachweise darüber bekannt, aber es finden sich sichere Belege im Charakter und der Körperbildung einiger Nationen am untern Ucayali; ich führe nur den schönen, kriegerischen Stamm der Sensis an, der jetzt die flachen, sumpfigen Ufer des Rio Maquea und die Playa de los Chorcados (der Strand der Erhängten) bevölkert, der einst aber gewiß die Montañas des Apurimac bewohnte, von wo er entweder freiwillig nach Norden wanderte oder dorthin verdrängt wurde. In der Gesichtsbildung, den Waffen und den Sitten stimmt er völlig mit den Anwohnern des Apurimac und Capanegua überein.

Ich habe nun in flüchtigen Umrissen den Menschen als Bewohner der Urwälder geschildert und will jetzt versuchen, ein Bild der Thierwelt dieser üppigreichen Gegenden zu entwerfen.

Ungleich der friedlichen Ruhe, welche sich über das animalische Leben der Hochebenen ausbreitet, erfüllt den Urwald ein steter Kampf des Stärkern gegen den Schwächern, des Listigen gegen den Sorglosen und unaufhörlich messen sich hier Kraft, Ueberlegung, Vorsicht und Instinkt. Bunte For-

men und Farben wechseln mit den mannigfaltigsten Tönen und bilden die sonderbarsten Kontraste; der goldbefiederte Colibri mit seinen wundervollen Farbenspiegelungen schwirrt leicht beschwingt über den schwarzgrauen, plumpen Tapir, und während in der blätterreichen Krone der uralten Bäume der muntere Sänger sein melodisches Lied anstimmt, brüllt an ihrem Fuße zwischen den mächtigen Wurzeln die mordsüchtige Onze nach Blut. Nur langsam gewöhnen sich Aug und Ohr an das scheinbar chaotische Gewirre, lernen das Einzelne im Ganzen unterscheiden und die flüchtig vorübereilenden Gestalten oder die fernher erschallenden Töne erkennen.

Die ganze Thierwelt ist hier im vollsten Maße vertreten und es wäre wohl schwierig, irgend einer Klasse den Vorzug zu geben; doch könnte vielleicht das buntbefiederte Heer der Vögel auch relativ am stärksten repräsentirt sein; auch die Zahl der Säugethiere ist bedeutend, zwar erscheinen sie seltener als die Vögel während des Tages dem Jäger, aber die Dämmerung lockt sie aus ihren Verstecken und dann treten sie mit überraschendem Uebergewichte auf. Wir wollen sie hier nach ihren natürlichen Ordnungen näher betrachten.

Zahlreiche Schaaren von Affen eilen schweigend, scheu um sich blickend oder unter kläglichem Geheule von Baum zu Baum; bald sind es magere Truppen von schwarzen Marimonda (Ateles) mit dünnen, langen Armen und rothbraunen Gesichtern, oder schwarzen, mit einem weißen Haarkreise umgebenen (A. marginatus Geoff.), der ihrer Physiognomie eine auffallende Aehnlichkeit mit einem alten Neger

verleiht, bald ist es eine schwerfällige Gesellschaft von silbergrauen Affen (Lagothrix Humboldtii Geoff.), die über die knackenden Aeste wegschreitet und sich einen Ruheplatz aussucht, wo sie unter dumpfem, halb unterdrücktem Geheule spielend, zankend oder schlafend einen Theil des Tages zubringt. Diese Affen sind die größten in Südamerika und erreichen eine Höhe von fast 3 Fuß; sie sind dreist, bösartig, frech und setzen sich, wenn sie verwundet zur Erde fallen, wüthend gegen den Jäger zur Wehr; oft stößt bei diesem Zweikampfe der angeschossene Affe einen gellenden Ruf aus, und sogleich schicken sich seine entfliehenden Gefährten an von den Bäumen niederzusteigen und dem hartbedrängten Freunde zu Hülfe zu eilen; aber ein zweiter Schrei, kurz, dumpf, kläglich, ein Schrei des Todeskampfes, treibt sie augenblicklich wieder zurück und alle zerstreuen sich in wilder Flucht. Durch die stillen Wälder läßt der träge Brüllaffe sein melancholisches, schauerliches, weit hallendes Geschrei ertönen, das zu den abenteuerlichsten Erzählungen Stoff gegeben hat. Die schlauen Sayus nähern sich gerne den menschlichen Wohnungen, um dort mit unglaublicher Behendigkeit die Maisfelder zu plündern; die weichlichen, seidenhaarigen, vor jedem kalten Lüftchen oder Regenschauer erzitternden Seidenaffen verkriechen sich beim leisesten ungewohnten Geräusche in das dichteste Laubwerk und blicken mit ihren lebhaften Augen scheu nach der drohenden Gefahr.

Nach Sonnenuntergang durchschwirren unheimliche Fledermäuse Feld und Wald nach allen Richtungen und jagen gierig nach den Insekten, die auch erst mit der Dämmerung zu ihrer Thätigkeit erwachen; einige von ihnen zeichnen sich

durch ihre Größe aus, denn sie erreichen eine Flugweite von fast 2 Fuß (Phyllostoma hastatum Geoff.), andere aber durch ihre Häßlichkeit und ihre ekelhafte Lebensweise (Molossus); diese wählen alte Baumstämme, Felsenritzen oder Höhlen zu ihrem Aufenthalte und klammern sich dort während des Tages kettenförmig zu großen Knäueln aneinander, die sich erst bei einbrechender Nacht entwirren; von diesen zusammengeketteten Ballen tröpfelt beständig eine schwärzliche, ekelhafte Feuchtigkeit, durch Drüsen am Halse der Männchen abgesondert, auf die Erde und bildet im feuchten Boden Lacken, die einen unerträglichen Geruch ausdünsten. Zudringlich im höchsten Grade fliegen sie in die Hütten und beläſtigen allnächtlich die Bewohner, die sich weder durch Feuer noch durch Rauch oder andere Schutzmittel von ihnen befreien können, bis die Mitternachtsstunde sie von selbst in ihre Nachtquartiere treibt. Nicht weniger feindselig sind die blutsaugenden Blattnasen (Phyllostoma), die ihre Angriffe auf Thiere und Menschen richten. Mit halbgeöffneten Flügeln setzen sie auf den zum Saugen auserwählten Punkt die Schnautze an und reiben mit ihr, als ob sie die Haut wegschaben wollten, so lange, bis die feinen, scharfen Zähne die äußere Bedeckung durchritzt haben; dann ziehen sie die Flügel dicht an den Leib, strecken sich aus und saugen sich mit den napfförmigen, in zwei kleinen Reihen unter spitzem Winkel an der Schnautzspitze zusammenstoßenden Wärzchen der Unterlippe fest an und schlürfen das Blut aus der angestochenen Hautader, wobei sie eine der Länge nach leicht rutschende Bewegung machen, ähnlich dem wellenförmigen Winden der Blutegel. Das von vielen Reisenden angegebene Fächeln mit den Flügeln habe

ich nie bemerkt. Die glatthaarigen Hausthiere haben besonders von diesen blutsaugenden Fledermäusen zu leiden und viele erliegen ihren nächtlichen Angriffen aus Erschlaffung durch die oft wiederholten Blutentziehungen. Die Fledermaus selbst saugt zwar nur wenige Unzen Blutes; wenn sie aber gesättigt zur Erde fällt oder wegfliegt, so blutet die Wunde noch lange nach und oft findet man die Thiere am Morgen mit dicken, schwarzrothen Krusten bedeckt. Eines meiner Maulthiere, auf dem alle Abende mehrere gierige Blattnasen ihren Blutdurst stillten, konnte ich nur vom Erschöpfungstode retten, indem ich ihm alle fünf bis sechs Tage den Rücken mit einer flüssigen Salbe aus Kampferspiritus, Seife und Steinöl einrieb; gegen den scharfen, widrigen Geruch hatten die Blutsauger eine solche Abneigung, daß sich keine mehr an das Maulthier getrauten. Diese Fledermäuse sind eine Hauptursache, daß in den Plantagen der Wälder keine Lastthiere und nur sehr selten Rindvieh gehalten wird. Es ist schon viel darüber gestritten worden, ob die Blattnasen auch mit ihren blutigen Angriffen an Menschen sich wagen; mehrere Reisende haben es verneint, ich kann es aber mit Bestimmtheit versichern, denn es ist mir ein Beispiel bekannt, wie eine Fledermaus (Ph. erythromos Tsch.) sich auf die Nase eines, in einem Plantagenhofe liegenden, betrunkenen Indianers setzte und sich so voll Blut sog, daß sie nicht mehr wegfliegen konnte; der kleinen Verwundung folgte eine sehr heftige Entzündung und Geschwulst, die den Kopf des Cholo zum Unkenntlichen entstellte.

Viele Raubthiere, unter denen einige von furchtbarer Stärke und Wildheit, richten in den Wäldern unter der

übrigen Thierwelt große Verwüstungen an. In den höher gelegenen Montañas haust der schwarze Bär (U. frugilegus Tsch.), der, fast eben so wild als sein Verwandter in den Cordilleras, häufig seine Angriffe auf die Maisfelder der Indianer richtet; dort bricht er die grünen Stengel mit den milchigen Kolben ab und schleppt sie bürdenweise nach seiner Höhle. Oft passen ihm die Indianer auf und jagen ihm seine Bürde wieder ab, indem sie ihn mit Knüppeln so lange schlagen, bis er den Mais wieder fahren läßt und sie verfolgt; dann zerstreuen sie sich, und während einer, den er am heftigsten verfolgt, auf einem Umwege nach den Hütten läuft, raffen die Uebrigen das geraubte Gut zusammen und bringen es in Sicherheit. Wenn dieser Bär keine vegetabilische Nahrung, die vorzüglich in den Früchten einer Pandanea (Phytelephas) bestehet, findet, so stellt er den Rehen und Waldschweinen nach, zerreißt die zum Drehen der Walzen in den Zuckermühlen bestimmten Ochsen und fällt auch vereinzelte Reisende an. Die lebhaften Nasenthiere rennen schaarenweise durch die tiefern Wälder, bald versammeln sie sich um die Baumwurzeln und scharren emsig nach Insektenlarven, bald klettern sie leichtfüßig an Busch und Baum, um nach Vogelnestern zu spüren und die Eier und Jungen zu fressen. Mit monotonem Heulen, nicht unähnlich dem vieler Hunde in mondhellen Nächten, kündet der gelbbrustige Vielfraß (Galictis barbara Wieg.), der Omeyro der Indianer, seine Nähe an, und scheu fliehen dann die Vögel und kleinen Thiere, die er nur erwürgt, um ihnen das Blut auszusaugen. Furchtbar vor Allen sind die Katzenarten, blutdürstige und schlaue Feinde der Mitbewohner des Waldes. Der flecken-

lose, schwarzgraue Yaguarundi, nicht viel größer als die europäische wilde Katze, verfolgt alle Arten von Vögeln, besonders die Tauben, Rebbhühner und Penelopen. Der tapfere Oscollo mit dem braungelben Felle, auf dem dunkelbraune, volle Flecken in regelmäßigen Reihen sitzen (F. celidogaster Tem.), der stärkere Uturunca, dessen braunrother Rücken mit kettenförmigen Ringen, Gesicht und Nacken mit schwarzen Linien geziert sind (F. pardalis L.), und die langschwänzige gelblich graue Tigerkatze (F. macrourura Pr. M.) lauern auf die leicht zu überwältigenden Säugethiere, wie Rehe, Affen ꝛc., wagen sich aber auch an größere und fallen in die Plantagenhöfe ein, wo sie Hunde und Federvieh tödten. Der mähnenlose, einfarbige Löwe, die Puma, durchstreift die obern Waldregionen, wo er ein fast unbestrittenes Jagdrevier hat; er ist stark und muthig, wenn er sich einem Feinde gegenüber sieht, der sich nur schwach vertheidigen kann; daher wagt er sich an Pferde, Maulthiere und Esel und reißt ihnen große Stücke Fleisch von den Rippen oder Lenden, greift aber wohl nie die Ochsen an. Den Menschen scheut er und nimmt auch vor den unbewaffneten Indianern im Walde die Flucht. Ich habe mit feinem Schrote auf eine sehr große Puma geschossen, die sogleich unter lautem Gebrülle und in ungeheuern Sätzen entfloh. Schwer verwundet und hart in die Enge getrieben setzt sie sich zu einer verzweifelnden Gegenwehr und tödtet zuweilen den Jäger. Sie erreicht eine Länge von 4 und eine Höhe von mehr als 2 Fuß. ‚Viel furchtbarer als alle diese Katzen ist die blutdürstige Onze *), sowohl durch ihre Stärke als ihren wüthenden

*) Von den Indianern Chaqué chinca, die schwarze Varietät Yana chinca, von den Spaniern Tigre oder Yaguar genannt.

Muth. Alle tiefen Montañas, besonders die mit ausgedehnten Pajonales, sind von ihr bewohnt, aber doch wählt sie gerne ihren Aufenthalt in der Nähe von Dörfern oder Plantagen und verbreitet Furcht und Schrecken unter den Einwohnern, denn allnächtlich umkreist sie die Wohnungen und entführt Hunde, Schweine und nicht selten auch Menschen. Einem bekannten Engländer, der sich in den Montañas des nördlichen Peru angesiedelt hat, wurde während meiner Anwesenheit in der Sierra von einer Onze des Nachts die Thüre der Hütte eingestoßen und ein zehnjähriger Knabe aus der Hängematte weggenommen und verzehrt. Weit entfernt, sich vor den Menschen zu fürchten, stürzt sie sich auf den Einzelnen und scheut sich, vom Hunger getrieben, nicht am Tage in die Walddörfer zu schleichen, um dort ihre Nahrung zu holen, und läßt sich dann die einmal ergriffene Beute nur schwer wieder abjagen. In der Montaña von Vitoc kam ein höchst komisches Beispiel davon vor. Ein Indianer hörte in der Nacht sein einziges Schwein sehr kläglich schreien; er ging hinaus, um nachzusehen und traf eine Onze, die es beim Kopfe gepackt hatte und eben wegschleppen wollte; der Cholo, der sein theuer erkauftes Eigenthum nicht gerne verlieren mochte, sprang hinzu und ergriff das Schwein bei den Hinterfüßen, um es dem Raubthiere streitig zu machen; lange dauerte dieses sonderbare Ringen, die Onze, mit ihren durch die dunkle Nacht glühenden Augen, zerrte beim Kopfe, der uneingeschüchterte Indianer bei den Beinen, bis die Weiber mit Feuerbränden aus der Hütte herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich langsam und unter fürchterlichem Gebrülle nach dem Walde zurückzog. Im Allgemeinen ist die Furcht der Indianer vor diesen Thieren

sehr groß, und selten wagen sie sich allein in die von ihnen bewohnten Wälder; nur die Onzenjäger gehen, mit langen Spießen bewaffnet, ohne Begleitung, auf den Jaguar los und stechen ihn todt, denn ruhig erwartet dieser den Jäger und läßt ihn auf wenige Schritte nahe kommen, ohne im mindesten Anstalt zur Flucht oder zum Angriffe zu machen; wenn aber der mächtige Stoß nicht sogleich den Sitz des Lebens trifft, so wird der Indianer in der Regel ein Opfer seines kühnen Unternehmens; ehe er noch an eine Vertheidigung denken kann, hat ihn das verwundete Raubthier zerfleischt. Gewöhnlich versammeln sich die Dorfbewohner mit ihren Hunden zu gemeinschaftlichen Jagden, treiben die Onzen in die Enge, besonders auf Bäume, und erlegen sie mit ihren langen Pfeilen oder dem Blasrohre. Nur in wenigen Gegenden werden ihnen Druckfallen gelegt, oder große Löcher gegraben, in deren Mitte ein spitzer Pfahl eingerammelt ist und die mit Baumästen und Zweigen bedeckt sind, auf denen der Köder liegt. Die Onzen sind übrigens zu schlau, als daß sie sich leicht in Fallen fangen würden, und nur vom größten Hunger getrieben wagen sie sich an die Lockspeise, wie sie überhaupt in diesem Zustande in eine wüthende Raserei verfallen und auch die offenste Gefahr nicht scheuen, um sich Nahrung zu verschaffen. In einzelnen Gegenden haben sie sich so sehr vermehrt und den Eingebornen solchen Schaden zugefügt, daß sich diese gezwungen sahen, auszuwandern und sich an weniger gefährlichen Orten anzusiedeln. Ich führe hier nur die Quebrada von Mayunmarca an, in der Montaña von Huanta in der Nähe des Weges nach Anco. Dort war früher das Dörfchen Mayunmarca; schon seit mehr als hundert Jahren ist es verlassen, weil die Ja-

guar jährlich die Bewohner decimirten; und immer noch ist diese Quebrada so berüchtigt, daß sich nie ein einzelner Indianer hinein wagen würde.

Es gibt auch eine schwarze, irrigerweise von Mehrern als eigene Art betrachtete, Varietät von Onzen; sie hat durchaus die nämlichen Zeichnungen, wie der gewöhnliche Jaguar, nur ist die Grundfarbe dunkel schwarzbraun, wodurch die ganz schwarzen Flecken undeutlicher werden. Am untern Ucayali und dem Marañon trifft man diese schwarze Abart häufiger als in den höhern Wäldern; auch in den Montañas von Huanta und Urubamba ist sie nicht selten; sie soll in der Regel größer, stärker und dreister als die helle Art sein, auch habe ich wirklich mehrere schwarze Felle gesehen, die die gewöhnliche Länge übertrafen; specifische Unterschiede sind aber durchaus nicht nachzuweisen. Der Aberglaube der Indianer, der jeder von der Regel abweichenden Erscheinung auch außerordentliche Kräfte zuschreibt, hat auch der schwarzen Onze hervorstehende Eigenschaften beigelegt. In der Religion einiger Stämme spielt die Yana chinca eine große Rolle.

Wenden wir uns von diesem Schrecken des Urwaldes zu den friedlichen Bewohnern jener düstern Regionen. In hohlen Baumstämmen oder unter ihren bogenförmig gewölbten Wurzeln treffen wir die lichtscheuen Beutelthiere; ruhig verhalten sie sich in ihren finstern Löchern, bis die Sonne sich unter dem Horizonte verbirgt, dann schlüpfen sie heraus und spüren nach Insekten und Früchten; neugierig und zudringlich kommen sie bis in die schlecht verwahrten Hütten, durchsuchen jeden Winkel, beschnobern die schlafenden Bewohner, laufen ihnen über Gesicht und Körper

(Did. impavida und noctivaga Tsch.) und fangen sich zuletzt fast unfehlbar in Fallen, auf die ein Stück Bananen oder Ananas als Köder hingelegt ist. Die hohen Therebintinaceen, mit wallnußähnlichen Früchten, sind von rothen und schwarzen Eichhörnchen bevölkert, die mit ihren muntern Sprüngen dem Europäer recht lebhaft das Bild der heimathlichen Wälder vorführen. Mannigfaltige Mäuse, von der kleinen, kaum einen Zoll langen Baummaus (Drymomys parvulus Tsch.) bis zur großen garstigen Stachelratte (Echinomys leptosoma Wagn.), verbreiten sich durch alle Montañas und halten sich am liebsten in der Nähe des Menschen auf, bei dem ste sich bald einbürgern, ihm aber, immer feindselig, die mühevoll gesammelte Ernte zerstören und auch hier in diesen entlegenen Gegenden zur Plage werden. Es ist auffallend, wie gewisse Thiere fast untrennbar vom Menschen sind und sich überall, wo immer er sich ansiedeln mag, bei ihm sich einfinden oder ihm folgen; zu diesen gehören die Mäuse; an der Küste sind es andere als im Gebirge und in den Wäldern wieder verschiedene, aber überall verlassen sie ihren ursprünglichen Aufenthaltsort und vertauschen ihn mit den menschlichen Wohnungen. Wie die Mäuse und Ratten an den eingesammelten Früchten Schaden anrichten, so zerstören die Agutis die noch im Felde stehenden. Nur selten trifft man diese scheuen Thiere in den dichten Wäldern, desto häufiger an deren Saume bei den Chacras der Indianer. Kurz vor Sonnenuntergang verlassen sie das Gebüsch und laufen vorsichtig in die Mais-, Yucca- und Ananasfelder, wo sie die Wurzeln ausgraben und die Früchte anfressen, aber beim leisesten Geräusche sich eiligst in ihre Schlupfwinkel zurückziehen.

Tiefer in den Wäldern hingegen hört man in den Mitternachtsstunden den einförmigen Ruf des Faulthieres in einem langgezogenen I und einem kurzen, seufzenden A. Ein Symbol des größten Lebensüberdrusses, der trostlosesten Unbeholfenheit und der stupidesten Ruhe klammert dieses Jammerbild fest an seinem fast entlaubten Aste, schutz- und wehrlos jedem seiner Feinde preisgegeben. Durch den schuppigen Gürtelpanzer besser vertheidigt, scharrt der Armadill gegen Abend tiefe Löcher in die Erde, um nach Insektenlarven zu spüren, oder er wagt sich aus dem Wald hervor und besucht die Yuccafelder, wo er die wohlschmeckenden Wurzeln ausgräbt. Der lang geschwänzte, dicht behaarte Ameisenbär wühlt unter freudigem Grunzen mit seinen stark gekrümmten, langen Nägeln die Ameisenhaufen auf, reckt die walzenförmige, elastische, klebrige Zunge in die wimmelnde Schaar und zieht sie mit den zappelnden Insekten dicht bedeckt wieder zurück.

Im weichen Moorgrunde, oder in den schattigen, feuchten Waldwinkeln ruht, während der Hitze des Tages, der schwerfällige Tapir; wenn aber die erfrischende Kühle des Abends eintritt, geht er zu den sumpfigen Flüssen, wo er seine Gefährten findet, wälzt sich im Schlamme, durchstreift mit ihnen den Wald, reißt die zarten Zweige von den Büschen oder weidet in den mit hohen Gräsern dicht bewachsenen Pajonales. Zuweilen zieht eine solche Schaar aus den Wäldern auf die bebauten Felder der Indianer, eine tiefe Furche von ihren breiten Fährten zurücklassend, und zertritt alle Pflanzen oder frißt sie an; besonders verderblich ist ein solcher Besuch für die Cocafelder, denn die Tapire lieben sehr die wohlschmeckenden Blätter der niedrigen Bäumchen und

zerstören daher oft in einer Nacht ein durch jahrelange Arbeit mühevoll angelegtes Cocafeld.

Rudel von Nabelschweinen durchkreuzen, mit halb unterdrücktem Grunzen, die flachen Montañas und jagen sich gegenseitig die aufgefundene Nahrung ab. Werden sie vom Jäger angegriffen, so wendet sich die ganze Schaar wüthend gegen ihn und nur das schleunige Erklettern eines Baumes kann ihn ihrem Grimm entziehen; dann aber umkreisen sie zischend und grunzend den Stamm und wühlen an seinen Wurzeln, als ob sie ihn umstürzen wollten, um so ihren Feind doch noch zu erreichen. Vereinzelt leben die rothen Hirsche in dem dichtesten Buschwerk, um sich den gierigen Blicken der lüsternen Onze zu entziehen; flüchtig enteilen sie gegen Abend ihren Verstecken und wagen sich oft über den Saum der Wälder in die Maisfelder der Plantagen, wo sie bis tief in die Nacht verweilen.

Den nämlichen Gegensätzen, sogar in noch bunterer Abwechselung, begegnen wir bei dem unzählbaren Heere der Vögel, das die dichte Walddecke bevölkert. Auf den höchsten Bäumen oder an vereinzelten Felsen horsten die Adler, Weihen und Falken, von denen der furchtbarste, durch seine Kühnheit und Stärke (Morphnus harpyia Cab.), sich auf die größten Thiere stürzt und den Kampf mit keinem der Waldbewohner scheut. Mit leisem Flügelschlage durchfliegen die Eulen (Noctua, Scops, Strix) und Ziegenmelker (Caprimulgus, Hydropsalis, Chordiles) ihr Revier, um ihre Beute im Schlafe zu überraschen. In den bergigen Montañas erfüllt der schwarze Ochsenvogel (Cephalopterus ornatus Geoff.), der Toropishu der Indianer, den Wald mit seinem dumpfen, dem entfernten Brüllen eines Stieres ähn-

lichen Geschrei, wobei er den mit einem großen Federbusch gezierten Kopf taktmäßig zurückwirft. Die nämlichen Gegenden bewohnt der Tunqui*), der, von der Größe eines Hahns, auf dem ganzen Körper hochroth, an den Flügeln aber schwarz ist; sein Scheitel ist ebenfalls mit einem sehr schönen rothen Federbusch geziert, unter dem sich der orangengelbe Schnabel in leichter Krümmung hervorbiegt. Er lebt meistens gesellschaftlich in dicht verschlungenen Gebüschen, oder auf den Cinchonenbäumen, deren Früchte einen Theil seiner Nahrung ausmachen. Sein widerliches, scharfes Geschrei gleicht dem Grunzen des Schweines und bildet den auffallendsten Contrast mit dem glänzenden Gefieder. Zahllose Fliegenschnäpper und Würger (Muscicapidæ und Laniadæ), mit ihrem mannigfaltigen, schneidenden oder harmonischen Gesange, wiegen sich auf Baum und Busch, lauern auf die vorbeifliegenden Insekten und haschen sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Die körnerfressenden Finken zwitschern in den Kronen der höchsten Bäume, der Flinte des Jägers unerreichbar; sie zeichnen sich, wie die mehr auf dem niedrigen Gebüsche lebenden Schmuckvögel (Ampelidæ), durch die lebhaften, fast blendenden Farben ihres Gefieders aus**), die zwar nicht

---

*) **Rupicola peruviana Ch. Dum.** Das Weibchen ist röthlich braun und wird von den Eingebornen Tunqui mulato, das Männchen Tunqui colorado genannt. In einigen Montañas heißt der **Cephalopterus ornatus** Yana Tunqui. Die Indianer haben also die große Verwandtschaft dieser Vögel, die auch wirklich naturhistorisch zu einer Familie (Ampelidæ) gehören, durch die Benennung sehr richtig angedeutet.

) **Procnopis atrocærulea und argentea Tsch. Callospiza tatao Cab. C. yeni Cab. C. pulchra Tsch. C. xanthocephala Tsch. C. cyanicollis Cab. Phœnisoma bivittata Tsch. Saltator Riefferi.

durch den Reflex des Lichtes gehoben werden, aber um so brennender den Vogel schmücken. In bescheidenem zimmetbraunem Kleide, mit schwärzlich olivenfarbenem Kopfe und Nacken, singt im dichten Urwalde der Organista*) sein bezaubernd schönes Lied, gewöhnlich als Vorbote eines nahenden Ungewitters. Die weichen, fast melancholischen Klänge, mit einer eigenthümlichen Klarheit in den mannigfaltigsten Variationen spielend, treffen das Ohr des überraschten Wanderers, der, wie durch unsichtbare Macht gefesselt, diese wundervollen Töne auffaugt und die drohende Gefahr des nahenden Gewittersturmes vergißt. An den alten morschen Stämmen laufen die geschäftigen Baumläufer**) und die bunten Spechte auf und ab und holen sich mit ihren spitzigen Schnäbeln die Insekten unter der losen Rinde hervor, oder locken sie durch lautes Klopfen aus ihren finstern Verstecken. Während der rothschwänzige Töpfervogel (Opetiorhynchus ruficaudus Pr. Max.) seine backofenförmige Wohnung fest aus Letten baut, als sollte sie von ewiger Dauer sein, hängen die Beutelstaare***) ihre sackförmigen, oft 4 bis 5 Schuh langen Nester an dünne Aeste, wo sie der leiseste

---

G. R. Gray. Ampelis elegans Tsch. A. viridis Orb. A. mayana Lin. u. s. w.

*) Die von so vielen Reisenden erwähnten Organista von Peru, Brasilien, Guyana ꝛc. gehören alle zur Familie der Troglodytinæ, zu den beiden Genera Troglodytes Vieill. und Cyphorhinus Cab. Der peruanische „Organista", von dem hier gesprochen wird, ist der Troglodytes leucophrys Tsch. Consp. Avium n⁰ 118. In Guyana scheint es der Cyphorhinus carinatus Cab. zu sein.

**) Xenops, Anabates, Dendrocolaptes und viele Arten von Capito und Picus.

***) Verschiedene Arten von Cassicus und Icterus.

Windhauch hin- und herschaukelt. Wie ein blendender, rasch vorüberschießender Farbenstrahl erscheinen und verschwinden die glänzenden Colibri, oder umsumsen, fast wie das farbige Rädchen eines Feuerwerkes, die Blüthen, aus denen sie Honig saugen. Alles, was an Farbenpracht zusammengestellt werden kann, vereinigt der goldschwänzige Fliegenvogel (Trochilus chrysurus Cuv.), der die heißen Urwälder flieht und sich mehr in der reinern Luft der die Ceja umgürtenden Montañas aufhält. Nicht weniger glänzend als diese kleinen Honigsauger, aber schwerfällig und groß, sitzt der einsame Seidenkukuk (Trogon heliothrix Tsch.) im dichtesten Laubwerk, aus dem sein sanftrosafarbener Leib wie eine schöne Blüthe herausschimmert. Mit gellendem Geschrei verkünden schon beim ersten Betreten der Montañas die gefräßigen Chuquimbis*) ihre Nähe dem Wanderer und begleiten ihn in mannigfaltigen Abänderungen bis in den dichten Urwald; dort findet er auch den ihnen verwandten Dios te de**), der bei seinem bedeutungsvollen Rufe jedesmal den Kopf mit dem ungeheuern Schnabel auf den Nacken zurückwirft und den dunkeln Körper wiegt. Die Indianer, die so gerne an die ganze sie umgebende Natur etwas Geheimnißvolles anknüpfen, behaupten, den Jäger werde immer großes Unglück treffen, wenn er diese Vögel erlege, während sie den Namen Gottes (Dios) aussprechen. Lange Züge von grünen Papageien erfüllen mit tumultuarischem

*) Arten von Pteroglossus. Die, welche man am höchsten in den Montañas trifft, sind der Pt. atrogularis Sturm, Pt. cæruleo cinctus Tsch. (Aulacorhynchus Orb.) und Pt. Derbianus Gould.

**) Dios te de heißt „Gott möge es dir geben" und drückt so ziemlich genau den Ruf der meisten Pfefferfresser aus.

Geschrei die Luft und stürzen sich auf die mit Blüthen oder reifen Früchten bedeckten Bäume, die sie kreischend und zankend bald ihres Schmuckes entblößen. Besonders interessant ist eine Art dieser Vögel (Ps. mercenarius Tsch.) durch ihre regelmäßigen Wanderungen; denn alle Morgen zieht sie aus den höhern Waldregionen, in großen, wohlgeordneten Schaaren, nach den tiefern, bringt dort den Tag zu und kehrt eben so regelmäßig vor Sonnenuntergang zu ihren Schlafstellen zurück. Jahr aus Jahr ein verlassen diese Papageien täglich zur nämlichen Stunde ihr Nachtquartier und beziehen es eben so pünktlich, fast zur nämlichen Minute, einen Tag wie den andern. Die Eingebornen nennen sie dieser Gewohnheit wegen die „Tagelöhner", Jornalero. Oft ertönen aus dem tiefen Waldesgrunde menschenähnliche Stimmen und der überraschte Jäger glaubt sich in der Nähe seiner Gefährten, oder von feindlichen Indianern; gespannt horcht er den Klängen, und erst nach längerem Lauschen und wenn er mit den mannigfaltigen Tönen der Waldbewohner vertraut ist, erkennt er sie als den melancholischen Ruf von Waldtauben (C. infuscata Licht. C. melancholica Tsch.). Nicht weniger unheimlich ist das spöttische, schauerlich durch die düstere Wildniß hallende Lachen anderer kleinerer Tauben. Wenn der Tag zur Neige geht, so versammeln sich schaarenweise die fasanartigen Hachahuallpas*) und rufen mit einem deutlichen Ven acá, Ven acá! (komm her, komm her!) die entfernten Gefährten auf einen niedrigen Baum zusammen, wo sie gemeinschaftlich die Nacht zubringen, um beim ersten Erscheinen des Morgens ch unter lautem Kreischen zu tren-

*) Mehrere Arten von Penelope.

nen. Die scheuen Hoccos, die klugen Pauxi und die umsichtigen Pavas, alle zur Familie der Waldhühner gehörend, bevölkern die dichtverschlungenen Wälder der Höhe oder die tiefer gelegenen hochstämmigen Forste.

Aber nicht allein die Bäume sind vom zahlreichen Volke der Vögel bewohnt; auch auf der Erde sind mannigfaltige Arten, die sich nie auf die Aeste emporschwingen, sondern zwischen abgefallenem Laube und Wurzeln ihre Nester bauen und mehr der Schnelligkeit ihrer Füße als der Kraft ihrer Flügel vertrauen. Hier findet man die fetten Turcassas, Lauftauben, von reichen schillernden Farben, die hübsch gesprenkelten Zahnhühner (Odontophorus speciosus Tsch. u. A.) und die kurzschwänzigen Grashühner *), deren weißes Fleisch ein leckeres Gericht abgiebt. In den ausgedehnten Sümpfen und an den schlammigen Ufern der Flüsse waden der storchähnliche Yaribu (Mycteria americana L.), mit nacktem, schwarzem, von einer hochrothen Binde umgebenem Halse, der rosenrothe Löffler (Platalea ajaja L.), mit seinem breiten, scheibenartig erweiterten Schnabel, der nach Fischen lüsterne Nimmersatt (Tantalus loculator L.), krummschnabelige Schnepfen (Rhynchoea Hilærea Val.), bunte Kraniche und Regenpfeiffer, Rallen und Schnarren, sogar Meerschwalben **) verirren sich bis hoch hinauf in die Waldregion. In den Flüssen selbst leben Enten, die sich auf den Wellen von den Anden hinuntertragen lassen oder in großen Zügen von den Binnenseen Brasiliens herüberfliegen.

Von den in den peruanischen Urwäldern lebenden Am-

*) Sieben Arten von Crypturus.

**) Sterna erythrorhynchos Prinz Max. St. magnirostris Licht.

phibien gewährt nur die große Flußschildkröte (Hydraspis expansa Fitz.) einigen Nutzen durch die Eier, die sie in den sandigen Flußufern verscharrt, aus denen die Indianer Oel bereiten, und durch ihr wohlschmeckendes Fleisch; die übrigen alle verbreiten Schrecken und Furcht, oder doch wenigstens ein heimliches Grauen. Auf dem heißen Sande der Flußufer liegen, in langen Reihen hingestreckt, fast wie knorrige Wurzeln alter Bäume aussehend, die trägen Caiman *) mit weit geöffnetem Rachen, den sie nur schließen, um die unzähligen Fliegen, die sich ihnen auf die Zunge und in den Gaumen setzen, zu verschlingen; ihrer Unbeholfenheit auf dem Lande verdanken es die Eingebornen, daß diese Thiere nicht zu den gefährlichsten Feinden der Wälder werden; im Wasser ist ihre Schnelligkeit und Kühnheit furchtbar. Nicht groß ist die Zahl der Eidechsen, auch erreichen sie hier keine so bedeutende Größe als in andern Aequatorialgegenden und sind nur durch ihr langsames Schleichen oder ihr unvermuthetes Vorbeihuschen oder durch ihre abenteuerlichen Gestalten unangenehm und können blos den Neuling in den Wäldern erschrecken. Ernstlichere Gefahren rufen aber die Schlangen hervor und schon vor ihrem Anblicke in der Entfernung weicht der Wanderer scheu zurück, denn nur selten kann er im ersten Momente entscheiden, ob sie zu den giftigen oder unschädlichen gehören. Durch zahlreiche Unglücksfälle, deren Erzählung den angebornen Abscheu gegen diese Thiere noch erhöht, gewarnt, sucht er sich ihrer beim Zusammentreffen durch einen schnellen Angriff zu bemächtigen oder durch einen schleunigen Rückzug sich ihrem sehr verderblichen Bereiche zu entziehen, aber nicht

*) Champsa fissipes, sclerops et nigra Wagl.

immer ist er so glücklich, den Feind zu sehen, und unvermuthet trifft ihn der empfindliche Biß, der sein Leben in hohem Grade gefährdet, oft einen fast augenblicklichen Tod zur Folge hat oder ihn doch mit banger Sorge erfüllt, bis er die Ueberzeugung erlangt hat, daß die Schlange nicht giftig war. In den dicht belaubten Wäldern, wo die abgefallenen Baumblätter hohe Schichten von Moder bilden und der Fuß des Jägers bei jedem Schritte tief einsinkt und die halbverfaulten Laublagen aufrüttelt, wird vorzüglich die Brut dieser schädlichen Amphibien ausgeheckt, deren schnelle Entwickelung die feuchten, aber dampfend heißen Moderschichten in hohem Grade begünstigen. Wenn sie und so viele andere nicht minder unheimliche Geschöpfe aus ihrer Ruhe aufgescheucht werden, so rächen sie mit ihrem verderblichen Bisse die unerwartete Störung und überglücklich kann sich der auf diesen verrätherischen Boden gerathene Jäger schätzen, wenn er unverwundet seinen Rückzug bewerkstelligen kann. Aber nicht blos an diesen von der Natur vorzüglich zum Aufenthalte giftigen Gewürmes angewiesenen Stellen leben die Schlangen, zwischen den Wurzeln großer Bäume, in dem dicht mit Lianen verwobenen Buschwerke, auf offenen Grasplätzen, an den Wegen, in den Mais- und Zuckerrohrfeldern der Indianer, sogar in ihren Hütten hausen sie sich ein und es ist ein außerordentliches Glück für die Bewohner jener Gegenden, daß die Zahl der giftigen im Verhältnisse zu den unschädlichen nur sehr gering ist. Es sind uns nur wenige Arten bekannt, deren Biß von den gefährlichsten Folgen ist. Der schon oben erwähnte Miuamaru oder Jergon (Lachesis picta Tsch.), höchstens drei Fuß lang, mit breitem herzförmigen Kopfe und hämisch aufgeworfener

Oberlippe, lebt in den hohen Wäldern, während in den tiefer gelegenen seine Stelle ein nicht minder gefährlicher Gattungsverwandter, der sechs bis sieben Fuß lange Flammon (Lachesis rhombeata Prinz Max.), einnimmt. Kreisförmig zusammengerollt, mit etwas emporgerichtetem Kopfe, aus dem die tückisch glühenden Augen verrätherisch hervorblitzen, lauern sie auf ihre Beute und verwunden sie mit einem pfeilschnellen Sprunge, dann ziehen sie sich wieder zusammen und sehen mit Ruhe dem Todeskampfe ihres Opfers zu und würgen es erst hinunter, wenn es regungslos daliegt. Nicht allein die für ihre Nahrung nöthigen Thiere verwunden diese gefährlichen Schlangen, sondern alle, die in ihr Bereich kommen, wenn sie auch friedlich an ihnen vorüberziehen. Es ist gewiß, daß diese Amphibien das volle Bewußtsein der fürchterlichen Wirkung ihrer Waffe haben und deßhalb immer den Kampf suchen, wenn er ihnen auch nicht geboten wird. Weit furchtbarer als diese beiden Schlangen, glücklicher Weise aber auch viel seltener ist die braune, zehn Zoll lange Viper *), die auch zuweilen an der Küste getroffen wird; sie ist braun, mit zwei Reihen schwarzer, kreisförmiger Flecken; ihr Biß wirkt so schnell, daß ein starker Mann ihm schon nach zwei bis drei Minuten erliegt. Den Eingebornen ist diese gräßliche Wirkung so wohl bekannt, daß sie nicht einmal ein Heilmittel versuchen, sondern sich nach der Verwundung gleich niederlegen, um zu sterben. In den Montañas von Pangoa ist diese Viper häufiger als in irgend einer andern Gegend und nur mit Zittern unterneh-

*) Echidna ocellata Tsch., die einzige bis jetzt aus Südamerika bekannte Species der Familie der Vipern.

men die Cholos jedesmal ihre Reise zur Cocaernte, denn alljährlich fallen dort Opfer in Folge des Bisses dieser Schlange. Nur selten hört man in den heißen Montañas das warnende Geräusch der Klapperschlangen, die in den höhern Gegenden ganz fehlen.

Die Natur in ihrem Bestreben, überall ein Gleichgewicht zu erhalten, hat auch den Eingebornen Heilmittel gegen die gefährlichen Bisse der Schlangen angewiesen. Die beiden gebräuchlichsten sind die in Scheiben geschnittenen Wurzeln der Amarucachu (Polianthes tuberosa L.), die auf die Wunden gelegt werden, und der Saft einer Schlingpflanze, des Bejuco de Huaco (Mikania Huaco Kth.), der schon weltberühmt geworden ist. Durch die Neger der Aequatorialprovinz „Choco" wurde dieses letztere Mittel zuerst bekannt; sie bemerkten nämlich, daß ein Sperber, „Huaco" genannt, giftige Schlangen zu seiner Hauptnahrung wählt, und so oft er von einer gebissen wird, auf den Bejuco fliegt und einige Blätter frißt; dadurch kamen sie auf den Gedanken, bei sich selbst Versuche anzustellen, sie tranken den ausgepreßten Saft der Blätter, wenn sie von Schlangen verwundet wurden, und fanden immer, daß der Biß dadurch unschädlich gemacht war. Dadurch wurde der Gebrauch dieser trefflichen Pflanze allgemein, und an einigen Orten ging man sogar so weit, ihren Saft als Präservativ gesunden Menschen einzuimpfen; bei diesem Verfahren werden einige Löffel voll von der ausgepreßten Flüssigkeit getrunken, in mehrere Incisionen an den Händen, den Füßen und auf der Brust einige Tropfen aufgedrückt und mit frischen Bejucoblättern stark in die Wunden gerieben. Nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Personen soll nach dieser Operation für

lange Zeit der Biß der giftigsten Schlange unwirksam sein. Außer den beiden angeführten Pflanzen werden aber auch noch viele andere mit mehr oder weniger günstigem Erfolge benutzt, und man kann wohl sagen, daß die Bewohner jeder Montaña ihre eigenen Specifica haben. Es werden aber auch andere Mittel in Anwendung gebracht, die zu ekelhaft sind, um sie hier zu erwähnen, und auch sie nützen sehr oft, da ihre Wirkung revulsorisch ist; ihrem Genusse folgt gewöhnlich ein wiederholtes, sehr heftiges Erbrechen und ein reichlicher Schweiß. Die äußere Behandlung der Wunden ist sehr verschieden, häufig werden sie gebrannt. Ich habe gesehen, wie ein Indianer seiner in den Fuß gebissenen Frau eine Masse aus feuchtem Schießpulver, pulverisirtem Schwefel und fein zerstampftem Tabak auf die Wunde legte und anzündete; diese außerordentlich heftige Mora, verbunden mit einem der Abscheu erregenden Mittel innerlich genommen, hatte einen trefflichen Erfolg.

In buntem Kleide winden sich unschädliche Schlangen *) auf rankenden Schlingpflanzen oder liegen wie nachläßig hingeworfene Corallenschnüre auf gelblichbraunen, dürren Baumblättern (**Elap. affinis Fitz.**). Da, wo die Flüsse mit ihren blinden Seitenarmen in den düstern Wald eindringen und kleine, schmale Lagunen bilden, über welche die dicht verwachsenen Baumkronen zu einer dem Tageslicht fast undurchdringlichen Kuppel sich wölben, haust, von schauerlichem Dunkel umgeben, die mächtige Riesenschlange (**Eunectes murinus Wagl.**), von den Indianern in ihrer bilderreichen Sprache Yacuma-

*) **Sphenocephalus melanogenys Tsch. Lygophis Reginae Wagl. L. taeniurus Tsch. L. elegans Tsch. u. A. m.**

man, die „Mutter des Wassers" genannt. Dort liegt sie in träger Ruhe hingestreckt und verdaut langsam die erwürgte Beute, oder windet sich um einen über das Wasser geneigten, uralten Baumstamm, den Schwanz in der kühlen Laguna badend, späht mit langvorgestrecktem Halse nach den Thieren des Waldes, die hier ihren Durst stillen, zieht mit ihrem starren, zauberhaft wirkenden Blicke einen magischen Kreis um sie, dem sie, schon willenlos geworden, nicht mehr zu entfliehen vermögen, und stürzt sich dann auf das zitternde Opfer hinunter.

Die während des Tages in lautloser Ruhe versteckten froschartigen Amphibien erheben nach Sonnenuntergang ihre unmelodischen, weittönenden Stimmen und erfüllen fast die ganze Nacht durch die Luft mit einem höchst lästigen Concerte. Der violette Kehlenbläser (Cystignathus silvestris Tsch.) klagt mit einem einförmigen, lauten, hämmernden Rufe vom Gebüsche herunter oder dringt bis in die Hütten der Waldbewohner und beraubt sie des erquickenden Schlafes. Die große, fast halbschuhlange Trapicherokröte läßt aus den feuchten Schichten der Musablätter ihr schneidendes Grunzen ertönen, das dem Knarren der Zuckermühle gleicht, weßhalb ihr die Eingebornen den Namen des „Zuckermahlers" gegeben haben. Noch mannigfaltige hohe und tiefe Stimmen von diesen unfreundlichen Thieren vereinigen sich, um das Schauerliche der Waldnacht noch greller hervor zu heben.

In unermeßlicher Fülle treten in diesen Regionen die mannigfaltigsten Insekten auf; nur wenige von ihnen erfreuen das Auge durch die Pracht ihrer Farben, viele aber fesseln die Aufmerksamkeit durch ihre sonderbare Lebensweise

und eine große Menge erfordern eine fast ängstliche Vorsorge, sich vor ihren lästigen, oft auch gefährlichen Verfolgungen zu schützen.

Bunte Schmetterlinge schweben geräuschlos zwischen den weitarmigen Bäumen, wiegen sich auf den schwankenden Blättern oder sonnen sich auf den heißen Schichten des dampfenden Moders; ausgezeichnet unter ihnen ist der große Atlas, dessen blendend schöne, blaue Farben eigenthümlich aus der finstern Waldnacht, seinem Lieblingsaufenthalte, hervorschillern. Glänzend gefleckte Cicindelen laufen über die trockenen Steinhaufen oder am sandigen Ufer der Flüsse und zahllose Elateren erleuchten die ersten Nachtstunden mit den phosphorescirenden Punkten am Kopfe und Körper, auftauchenden und verschwindenden Sternen vergleichbar. Aber es ist kaum möglich, sich mit Ruhe dem Genusse irgend einer der unendlich reichen Schönheiten der Natur hinzugeben, denn unaufhörlich scheuchen die lästigen, blutdürstigen Insekten den Staunenden aus seinen schönsten Betrachtungen auf und mahnen ihn in grellem Contraste an die jeden Lichtpunkt begleitende Schattenseite. Längs der Flußufer und auch überall, wo heißer, sumpfiger Boden ist, erscheinen in unermeßlichen Schwärmen die kleinen, gierigen Mosquitos, deren Biß ein unerträgliches Brennen und eine oft sehr lebhafte Entzündung hervorruft. Zudringlicher und auch viel weiter verbreitet sind die Legionen von Stechfliegen (Sancudos), die wie wüthend über den Menschen herfallen und ihn jämmerlich zerbeißen; ihr Stich ist sehr schmerzhaft und ebenfalls von Entzündung und Geschwulst begleitet. Bei meinem ersten Aufenthalte in der Montaña lag ich mehrere Tage fast regungslos mit hochaufgeschwollenem Kopfe und Gliedmaßen

in Folge des Bisses dieser unerträglichen Mücken, und wenn auch später die Geschwulst nach den kleinen Verwundungen ausblieb und die Haut überhaupt an diese Plage gewöhnt war, so wurden die Stiche doch immer auf das Empfindlichste gefühlt; diese kleinen Insekten sind im Stande, den Waldbewohner in einen an die Verzweiflung gränzenden Zustand zu versetzen, denn überall, wo er nur einen kurzen Augenblick der Ruhe pflegen will, stürzen sie sich schaarenweise auf ihn; in keiner Jahreszeit, zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht ist er sicher vor ihnen und nur das Einreiben des ganzen Körpers mit öligen Substanzen oder das theilweise mit dem ätzenden Safte verschiedener Pflanzen kann ihn bei Tage, ein dicht umschließendes Zelt aus Tucuyo (Baumwollstoff) oder Palmblätterbast bei Nacht vor ihren schmerzhaften Stichen schützen. Gewöhnliche Kleider sind dazu nicht hinreichend, denn auch durch diese dringt der lange Stachel der größern Arten, besonders der so sehr gefürchteten, heftig verwundenden huir-pasimi-sancudo (Lippenmücke). So wie die Regenzeit im Laufe des Jahres, so ruft die Abenddämmerung nach vollendetem Tage neue Schaaren dieser quälenden Insekten aus ihren Schlupfwinkeln und es scheint beinahe, als ob ihre kurze Existenz nur zur Last und Plage der warmblütigen Bewohner der Wälder bestimmt sei.

Von der Natur eigentlich zum Aufsaugen von Pflanzensäften bestimmt, verlassen die, oft sehr bunt gezeichneten, Zeken (Ixodes) die Bäume und Sträucher und Gräser, um sich an die vorüberziehenden Menschen und Thiere zu hängen, sich auf deren Haut mit den scharfen Zangen einzuklammern und allmählig den ganzen Kopf einzugraben, dem aber der ekelhaft aufgeschwollene, glänzend glatte Leib nicht folgen

kann. Nichts vermag sie von ihrem neuen Wohnsitze zu vertreiben, und wenn man sie mit Gewalt wegreißt, so bleibt der fest eingebohrte Kopf zurück und erzeugt oft sehr empfindliche Geschwüre. Die am Abend von Feld oder Wald von ihrer Arbeit zurückkehrenden Indianer bringen an ihrem Körper immer solche Garapatas, zuweilen von der Größe einer Haselnuß, mit nach der Hütte. Sie scheinen keine bestimmte Vorliebe für die eine oder andere Thierklasse zu haben; man trifft sie zwischen den Haaren der erlegten Säugethiere, unter den Federn der geschossenen Vögel, selbst die warzige, aufgedunsene Kröte, der schleimige, glatte Frosch und die beschuppte Eidechse werden von ihnen nicht verschont. Gefährlicher als diese großen Garapatas sind die dem bloßen Auge nicht sichtbaren Antanas, die sich in die Haut einbohren, dort unglaublich rasch vermehren und erst, wenn schon Tausende bei einander sind, einen mißfarbigen, schwärzlichen, sich schnell vergrößernden Flecken bilden; gelingt es nicht, sie bald nach ihrem Erscheinen zu tödten, so wächst ihre Zahl mit fabelhafter Schnelligkeit und sie zerstören die Haut und alle Weichtheile, mit denen sie in Berührung kommen. Die Montañas von Pangoa werden vorzüglich von dieser furchtbaren Plage heimgesucht und die Indianer, die dorthin nach der Cocaernte gehen müssen, kehren häufig auf das scheußlichste, mit krebsartig zerfressenem Gesichte zurück. In Chavini und Andamarca sieht man viele dieser Unglücklichen. Das Waschen mit bloßem Brantwein, das gegen die rothen, auf ähnliche Weise, wiewohl mit viel weniger schädlicher Wirkung sich einbohrenden Isancos treffliche Dienste leistet, genügt nicht, um die Antanas zu zerstören, was erst möglich wird, wenn man dem sehr starken Wein-

geiste Queckſilberſublimat beiſetzt und die ergriffene Stelle häufig damit benetzt.

Wer beſchreibt die unermeßliche Zahl von Ameiſen der weiten Wälder?! Jeder Baum, jeder Strauch, ſtehe er in üppiger Lebensfülle da, oder zerfalle er in Staub und Moder, beherbergt eigenthümliche Arten, die oft ausſchließlich auf ihm und ſeinen Gattungsverwandten, nie aber auf andern, leben. Wohin der Beobachter ſein Auge richtet, überall erblickt er ihre Schaaren, aber doch lernt er bald die unterſcheiden, mit denen er in nähere oft höchſt unangenehme Berührung kömmt; denn nicht allein im Freien hat er ſich vor ihnen zu wahren, auch ſeine Wohnung wimmelt von ihrer Brut. Hier hat er zu ſeinem ſteten Begleiter die großen, rothgelben Puca-çiçi; in wimmelnder Menge durchſtöbern ſie alle ſeine Habſeligkeiten, er mag ſie auch noch ſo ſicher aufbewahren, des Nachts drängen ſie ſich in ſein Bette, als ſuchten ſie Wärme und füllen haufenweiſe alle Falten der Hemdeärmel; ſie beißen zwar nicht, werden aber durch das beſtändige Kribeln, wenn ſie über den Körper weglaufen, höchſt unangenehm und feindlich durch das Zerſtören der Vorräthe oder mühevoll erworbener Sammlungen; thätig helfen ihnen, bei dieſem boshaften Geſchäfte, die weit muthigern, wenn auch kleinern, ſchwarzen Yana-çiçi, und brechen nicht ſelten durch empfindliche Stiche, deren Wirkung aber bald vorübergehend iſt, die Rechte der Gaſtfreundſchaft. Noch ſehr viele Arten halten ſich in den Hütten ſelbſt und deren nächſten Umgebungen auf, beläſtigen zwar nicht direct den Menſchen, zerſtören aber ſeine Hütten und Saaten. In den dichten Wäldern wohnen aber noch weit gefährlichere Ameiſen, von denen der zolllange, tiefſchwarze Sunchiron allgemein ge-

fürchtet ist, denn der Stich seines langen Stachels am hintern Körperende ist außerordentlich schmerzhaft und nicht selten von schlimmen Folgen. Mein muthiger Reisegefährte E. Klee wurde von einem dieser Thiere gestochen und empfand einen Schmerz, der sich, wenn auch nur für kurze Zeit, beinahe zum Wahnsinn steigerte. Wenige Nächte später traf mich während des Schlafes das nämliche Schicksal, so daß ich mit einem convulsivischen Sprunge aufwachte. Ich gestehe, daß ich noch nie in meinem Leben einen für den Moment unerträglicheren Schmerz empfunden habe. Wie der Jergon unter den Schlangen, ist der Sunchiron unter den Ameisen; er vertraut auf die unfehlbare Wirkung seiner Waffe, ist deßhalb dreist und greift auch unbeleidigt an. Die eigenthümlichste Erscheinung unter diesen ewig regen Insekten bieten die Heere der ñaui-huacan-çiçi *), der großen Wanderameisen, dar. In endlosen Zügen von Millionen und Millionen Individuen erscheinen sie plötzlich und marschiren in wohlgeordneten, scheinbar aber wirren Reihen unaufhaltsam in gerader Richtung vorwärts; in der Mitte ziehen die kleinen, schwächern, geschlechtslosen, während die großen und starken die Flanken des Heeres decken und nach Beute spähen. Trifft eine solche unübersehbare Schaar, von den Eingebornen Chacu genannt, menschliche Wohnungen, so bezieht sie dieselben sogleich, reinigt sie von allen Insekten, Amphibien und andern schädlichen Gästen und zieht dann wieder in Reihe und Glied weiter. Groß ist die vereinte Kraft

*) Von ñaui, das Auge, huacay, weinen und çiçi, die Ameise; so von den Indianern genannt, weil der Schmerz von den zahlreichen Stichen den Angegriffenen Thränen in die Augen treibt.

dieser kleinen, muthigen Thierchen und es darf nicht in das Gebiet der Fabel gewiesen werden, wenn man erzählen hört, wie sie nicht nur Schlangen, sondern auch größere Säugethiere, als z. B. Aguti, Armadille u. s. w., besonders wenn sie dieselben im Schlafe überraschen, in kurzer Zeit tödten. In den trockenen, lichten Waldstellen der höheren Montañas findet man die großen, kegelförmigen, graubraunen Termitenwohnungen, so fest gebaut, daß ihre Wandungen selbst der scharfgeschossenen Büchsenkugel undurchdringlich sind. Bald stehen sie vereinzelt, bald colonienweise vereinigt und erinnern lebhaft an die einfachen, conischen Punahütten.

Ehe wir uns von der Thierwelt der Wälder trennen, die hier nur in fragmentarischer Kürze skizzirt werden konnte, will ich noch zweier, höchst lästiger Insekten erwähnen, der Cucaracha und der Chilicabra, beides Schaben (Blatta) von nicht unbeträchtlicher Größe. Sie sind in so unglaublicher Menge vorhanden, daß sie schon dadurch, mehr aber noch durch ihre vermessene Zudringlichkeit, den indianischen Eingebornen, eben so wie den zugereisten Europäer, fast zur Verzweiflung bringen. Die Cucaracha ist mehr Bewohnerin der tiefern Waldregion, wird 1½ Zoll lang und über ½ Zoll breit, sie ist rostbraun mit einem gelben, ungefleckten Halse. Die Chilicabras sind zwar kleiner, aber noch furchtbarer durch ihre Zahl. Gefräßig, muthig, listig, nisten sie sich in allen Hütten ein, zerstören Vorräthe, benagen die Kleidungsstücke, drängen sich in das Bett der Schlafenden, in die Schüssel der Essenden und spotten aller Vorsichtsmaßregeln, die gegen ihre Angriffe ersonnen werden. Glücklicher Weise haben sie auch Feinde, die nicht unbeträchtliche Verwüstungen unter ihnen anrichten; dazu gehört besonders eine sehr kleine,

gelblichrothe Ameise, die pucchu-çiçi*) der Indianer; in auſerordentlicher Menge bewohnt ſie die Waldhütten und wird, durch ihre Verfolgung der Schaben, die nützlichſte der großen und verderblichen Familie der Ameiſen; ferner ein kleiner, niedlicher Vogel (Troglodytes audax Tsch.), der Cucarachero, der ſich nur mit Mühe der großen Blatten bemeiſtert; er beißt ihnen zuerſt den Kopf ab, frißt dann den Körper und wirft die häutigen Flügel weg; ſobald er fertig iſt, hüpft er auf den nächſten Buſch und ſtimmt ſeinen melodiſchen Geſang an, den man ziemlich genau durch die Worte «Acabe la tarea»**), wornach dieſes Vögelchen oft benannt wird, wiedergeben kann. Noch könnte ich lange Seiten mit Schilderungen anderer gefährlicher oder läſtiger Inſekten ausfüllen, unter denen die halbſchuhlangen Tauſendfüße, die großen, ſchwarzen und rothen Scorpione, die unzähligen giftigen Weſpen und die faſt unerträglichen Cicaden nicht zu vergeſſen wären; doch mag das ſchon Erwähnte genügen, einen Begriff vom ewig regen Treiben des animaliſchen Lebens in den Wäldern zu geben.

Gerne würde ich hier auch eine Vegetationsanſicht der Urwälder in ihrer progreſſiven Entwickelung und Abwechſelung, von den bergigen Montañas des Oſtabhanges der Anden bis zum feuchten Flachlande der größeren Ströme, entwerfen, aber ich fühle mich nicht befähigt, eine Arbeit zu unternehmen, die geiſtreiche Reiſende, auf's innigſte mit der

---

*) Die „ſaure Ameiſe“, weil ſie immer einen ſehr ſauern Geruch verbreitet.

**) „Ich habe das Tagewerk vollbracht“. In einigen Gegenden heißt er: casa te soltera, „verheirathe dich, Mädchen“, weil auch dieſe Sylben ziemlich deutlich in ſeinem Geſange wiedertönen.

Pflanzenwelt vertraut, mit meisterhafter Feder eben so treu als lebhaft und großartig ausgeführt haben*). In jenen Gegenden, ganz dem Studium der Zoologie ergeben, aber leider weniger vertraut mit der Botanik, habe ich nur den allgemeinen Eindruck der üppigreichen Vegetation aufgefaßt, ohne mich in die Einzelnheiten dieses lebensvollen Wachsthums zu wagen. In den höher gelegenen Montañas, da wo das Vaterland der Chinchonen ist, fesseln die riesengroßen Orchideen mit ihren abenteuerlichen Blüthen, unzählige Farrenkräuter in sonderbarer Entwickelung in Form und Größe, die baumartigen Brennnesseln, die wundervollen Bignonien und die übrigen undurchdringlich verwobenen Schlingpflanzen den Blick; tiefer unten, wo der Waldgrund lichter wird, obgleich Buschwerk und Ranken noch häufig vorkommen, weidet sich das Auge an den mannigfaltigsten Formen der Palmen, die in den höhern Regionen ganz fehlen, an den Therebintinaceen, von einer sonst nicht gesehenen Größe, an den dichtbelaubten Leguminosen, deren Saft die köstlichen Balsame liefert, an den üppigen Laurineen mit ihren gewürzreichen Früchten, an den nützlichen Pandaneen, oder es bewundert die großblätterigen Heliconien, Solaneen, mit ihren Riesenblüthen und Tausende von Blumen, die bald durch ihre wunderbaren Farben oder die fremdartigen Formen oder den herrlichen Geruch die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Steigt man aber noch tiefer hinunter in's Flachland, so gewinnt der Wald ein schauerlich düsteres, fast Grauen erre-

---

*) A. von Humboldt, v. Martius und insbesondere auch Pöppig, dessen Reise durch Peru mit einer ausgezeichneten Genauigkeit und in einer so einfachen, schönen Sprache geschrieben ist, daß sie dem Leser den reichsten Genuß gewährt.

gendes Aussehen; die dichten Baumkronen wölben sich über tausendjährige Stämme und bilden eine dem Tageslicht fast undurchdringliche Decke, auf dem hoch mit Moder bedeckten Boden wächst kein Gebüsch, keine zarte Pflanze treibt ihre bunten Blüthen, wo die mächtigen Bäume sich starr an einander reihen, wie die Grabsteine auf dem Kirchhofe; nur die Kinder der Finsterniß, die schnell aufschießenden Pilze, wuchern hier auf der feuchten, heißen Erde.

Mit einem wehmüthigen Gefühle nimmt der Naturforscher, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, ferne von den menschlichen Wohnungen, tief im Urwalde, seine Hütte zu bauen, um dort ungestört dem Studium der reichen Natur zu leben, von den Indianern, deren Ranchos schon bis an die Gränze der Civilisation vorgeschoben sind, Abschied und tritt seine hoffnungsreiche Wanderung, von einem treuen Gefährten begleitet, an. Noch einmal blickt er zurück, wo er unter gastfreiem Dache mühevoll erworbene Sammlungen und die meisten seiner Effekten zurückläßt, schaut dann hinüber in den dunkeln Wald, seine künftige Heimath, und kaum ahnet er, was ihn dort erwartet, welche feindliche Mächte sich seinem unermüdlichen Eifer entgegenstellen werden. Zwar unterließen es die befreundeten Indianer nicht, ihm alle Schrecken des einsamen, unheimlichen Waldes mit grellen Farben auszumalen und ihm besonders die Stämme der Wilden, die fortwährend den Forst durchstreifen und die friedlichen, christlichen Bewohner verfolgen und beängstigen, als die furchtbarsten aller Feinde zu schildern und ihm sorgend von seinem gewagten Unternehmen abzurathen, aber sein Entschluß ist gefaßt, der Reiz jener verschlossenen Regionen, in

denen sich ihm eine niegesehene Welt erschließen soll, ist zu groß, der drängende Eifer zu heftig, als daß er der Warnungsstimme Gehör geben würde; rüstig schreitet er mit seinem Begleiter vorwärts und bald sind beide hinter einer dichten Baumgruppe verschwunden. Mit wenigen Habseligkeiten beladen, meistens nothwendige Geräthe zum Aufbewahren der errungenen Naturschätze, während auch die nothdürftigsten Gegenstände für die eigene Bequemlichkeit zurückgelassen wurden, mit den unentbehrlichsten Handwerkszeugen, aber reichlich mit Waffen versehen, dringen sie durch das Dickicht und durchschreiten den Gränzfluß zwischen den christlichen und wilden Indianern. Der Weg ist beschwerlich; in dem dichtverschlungenen Unterholze, wo sich zahllose Bejucos von Baum zu Strauch wegranken, ist jeder Schritt gehemmt, mühsam muß freier Raum mit Messer und Beil geöffnet werden, um oft nur auf Händen und Füßen unter dem dichten Netzwerke durchzukriechen und nur langsam rücken sie vorwärts, im steten Kampfe mit der überreichen Pflanzenwelt. Bald werden steile Abhänge erklettert, wo die vielfach gewundenen Lianen dem Fuße als Stufen dienen, bald kleine Pampas mit scharf schneidenden Gräsern durchschnitten oder umgestürzte Stechpalmen vorsichtig umgangen, bald hindert ein reißender Waldstrom, von schroffen Erdschlipfen eingefaßt, das weitere Vordringen, das erst durch einen halbfaulen Baumstamm, als unsichere Brücke, möglich gemacht wird. Manche Stelle wird zum Bau der Hütte vorgeschlagen, aber nach genauer Untersuchung wieder verworfen, bis endlich, nach langer, mühevoller Wanderung, ein passender Platz entdeckt und zur neuen Heimath bestimmt wird. Es ist eine finstere Ebene, aber in der Nähe rieselt eine Quelle von

klarem Wasser vorüber und diese gab bei der Wahl den Ausschlag. Nachdem die müden Glieder durch die Nachtruhe gestärkt wurden, ruft der erste Morgenstrahl zum Beginn des wichtigen Werkes. Der Anfang wird mit dem Fällen der Bäume gemacht, um der künftigen Wohnung einen freien Raum für Tageslicht und Wärme zu verschaffen. Die Hand, die früher nur die Feder und das anatomische Messer geführt hat und nun Tage lang mit der bald abgestumpften Axt an die harten Bäume schlagen muß, fühlt empfindlich die ungewohnte Beschäftigung und läßt oft wunde und kraftlos das Werkzeug fallen, das sie so gerne noch rüstig führen möchte; aber die physische Möglichkeit vermag nicht immer dem ernsten Willen zu folgen. Glücklich schätzt sich dann der Naturforscher, daß sein Gefährte, seit vielen Jahren an ein saures Tagewerk gewöhnt, mit rüstigem Fleiße fortarbeitet und das Werk ungleich rascher fördert, als er selbst es vermöchte. Gerne werden beim Fällen die größten Bäume ausgewählt, denn bei ihrem Sturze reißen sie Dutzende von andern mit sich oder brechen ihnen die Kronen ab, was immer ein großer Gewinn für die Umgebung des Hauses ist. Von den umgeschlagenen Bäumen werden vier ausgewählt, alle Aeste, bis auf zwei, abgeschlagen, und diese gabelförmig zugespitzt. Dies sind die vier Eckpfeiler der Hütte, die je 8 Schuh von einander, ein paar Fuß tief in die Erde eingerammelt werden. Vorzüglich geeignet dazu ist der weißrindige, gerade Drachenblutbaum, da er nicht leicht fault und, wegen seines bittern, rothen Saftes, nur selten von den Ameisen besucht ist. In die Gabeln der Pfeiler werden starke Querbalken eingeklemmt und auf diese das Gerippe des Dachstuhles gesetzt, das aus zwei dreiecki-

gen Scheeren besteht, von denen jede auf zwei Eckpfählen ruht; ein dünnes Baumstämmchen verbindet sie oben und bildet die Firste des kaum 10 Fuß hohen Hauses; den Zwischenraum der beiden Scheeren des Dachstuhles füllen querüber gelegte Cañas bravas, ein hartes, volles Schilfrohr, aus, die mit dünngeschnittenen Streifen von Baumrinde an die Hauptstangen festgebunden sind. Zur Erholung von der schweren Arbeit des Baumfällens werden Excursionen an den fernen Fluß gemacht, um dort mit starkem Messer den Rohrbedarf zu schneiden, oder es wird der Wald durchstreift, die Rinde von gewissen Bäumen abzuschälen und sie in schnurartige Streifen zu spalten, oder um Omero aufzusuchen und gewichtige Bürden davon nach dem Bauplatze zu schleppen. Die Blätter dieser, zur Familie der Pandaneen gehörigen, Pflanze (**Phytelephas macrocarpus R. Pav.**) liefern das beste Material für ein dem Regen undurchdringliches Dach; sie sind etwa 1 bis 1½ Fuß lang und stehen in zwei Reihen am 15 bis 20 Fuß langen Blattstiele. Zum Gebrauche wird eine Reihe der Blätter über die andere geknickt, so daß beide sich deckend, kammartig vom Stiele abstehen; mit nach unten gerichteter Spitze werden sie dachziegelförmig mit Hachahuasca*) auf den Dachstuhl gebunden; legt man sie dicht neben einander, so gebraucht es zwar sehr viele dieser Blätter, aber das Dach bekömmt eine Festigkeit, durch die es Jahre lang allen Stürmen und Ungewittern widersteht. Glücklicher Weise steht der Omero gewöhnlich gruppenweise, was das Herbeischaffen sehr erleichtert; wenn aber eine solche

*) Von **hacha**, der „Wald“ und **huasca**, die „Schnur“. Die Indianer nennen alle Baumrinden oder Schlingpflanzen, die sie zum Binden gebrauchen, **hachahuasca**.

Familie ausgebeutet ist, kann man wieder stundenlang den Wald durchsuchen, ehe man eine andere findet, schneidet im Vorbeigehen aber auch die einzeln stehenden, sehr großen ab und bindet sie auf den Rücken, oder legt sie auf hohe Baumwurzeln, bis der Vorrath groß genug ist, den weiten Weg nach der Hütte zu lohnen.

Die Seitenwände der täglich sich mehr entwickelnden Wohnung werden aus dünnen, aufrecht stehenden Baumstämmen aufgeführt; mit dem untern Ende sind sie leicht in die Erde gerammelt, oben mit dem obern an die Querbalken festgebunden. Es ist ohne Mühe und Zeitverlust nicht leicht möglich alles nur schnurgerade Pfähle zu finden, die knorrigen und krummen werden daher auch benutzt, aber immer so gestellt, daß ein möglichst kleiner Zwischenraum offen bleibt, dabei giebt es doch zuweilen Löcher, durch die man mit dem halben Leibe durchfahren könnte. Querübergebundenes Rohr oder Baumzweige helfen diesem Uebelstande ab, wodurch freilich die architectonische Schönheit nicht gewinnt, das Ganze aber ein abenteuerliches Aussehen erhält. Zwei lange Stämme in der Mitte der Seitenwände unterstützen das Dach. Das Ausfüllen der Wandungen mit Moos ist nicht nothwendig; das heiße Klima erfordert eine solche Vorsicht nicht, auch entfernt der freie Luftzug leichter den durch die große Feuchtigkeit sich fortwährend erzeugenden, modrigen Geruch. Die Thür aus Rohr, welches der Länge nach über zwei kreuzförmig gelegte Aeste gebunden ist, hängt in zwei Schlingen von starken Waldschnüren am Pfosten; die Stelle des Schlosses vertritt die Kette von einem Felleisen. Fenster sind nicht nöthig, da durch den Eingang und die sehr durchscheinenden Wände hinreichend Licht eindringt.

Die innere Einrichtung ist eben so einfach als der äußere Bau. Eine Decke von Rohr theilt die Hütte in zwei Stockwerke; das obere vom innern Dachraume gebildete, ist in der Mitte kaum vier Fuß hoch und läuft nach den Seiten, schnell niedrig werdend, unter spitzem Winkel aus; es ist zur Schlafstelle bestimmt, da es weniger als das untere der Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Die Betten bestehen aus zwei Ponchos, der eine als Matratze, der andere als Decke. Ein viereckiges Loch verbindet die beiden Etagen, ein Baumstamm mit eingehauenen Tritten dient als Leiter. Das Erdgeschoß ist ein geräumiger, viereckiger Raum von 6 Fuß Höhe, 8 Fuß Breite und eben so viel in die Länge. Der Fußboden wird von hartgetretener Erde gebildet, nachdem vorsichtig alle Baumwurzeln und Pflanzen entfernt sind; ein kleiner Graben längs der innern Seite der Pallisadenwände leitet das etwa sich ansammelnde Wasser ab. Vier in der Mitte der Hütte eingerammelte Pfähle tragen eine Decke von zusammengebundener Caña brava; dieß ist der Tisch; zu jeder Seite von ihm stehen ähnliche, aber niedrigere Gerüste aus dem unschätzbaren Rohre (Gynerium) gebaut; sie vertreten die Stelle von Bänken. An zwei quer durch die Wohnung befestigten Stangen hängen der Reservetopf, die dichten Säcke mit den wenigen Habseligkeiten, die später den gesammelten Naturalien weichen müssen, und die Mundvorräthe, wenn es zufälliger Weise solche geben sollte. Ein dünnes Stämmchen an der Außenseite einer der Wände trägt ein paar eiserne Haken, an denen die erlegten Thiere aufgehängt werden, um ihnen leichter die Haut, Stoff für einstige wissenschaftliche Arbeiten, abzuziehen. Zwischen den hohen Wurzeln eines nahe gelegenen Baumes wird die Küche eingerichtet;

zwei Einschnitte dienen als Stützpunkte für eine Stange von hartem Holze, die den Kochtopf trägt. Nur wenn die dichte Krone des Baumes nicht mehr hinreichenden Schutz gegen den herabströmenden Regen darbietet, wird die Küche unter den Vorsprung des Daches verlegt, wo aber der Rauch ein zu naher, lästiger Gefährte ist; ein kleiner Vorrath von Holz zum Trocknen wird ebenfalls unter diesem Vorsprunge aufbewahrt.

Nach einem angestrengten Arbeiten von zwölf Tagen ist endlich der Bau vollendet und wohlgefällig ruhen die Blicke auf der selbst geschaffenen Hütte. Sie ist zwar unvollkommen und roh, bietet aber einen hinlänglichen Schutz gegen die glühende Hitze des Tages und gegen die nächtlichen Gewitterstürme. Mit befriedigendem Selbstgefühle wird sie ein-

geweiht, denn es ist für den durch das unstete Umherirren fast heimathlos Gewordenen ein unsäglicher Genuß wieder einmal eine, wenn auch noch so ärmliche, Stätte zu haben, die er sein nennen kann, besonders wenn er sie sich mit Mühe und Schweiß errungen hat. Muthig wird nun das neue Leben begonnen, das sich in ziemlich gleichmäßiger Ordnung Tag für Tag wiederholt; die Hauptbeschäftigung ist die Jagd, deren Zweck ein doppelter ist; einerseits muß sie ausschließlich den nöthigen Bedarf zum Lebensunterhalte liefern, denn in dieser Wildniß ist der Anbau von Culturpflanzen für den Vereinzelten unmöglich und die eßbaren Früchte des Waldes werden, vor ihrer vollkommenen Reife, von den Affen, Beutelthieren, Papageien und Waldhühnern oder von unzähligen Insekten verzehrt oder ungenießbar gemacht und der Mensch ist gezwungen, diesen gierigen Rivalen die Beute zu überlassen; anderseits aber vermehrt sie die wissenschaftliche Ausbeute, die der Zweck dieses einsamen Waldaufenthaltes ist.

Sobald der erste Schimmer des anbrechenden Tages durch den finstern Forst dringt, wird das harte Lager verlassen und in der nahegelegenen, klaren Quelle ein Frühtrunk genommen und dann aus den Ueberresten der Mahlzeit vom vorigen Tage ein kärgliches Frühstück bereitet, das bis Sonnenuntergang die Bedürfnisse des Magens befriedigen soll. Wenn dann die doppelläufigen Flinten gereinigt und frisch geladen und die Hüttenthüre mit der Kette wohlverwahrt ist, um einem feindlichen Besuch, wenigstens für den ersten Augenblick, ein Hinderniß entgegen zu stellen, trennen sich die beiden Gefährten, jeder auf seiner Seite Waidmannsglück versuchend, um sich erst am Abende wieder zu

vereinigen. Anfänglich, noch nicht vertraut mit den Umgebungen, werden nur Streifereien in der Nähe gemacht; so wie aber durch die tägliche Wiederholung eine genauere Kenntniß des Waldes erworben ist, und sich auch gleichzeitig die Thiere, durch den feindlichen Menschen aus der Nähe der Wohnung verscheucht, mehr und mehr zurückziehen, werden auch die Jagdexcursionen weiter ausgedehnt. Mit der Entfernung steigert sich auch die Vorsicht, denn in dem fast undurchdringlichen Walde, wo tausende von Umwegen gemacht werden, bald um unübersteigbare Stellen auszuweichen oder sich auf weniger mühsame Weise durch das Dickicht zu winden, bald um das Wild zu belauschen, oder das angeschossene Thier zu verfolgen, und wo selbst der Anblick der weisenden Sonne durch dichte Blättergewölbe dem suchenden Auge entzogen wird, ist es nicht leicht, selbst mit Hülfe des Compasses, die kleine Stelle, wo die Hütte steht, zu treffen. Gewisse Zeichen, von Strecke zu Strecke in die Bäume eingeschnitten, bilden den sichersten Faden, um den Rückweg aus dem Labyrinthe zu finden. Doch auch dieses Hülfsmittel wird nach und nach fast überflüssig; wenn durch die ununterbrochene Uebung die Sinne verfeinert sind, dann lernt auch der europäische Jäger, der Anfangs den ganzen Wald von Wild fast entblößt fand, und es nur bemerkte, sobald es sich durch laute Stimme oder Bewegung verrieth, auch die Thiere in ihrer Ruhe zu entdecken und jedes noch so leise Geräusch gehörig zu beachten und mit geschärftem Auge und Ohr den Wald zu durchspähen. Dem Zittern des Blattes, dem Schwanken des Zweiges, dem Knacken des Astes, dem fast unmerklichen Rascheln des dürren Laubes wird vorsichtig nachgeforscht, und die Ursache davon gewöhnlich in einem willkommenen

Thiere entdeckt. Genau betrachtet er die angefreſſenen Zweige und verfolgt leiſe die Fährten auf der feuchten Erde oder in den tiefen Moderſchichten; wenn er aber plötzlich auf friſche, menſchliche Fußſtapfen ſtößt, dann ergreift ihn ein unheimliches Gefühl, denn ſie verrathen ihm die Nähe des furchtbarſten Feindes, der wilden Indianer. Unverzüglich wird in jeden Flintenlauf noch eine Kugel geſchoben, die Hähne geſpannt und langſam vorwärts geſchritten; bald entdeckt er auch das halberloſchene Feuer, um das die Horde die Nacht durch gelagert hatte und kann leicht berechnen, wie zahlreich ſie war, denn jeder Indianer flicht ſich einen Reif aus Baumzweigen und ſetzt ſich in ſeine Mitte neben das Feuer. Die Klugheit gebietet ihm nun einen entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen, um ein Zuſammentreffen mit den überlegenen Feinden zu vermeiden, das, trotz der imponirenden Feuerwaffe, für den Vereinzelten immer höchſt gefährlich iſt. Wenn ſich der Hunger, durch den ſpärlichen Morgenimbiß nicht für den ganzen Tag gedämmt, einſtellt, werden einige der ſtachligen Früchte des Omero geſammelt und auf einem umgeſtürzten Baumſtamme als fades und unverdauliches Mittagsmahl verzehrt. Dieſe Früchte entwickeln ſich gleich über der Wurzel der Pflanze und enthalten in mehreren Fächern eine gallertartige, unſchmackhafte graue Maſſe; wenn ſie erſtarrt, wird ſie weiß und ſehr hart; im Handel iſt ſie in dieſer Geſtalt unter dem Namen des „vegetabiliſchen Elfenbeines“ bekannt. Nach acht- bis zehnſtündigem Herumſtreifen wird der Rückweg nach der Hütte eingeſchlagen, oft mit einer reichen Beute, häufig aber nur mit wenigen Vögeln, von der Größe von Sperlingen; dann freilich nicht heiter, denn war das Glück dem in anderer Richtung jagenden Gefährten

nicht holder, so ist ein unwillkürliches Fasten der Lohn eines angestrengten, aber vergeblichen Tages. Sogar die Freude unter den erlegten Vögeln mehrere neue Arten zu haben, wird sehr herabgestimmt; das näher liegende physische Bedürfniß übertönt den fernern, geistigen Genuß. In der Hütte angelangt wird die Jagdtasche sorgfältig geleert und auch die des bald erscheinenden Gefährten gemustert, und nun beginnt der zweite Theil des Tagewerks; die Thiere werden ausgemessen, aufnotirt und abgebalgt, ihr Körper in den Topf geworfen und in Wasser ohne irgend eine fernere Würze gekocht. Ein buntes Gemisch vereinigt sich hier zu einem Gerichte. Der Papagei und die Beutelratte, der Pfefferfresser und das Nasenthier, der Affe und die große Landschnecke, alle müssen beitragen, um die Hauptmahlzeit so reichlich als möglich zu machen. Wenn dann die Thierbälge gehörig zum Trocknen bereitet, die Insekten aufgespießt, die anatomischen und zoologischen Bemerkungen niedergeschrieben sind und das Fleisch gahr ist, wird der Topf in die Hütte getragen, das Essen in einer großen Kürbisschale angerichtet und eine Mahlzeit genossen, die wahrlich einem Urwaldshunger vortrefflich schmeckt; fallen auch, vom Dampfe der rauchenden Schüssel betäubt, Tausendfüße und andere Insekten aus der Rohrdecke in die Suppe, so vermögen sie doch nicht die Eßlust zu vermindern, werden jedoch sorgfältig abgeschöpft. Oft giebt es aber auch feine Gerichte, wenn fette Lauftauben, rebbhuhnartige Tinamus oder junge Waldhühner erlegt wurden; auch der am Ladstocke gebratene Affe ist dann ein Leckerbissen.

Mit einem eigenthümlichen Gefühle sieht der Naturforscher in spätern Jahren in den europäischen Museen der

Schauluſt des Publikums ausgeſtellt, oder zu wiſſenſchaftlichen Zwecken benutzt die ausgeſtopften Bälge der Thiere, deren magere Leiber ihm während ſeines Aufenthaltes im Urwalde die kümmerlichſte Nahrung gegeben haben. Nach dem Eſſen werden während der kurzen Abenddämmerung noch nothwendige häusliche Geſchäfte verrichtet, als da ſind: Waſchen des Kochtopfs, Waſſer tragen, Holz ſpalten und Drehen von Schnüren aus dem Baſte von Agavenblättern, um die Palliſadenwände ſolider zu befeſtigen. Die Nacht ſetzt endlich allen dieſen Beſchäftigungen ein Ziel und nun ſoll auch noch ein Genuß der Lohn der Tagesarbeit ſein; die feſtgeſponnene Rolle vom ſchwarzen Tabak von Bracamoros wird hervorgeholt, ein paar Scheibchen davon abgemeſſen und dieſe klein geſchnitten in Streifen Papier gewickelt zu Cigarren gedreht. Die gegenſeitige Mittheilung der Erlebniſſe des vergangenen Tages, Erinnerungen an das ferne Europa, die Wiederholung von ſchon hundertmal erzählten Geſchichten und Pläne für die Zukunft erfüllen die angenehme Ruheſtunde, die auf einem umgehauenen Baumſtamme in der kühlen Abendluft vor der Hütte zugebracht wird. Zum Beſchluſſe werden noch die naheſtehenden Bäume mit einer Blendlaterne unterſucht, um die erſt zur Nachtzeit erſcheinenden Käfer einzuſammeln. Nachdem die Hüttenthür von innen verrammelt und die Flinten in Bereitſchaft geſetzt ſind, um einem Angriff der wilden Indianer vorbeireitet entgegenzutreten, werden die müden Glieder auf das harte Lager ausgeſtreckt. Aber noch lange dauert's, ehe die erſehnte Ruhe eintritt; denn die unangenehmen Gäſte der Hütte wetteifern mit den Bewohnern des Waldes, den Schlaf zu verſcheuchen. Die blutſaugenden Fledermäuſe

schwirren in dem engen Raum herum und stoßen fortwährend gegen die Dachwände, zudringliche Beutelratten laufen über den erschlafften Körper weg, Schaaren von Ameisen kommen, um das Bett mit dem Ruhenden zu theilen und die unerträglichen Stechfliegen verwunden Gesicht und Hände mit ihren scharfen Stacheln; draußen aber ertönen die unheimlichen Stimmen der nächtlichen Thiere in den mannigfaltigsten Abwechslungen; das Brüllen des blutdürstigen Raubthieres übertönt das Wehgeheul der verfolgten oder erreichten Beute, das Bellen des hungrigen Vielfraßes wechselt mit dem kläglichen Geschrei des hülflosen Faulthieres, das Schrillen der Eule mit dem kreischenden Rufe des Aburrihuhnes, das laute Hämmern des Frosches begleitet das weithallende Knarren der trägen Kröte und häufig dringt der dumpfe Ton der Rohrhörner der sich zum Schlafe sammelnden Indianer schauerlich durch den Urwald. Doch die Natur fordert ihre Rechte; trotz dieser unangenehmen Störungen, trotz des fast unerträglichen Brennens der durch die Gebüsche und Schlingpflanzen zerfetzten Haut stellt sich der Schlaf ein, und wenn auch am Morgen der Eindruck der Rohre, die zum Nachtlager dienten, als tiefe Furchen am Körper zu sehen ist, so wird das neue Tagewerk eben so freudig begonnen, als wenn die Glieder in weichen Pfühlen geruht hätten.

Traurig und düster ist das Leben im Walde, wenn endlose Regengüsse die Excursionen unmöglich machen, denn zwei nur schwer zu überwindende Feinde treten dann auf; der eine ist die Feuchtigkeit, der andere die Nahrungssorgen. Kaum kann noch das Tagebuch auf dem nassen Papier geführt werden, die Werkzeuge und Waffen werden von dich-

tem Roste überzogen, das Pulver zerfließt in der Flinte zu einer breiartigen Masse, die mühevoll erworbenen Sammlungen verschimmeln, der letzte kleine Vorrath des röthlichen Steinsalzes verwandelt sich in eine Lacke Wasser, die am Abend ausgezogenen Sandalen sind am Morgen schwammig und fast unbrauchbar, das sorgfältig aufbewahrte trockene Holz wird wieder naß und brennt nur sehr schwer, um die Hütte bildet sich ein Morast, den auch tief gezogene Graben nicht verhindern können; in der Wohnung selbst entstehen Pfützen, und nur die kleine Dachkammer ist der einzige trockene Ort, wohin auch die Habseligkeiten und Sammlungen geflüchtet werden. Der Wald gleicht einem Sumpfe, das Gehen auf der nassen, fetten Erde ist beschwerlich und an den steilern Stellen ganz unmöglich; dem Anstreifen an einen Busch folgt ein dichter Regen, der schwächste Wind schüttelt in Masse das auf den Bäumen angesammelte Wasser herunter. Die Thiere haben sich in ihre sichern Höhlen, die Vögel in ihre geschützten Nester zurückgezogen und nur selten gelingt es irgend ein Wild zu erlegen, denn auch der frisch geladene Schuß verfehlt wegen der Feuchtigkeit des Rohres häufig das Ziel. Dadurch steigert sich der Mangel an Lebensmitteln täglich mehr und mehr und fängt bald an sehr empfindlich zu werden. Die insipide Frucht des Omero vermag wohl den stärksten Hunger etwas zu bändigen, wird aber nach einigen Tagen widerlich und ungenießbar und macht wegen ihrer großen Unverdaulichkeit heftiges Magendrücken. Die einzige Quelle, aus der noch einiger Trost geschöpft werden kann, ist ein nahe gelegener, von kleinen Fischen bevölkerter Fluß; die Angeln werden dann hervorgesucht und des Nachts an langen Schnüren, am einen Ende

um einen Stein gebunden, mit Würmern beſpickt in das Waſſer gelegt. Gerade die regneriſchen und trübſten Nächte ſind zu dieſem Fange die günſtigſten, denn die welsartigen Fiſchchen beißen weder bei Tage noch in mondhellen Nächten an den Köder. Aber auch hier iſt die Beute nicht ſonderlich groß und ſie muß als ſehr glücklich betrachtet werden, wenn ſich in der ganzen Nacht ein Dutzend ſpannenlanger Fiſchchen fangen. Der fortwährend ſteigende Fluß reißt trotz aller Vorſicht häufig die Angelſchnüre mit ſich fort, was in der traurigen Lage ein doppelt fühlbarer Verluſt iſt.

Die Tage ſpinnen ſich einförmig und langſam ab. Wenn die Beobachtungen und Erlebniſſe aufnotirt ſind, werden die Waffen geputzt und mit dem für dieſen Zweck ſorgſam aufgehobenen Thierfett beſtrichen, die Sammlungen durchmuſtert und von Schimmel gereinigt, die Kleidungsſtücke geflickt oder durch neue erſetzt, was beſonders bei den Hemden der Fall iſt, die oft nach eintägigem Tragen im Walde an Rücken und Armen ganz zerfetzt ſind; aus einem für einen ganz andern Zwecke beſtimmten Stücke Segelleinwand werden ſie zugeſchnitten und mit ſelbſt verfertigtem Zwirne und den Nadeln aus dem anatomiſchen Beſtecke genäht; die faulenden Sandalen müſſen durch neue erſetzt werden, wozu die Felle der größern Thiere aufgeſpart wurden. Die übrige Zeit wird mit dem Drehen von Zwirn, Angelſchnüren oder Stricken ausgefüllt. Das große Bedürfniß den Geiſt durch Leſen angenehm zu beſchäftigen, kann leider nicht erfüllt werden, denn die ganze Bibliothek beſteht aus ein paar ſyſtematiſchen Werkchen in Duodezformat, die dem Zoologen zuletzt mehr Ekel als Genuß gewähren. Der Sonntag unter-

scheidet sich von den übrigen Wochentagen nur dadurch, daß zuerst der Boden der Hütte von den die Woche durch aufschießenden Pflanzen gereinigt wird, um der Wohnung ein etwas festlicheres Ansehen zu geben, durch das Unterlassen derjenigen Arbeiten, die nicht gerade zum Fristen des kümmerlichen Daseins nothwendig sind, und durch eine doppelte Ration von Tabak. Komisch ist es dann später zu finden, daß durch eine falsche Berechnung nach dem nicht täglich fortgesetzten Tagebuche der Mittwoch als Sonntag gefeiert wurde.

Freudig werden wieder die ersten schönen, regenfreien Tage begrüßt, und wie alle Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen und die fast steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen recken, so suchen auch die so lange in der Hütte festgebannten Waldbewohner die wohlbekannten sonnigen Plätzchen auf, um den von Feuchtigkeit schweren Körper zu durchwärmen. Wie verschieden sieht jetzt der Wald aus als vor dem Regen; er ist üppiger, aber düsterer und unwegsamer, an vielen Stellen ganz unkenntlich; große Erdschlipfe haben mächtige Bäume mit sich den Abhang hinuntergerissen, weite Strecken sind in sich selbst versunken und bilden nur ein wirres, undurchdringliches Verhack von dichtbelaubten Aesten, eine Erscheinung, die häufig auf diesem lockern Boden vorkömmt; Quellen rieseln, wo früher nur eine schwache Furche das Laub durchzog, die Flüsse sind weit über die Ufer getreten und überschwemmen die nächsten Umgebungen und in jeder Vertiefung stehen Sümpfe und Moräste. Aber schon nach wenigen Tagen trocknet die glühende Sonne den Waldgrund etwas auf, die Flüsse kehren in ihr Bett zurück und die nicht mehr genährten Wasser verdunsten.

Fast eben so große Verwüstungen wie die langen Regen bewirken die Gewitterstürme während der heißen Jahreszeit. Nach einer drückend schwülen Windstille verfinstert sich plötzlich der Himmel, zuckende Blitze zerreißen das schwarze Gewölke, von hundertfältigem Echo zurückgeworfen dröhnt der grollende Donner durch den zitternden Urwald; vom heulenden Orkane entwurzelt stürzen tausendjährige Bäume mit lautem Krachen zur Erde und knicken in ihrem gewaltigen Falle die umstehenden Stämme wie Strohhalmen oder entreißen sie mit den Wurzeln dem Boden und begraben sie unter ihrer ungeheuern Masse. Schauerlich begleitet das Angstgeschrei der aufgescheuchten Thiere diese wilde Musik und mit Grausen sieht sich der ferne von seiner Hütte den Forst durchstreifende Jäger in den wüthenden Kampf der Elemente verflochten und hülflos klammert er sich an einen Stamm, der vielleicht im nächsten Momente vom glühenden Strahl gespalten wird. Aber auch in seiner Wohnung fühlt er sich nicht sicher; wie leicht kann der Sturmwind, dessen Gewalt die uralten Bäume nicht widerstehen, den leichten Bau umstürzen und ihn in einem Augenblicke obdachlos machen?!

Wenn nach einem langen Aufenthalte in dieser Waldregion die wissenschaftliche Ausbeute nicht mehr den täglichen Gefahren und Entbehrungen entspricht, wird endlich der Entschluß gefaßt, nach der vor vielen Monaten verlassenen Montaña der christlichen Indianer zurückzukehren. Sorgsam werden die sauer erworbenen Schätze in die wohlverwahrten Säcke gepackt, die wichtigsten Werkzeuge und Waffen mitgenommen, die übrigen leicht zu ersetzenden Habseligkeiten aber zurückgelassen. Mit dankbarer Anerkennung für den gewähr-

ten Schutz, fast schmerzlich und ungerne wird der liebgewordenen Hütte Valet gesagt. Nun verödet, nur noch von nächtlichen Thieren bewohnt und von unzähligen Insekten zerfressen wird sie zuletzt von üppig aufwuchernden Gesträuchen erdrückt. Ehe noch ein Jahr seinen Lauf vollendet hat, ist kaum noch die Stelle, wo sie stand, zu erkennen. Schwer beladen wird der Rückweg angetreten und der Aufenthalt im Urwalde zur schönsten Zeit des Lebens gezählt; zwar waren der Mühen und Gefahren viele, aber der Lohn auch entsprechend, denn nicht blos die materielle Ausbeute, nur für wenige Zweige der Wissenschaften von einigem Nutzen, darf in Anschlag gebracht werden, sondern die gesammelten Erfahrungen und das nun erlangte Bewußtsein der eigenen Kraft, die sich erst in ihrem ganzen Umfange entwickeln kann, wenn der Mann, im steten Kampfe mit unsäglichen Hindernissen, auf sich allein beschränkt, durch sich selbst handeln muß.

Mit Staunen werden die schon längst Todtgeglaubten von den friedlichen Indianern der Montañas begrüßt und ihr Wiedererscheinen wie eine Wundermähr von Hütte zu Hütte erzählt.

Achtes Kapitel.

Palca. — Marayniоc. — Montaña de San Carlos de Vitoc. — Dörfer. — Gränze. — Bewohner. — Alcalde. — Hacienda de Pacchapata. — Coca. — Cultur. — Wirkung. — Nutzen. — Blasio Toman. — Thiere. — Carbunculo. — Chunchos. — Sitten. — Geschichte der Missionen am Cerro de la Sal. — Juan Santos Atahuallpa. — Die Franziscanermönche. — Entvölkerung von Vitoc.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel über den peruanischen Urwald im Allgemeinen gesprochen und will in dem vorliegenden Abschnitte eine der Montañas speziell beschreiben und daran auch einige historische Notizen über die peruanischen Missionen, über ihre Blüthe in den früheren Jahrhunderten und ihren Verfall in der Gegenwart knüpfen.

Die Montaña von San Carlos de Vitoc ist unstreitig eine der interessantesten von ganz Peru, weil sie einerseits in geringer Entfernung von volkreichen Dörfern der Sierra ist, anderseits aber an die Jagdreviere der wilden Indianer stößt und früher der Hauptschlüssel zu den Missionen der Pampa del Sacramento, des Chanchamayo, Perene und obern Ucayali war. Ihre Entfernung von Tarma, dem nächsten bedeutenden Orte, beträgt nur zwanzig

Stunden; von hier aus führt der Weg durch das fruchtbare Thal von Acobamba, bei der schönen Hacienda des General Otero Ocallapa oder „la Florida" vorbei nach Palca, am rechten Ufer eines Flusses, der durch die Vereinigung von drei Armen, dem Rio de Chancho, Rio de Acobamba und Rio de Tarma, entsteht und gewöhnlich „Rio de Palca" heißt, sobald er aber die Anden hinter Palca durchbrochen hat, Rio Chanchamayo, später Perene genannt wird und einen der bedeutendsten Zuflüsse des Rio Capanegua oder obern Ucayali bildet. Palca ist ein kleines Indianerdorf, vier Leguas von Tarma; seine Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit dem Fällen von Bauholz, das einige Stunden hinter dem Dorfe an den Ufern des Chanchamayo wächst, und verkaufen es zu hohen Preisen im Cerro de Pasco und Tarma. Der Boden ist sehr fruchtbar und giebt einen reichen Ernteertrag von Mais, Kartoffeln und Ocas, von dem nur ein geringer Theil von den Thalbewohnern selbst consumirt, der meiste aber nach den Minen von Pasco ausgeführt wird. Es giebt in Peru sehr viele Dörfer, die den Namen Palca (oder besser Pallco) führen, denn dieses der Quichuasprache entlehnte Wort heißt „Vereinigungspunkt"; daher werden die Stellen, wo zwei Thäler oder zwei Flüsse zusammenstoßen, Pallca genannt, aber auch der Punkt, wo der Zweig mit dem Aste, oder dieser mit dem Stamme zusammengewachsen sind, oder wo sich die Finger an der Hand vereinigen, figürlich aber auch die Finger oder die Aeste selbst. Die Vereinigungsstelle zweier Flüsse und die in der Nähe gebauten Dörfer heißen auch Tingo und der Winkel, in dem sich zwei Flüsse, von denen jeder eine Quebrada durchfurcht und die Thäler selbst treffen, Tingopalca.

Am östlichen Ende von Palca stehen die Trümmer eines in früheren Zeiten höchst wichtigen Forts; denn zu wiederholtenmalen machten die wilden Indianer Ausfälle aus ihren Wäldern und konnten nur durch dieses Bollwerk, das die enge Thalschlucht mit vier kleinen Feldstücken vollkommen vertheidigte, von ihrem Vordringen bis Tarma abgehalten werden. Ein unglaublich steiler Pfad zieht sich von hier etwa 1½ Stunden lang nach dem Gebirge hinauf und dann etwas mehr eben am Bergabhange lang bis zum Fuße des Kammes der hier kaum 14000 Fuß ü. M. liegenden Anden. Das Ersteigen des ziemlich steilen Rückens dieses Gebirgszuges wird auf dem Westabhange durch das lose Geröll erschwert. Der Eindruck der Anden ist hier bei weitem nicht so großartig als der der Cordilleren, denn es fehlen ihnen die Gletscher und die steilen Felsenkuppen; die höchsten Spitzen erheben sich nur ein paar hundert Fuß über den Kamm. Wie bei den Cordilleras ist auch die östliche Abdachung viel sanfter geneigt als die westliche, der Weg aber sehr morastig und durch tiefe Löcher zerrissen, so daß die Maulthiere oft tief einsinken und verunglücken. Zwei Stunden nachdem man den Rücken der Anden überschritten hat, gelangt man zur Hacienda Maraynioc, in der ziemlich zahlreiche Viehherden, die bis zum Gebirgskamme Futtergräser finden, gehalten werden. Das Clima ist hier, wie überall in der Cejaregion, außerordentlich feucht, und es bedarf der größten Vorsorge, die Vorräthe unverdorben aufzubewahren. Rings um die Hacienda werden Kartoffeln gepflanzt; sie sind wegen ihres Wohlgeschmackes weit herum in der Sierra bekannt; ich habe sie nirgends so gut gedeihen sehen, wie hier, wo das ganze Jahr alle Morgen

schwere Nebel auf der Erde lagern, wo es wöchentlich ein paar Tage regnet und nicht selten Schnee fällt, und doch ist trotz der fast unglaublichen Feuchtigkeit nie eine Mißernte zu befürchten. Mais und Getreide können nicht cultivirt werden, da die Saamen bald nach dem Keimen faulen. Unter den wenigen zum Dienste der Hacienda bestimmten Indianern giebt es ein paar leidenschaftliche Rehjäger; während meiner Anwesenheit war besonders einer mit dem Namen eines berühmten spanischen Dichters „Calderon" ausgezeichnet durch die Schlauheit, mit der er die Thiere beschlich, und die Beharrlichkeit, mit der er die geschossene Kugel wieder aufsuchte. Da er nur wenig Blei besaß, so ließ er sich nicht verdrießen, Tage lang nach der Kugel die Erde zu durchwühlen; mit dem nämlichen Blei, das er immer wieder in eine rundliche Form hämmerte, erlegte er neun Rehe. In der Nähe der Hacienda fließt ein kleiner Fluß vorbei, der nach dreistündigem Laufe die Montaña de Vitoc erreicht; früher führte der Weg dicht an seinem Ufer lang, aber bei der wiederholten Entvölkerung von Vitoc wurde er immer wieder ungangbar und ist schon seit einer langen Reihe von Jahren durch dichten Wald verschlossen. Gegenwärtig führt er über den scharfen Kamm (Cuchillo) eines Bergrückens und ist wenigstens viermal länger und ungleich beschwerlicher als der frühere. Von Maraynioc verfolgt man zuerst eine Stunde lang ein mit niedrigem Gebüsche bewachsenes Thal und ersteigt dann einen Seitenarm der Anden, fast eben so hoch als die Hauptkette. Die Indianer nennen diesen Rücken Manam rimacunan, „du sollst nicht sprechen", weil dort oben beständig ein so heftiger, von Schneegestöber begleiteter Wind bläst, daß es in der That kaum möglich ist, den

Mund zum Sprechen zu öffnen. Kurz ehe man die Firste erreicht, ist eine von einem überhängenden Felsen gebildete, schlecht geschützte Höhle; sie wird aber doch oft zum Nachtquartier ausgewählt, gehört aber mit zu den schlechtesten, die man finden kann, denn gewöhnlich ist der Boden dort in eine Pfütze umgewandelt, in die man zuerst eine Schicht von Gesträuche legen muß, um sich nicht gerade unmittelbar mit den Satteldecken ins Wasser zu betten. Der Weg von Manarimacunan nach der Montaña hinunter gleicht ganz den im vorhergehenden Kapitel beschriebenen; sieben Stunden weit führt er über treppenartig eingelegte Steine oder durch äußerst schlüpfrige, vom Wasser ausgefressene Hohlwege steil in die Tiefe hinunter, rings von fast undurchdringlichem Walde umgeben; die einzige offene und ebene Stelle ist das etwa hundert Schritt lange Feld von Chipes. Es ist äußerst interessant hier die jede Viertelstunde zusehends großartiger werdende Vegetation und die bunte Abwechselung der Thierwelt zu beobachten; während man auf dem Gipfel des Gebirges nur die magern Punagräser sieht, gelangt man schon nach wenigen Stunden in die Region der Chinabäume und am Abende in die der mächtigen Palmen. Die ersten menschlichen Wohnungen beim Eintritte in die Montaña sind ein halbes Dutzend kleine Hütten, der Weiler Amaruyo, früher „Sibis" genannt, und bald darauf gelangt man in das Hauptdorf von Vitoc, nach Pucara. Es besteht aus etwa fünfzig elenden Hütten und hat eine kleine Kirche, in der jährlich zweimal Gottesdienst für die Einwohner vom ganzen Thal gehalten wird. Eine Stunde unterhalb des Dorfes liegt eine Plantage „Pacchapata", die mit raschen Schritten ihrem gänzlichen Ruin entgegengeht.

Vitoc wird von zwei Flüssen eingeschlossen; sie vereinigen sich unter spitzem Winkel im Tingo und trennen das Thal vom Gebiete der wilden Indianer; der eine ist der Tullumayo oder „Rio de Marancocha", der aus den Montañas von Uchubamba und Monobamba kömmt und die Westgränze bildet; er fließt in beträchtlicher Breite am Fuße des von den Indios bravos bewohnten Gebirgszuges „Cuncachari" vorbei und ist der Hauptzufluß des Chanchamayo; der andere, der Aynamayo, entspringt oberhalb Maraynioc, bildet die Ostgränze und auf dieser Seite die Trennungslinie zwischen den wilden und christlichen Indianern. Das Thal ist sehr steil und von vielen Quebradas zerrissen, zeichnet sich aber durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit aus und ist dabei weit weniger als andere, sogar viel höher gelegene Montañas der lästigen Plage der Insekten ausgesetzt; es ist aber doch nur sehr spärlich bevölkert, denn außer den beiden angeführten Dörfern und der Plantage zählt es nur noch wenige vereinzelte Chacras. Die Einwohnerzahl dieser von der Natur auf das reichste begabten Montaña beläuft sich auf kaum 200 Seelen. Die Dorfbewohner beschäftigen sich vorzüglich mit der Cultur von Piñas, die nach Lima ausgeführt werden. Die Indianer von Palca und Tapo bringen ihnen Kartoffeln, Salz und Fleisch und tauschen dagegen Ananas ein; sie führen sie auf Eseln nach der Küste, wo sie aber selten schmackhaft anlangen. Auch die übrigen Früchte der Montañas, wie Mais, Apfelsinen, Bananen, Paltas, spanischer Pfeffer u. s. w. werden von ihnen erhandelt, aber nur in der Sierra verkauft. Jeder Dorfbewohner hat sein Feld, das er beliebig erweitern kann, sie sind jedoch zu faul, um sich ernstlich mit dem Ackerbau zu beschäftigen; nur wenn

sie vom Gobernador in Tarma zur Bezahlung der jährlichen Contribution gezwungen werden, strengen sie sich etwas mehr an und gehen dann auch selbst mit den Erzeugnissen ihrer Felder nach dem Gebirge und verkaufen sie für baares Geld.

Vitoc und einige nahegelegene Dörfer der Sierra bilden zusammen nur eine Kirchengemeine, deren Pfarrer das ganze Jahr in Tarma wohnt; nach Pucara geht er nur alle sechs bis acht Monate, um ein paar Messen zu lesen, Ehen zu schließen und Kinder zu taufen, vorzüglich aber um die Gebühren der Beerdigungen, die während seiner Abwesenheit vollzogen wurden, einzutreiben; die Preise sind in der Regel sehr hoch, da sie meistens nur in Früchten bezahlt werden. Für die Indianer ist die Ankunft des Pfarrers ein Freudenfest, weil dann der Heilige des Thales und des Dorfes gefeiert wird und wilde Trinkgelage das Fest begleiten. Die Person und Würde des Seelsorgers wird übrigens von ihnen weniger geachtet, als es bei den Indianern im Allgemeinen der Fall ist, und es begegnet nicht selten, daß irgend ein eifersüchtiger Cholo mit Säbel oder Waldmesser bewaffnet auf den Pfarrer eindringt, um von ihm die Beichte seiner Frau zu erzwingen. Bei den kirchlichen Functionen muß der Alcalde dem Pfarrer an die Hand gehen, hat für dessen freie Wohnung und Beköstigung zu sorgen und muß ihm bei der Abreise die nöthigen Indianer liefern, um die zahlreichen Ladungen von Früchten aus der Montaña zu tragen. In Pucara ist die originelle Sitte, daß dem jedesmaligen Alcalden eine große Klystirspritze (Jeringa) feierlichst überreicht wird, die er zum Gebrauche der sämmtlichen Thalbewohner in seiner Wohnung aufbewahren muß; jeder von diesen hat

das Recht, sie dort abzuholen; nicht selten schickt der Alcalde, wenn sie in eine ferne Hütte wandern soll, einen Rejidor mit, denn die Verantwortlichkeit dieses bei allen Peruanern, vom Präsidenten bis zum armseligsten Neger, so sehr beliebten Instrumentes lastet schwer auf ihm. Sobald etwas daran beschädigt ist, wird es nach Tarma hinausgeschickt und auf Gemeindeunkosten ausgebessert.

Die Plantage von Pachapata besitzt sehr ausgedehnte Ländereien, liefert aber doch nur einen sehr geringen Ertrag, da höchstens ein Dutzend Arbeiter regelmäßig das Feld bebauen. Das schon oben angeführte System, die Indianer durch Vorschüsse an Stoffen zu Kleidungsstücken, Fleisch, Brantwein u. s. w. gewissermaßen zu Sclaven zu machen, herrscht in dieser Hacienda in hohem Grade und Jeder, der einmal mit einer Schuld von 10 bis 12 Thalern im Plantagenbuche steht, bleibt fast für sein ganzes Leben tributpflichtig, denn will er sich durch anhaltendes Arbeiten davon befreien, so läßt der Plantagenbesitzer Brantwein brennen und dieser Lockspeise widersteht selten ein Indianer. Das den Arbeitern verabreichte Fleisch besteht aus getrockneten Schaafen (Chalonas), meistens solchen, die in den Haciendas im Gebirge aus Altersschwäche oder Krankheiten zu Grunde gehen; so eine magere, zähe, ekelhafte Chalona wird ihnen zu anderthalb bis zwei Thalern berechnet, während ein lebendes Schaaf in der Sierra kaum die Hälfte kostet. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Gegenständen, die sie von dem Hacendado beziehen. Die europäischen Effecten, meistens abgelegene, fast unbrauchbare Waaren werden von den Plantagenbesitzern in den Städten der Sierra zu sehr billigen Preisen eingekauft, von

den armen Indianern müssen sie ihnen aber durch Monate lange Arbeit bezahlt werden.

In Pacchapata werden außer Mais, Yuccas und den gewöhnlichen Obstarten auch Zucker, Caffe und Coca gepflanzt. Das Zuckerrohr gedeiht außerordentlich üppig und ist von guter Qualität; der Saft wird in einer elenden von Ochsen gedrehten Trapiche ausgepreßt und zu Chancacas eingekocht oder zu Rum gebrannt. Der Caffe ist von vorzüglicher Güte und gehört zu den besten bekannten Arten; seine kleine, schwach gewölbte Bohne ist glänzend grünlich blau. In frühern Zeiten schickten die Vicekönige von Peru den Caffe von Vitoc als Geschenk von großem Werthe an den Hof nach Madrid. Die Coca ist ebenfalls sehr gut und giebt im Jahre drei Ernten, was nur noch in wenigen Montañas von Peru, wie Pangoa und Huanta, der Fall ist. Ich will hier einige Notizen über diese höchst merkwürdige Pflanze mittheilen.

Die Coca (Erythroxylon Coca Lam.) ist ein Strauch von ungefähr 6 Fuß Höhe mit glänzend grünen Blättern und weißen Blüthen, denen kleine, scharlachrothe Beeren folgen. Sie wird aus den Saamen in einer Art Setzbeeten (almaziga) gezogen und die 1½ bis 2 Fuß hohen Setzlinge in regelmäßig angelegte Felder (Cocales) je drei Spannen von einander gesteckt. Um sie vor der zu großen Einwirkung der Sonne zu schützen, denn die Coca erfordert viele Feuchtigkeit, wird im ersten und zuweilen auch im zweiten Jahre zwischen die einzelnen Stäudchen (matas) vorsichtig Mais gesät; wenn sie dieses Schutzes nicht mehr bedürfen, so muß die Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Entfernung des Unkrautes (huriar) gerichtet und der Boden alle acht bis zehn

Wochen einmal aufgelockert werden. Bei dieser Sorgfalt giebt in Vitoc ein Cocal im dritten Jahre die erste Ernte. Wenn die Blätter reif sind, d. h. so spröde, daß sie beim Umbiegen springen oder brechen, werden sie von den Zweigen abgestreift, ein Geschäft, das gewöhnlich die Weiber verrichten; dabei ist aber einige Sorgfalt zu beobachten, um die zarten Blätter und jungen Zweige zu schonen*). Der entblätterte Strauch bekleidet sich bald wieder mit frischem Grün und zwar in Vitoc so außerordentlich schnell, daß nach 3½ bis 4 Monaten die Blätter schon wieder zur neuen Ernte (Mita) reif sind, während in andern Montañas jeder Strauch jährlich nur eine Ernte giebt. In Pangoa können die Blätter alle zwei Jahre fünfmal geerntet werden, was dem Verhältnisse in Vitoc ziemlich nahe steht. Nach acht bis zehn Jahren werden die Sträucher durch neue ersetzt, da die Blätter vom alten Busche nicht mehr geschätzt sind und auch in geringerer Anzahl erscheinen. Die grünen Blätter werden im Plantagenhofe auf grobwollene Tücher ausgebreitet und an der Sonne getrocknet, was, je nach der Witterung, in zwei bis sechs Tagen (in Pacchapata in der Regel in zweien) geschieht; die Blätter sehen dann glatt und mattgrün aus. Das Trocknen erfordert große Vorsicht, da die auch nur einmal naß gewordenen Blätter braun, die aber öfters durchnäßten schwarz und runzlig werden und in beiden Fällen einen viel geringern Preis als die grünen haben. Die getrocknete Coca wird in Wollsäcke fest verpackt und so versandt. Diese Säcke

---

*) Die Indianer pflücken in einigen Gegenden die Coca mit sehr großer Sorgfalt, indem sie jedes einzelne Blatt vorsichtig mit den Nägeln abklauben.

haben nach den Montañas eine verschiedene Form und Farbe, die von Huanuco sind grau und schwarz und haben gefüllt ein Gewicht von 75 bis 80 Pfund; die von Vitoc grau und weiß und fassen 150 Pfund; die von Huanta und Anco schmal, schwarz und braun und werden nur mit einer Aroba aufgefüllt, in den Montañas von Urubamba, Calca und Paucartambo werden die Blätter in Körben (Cestos) versandt. Auch der Transport der Coca darf nicht vernachläßigt werden; dringt Feuchtigkeit in die Säcke, so werden die Blätter heiß (se calientan), schimmlig und unbrauchbar. Die Coca aus den Montañas von Huanuco wird nur in den Nordprovinzen consumirt und nach der Küste ausgeführt, wo ihr Gebrauch bei den Plantagennegern immer mehr überhand nimmt. Südlicher als Tarma wird keine mehr von dieser verkauft und die Indianer verwerfen auch die beste als schlecht. Auf dem Markte von Tarma ist die Coca von Huanuco und Vitoc, in Jauja die von Uchubamba und Pangoa; in Huancayo, Huancavelica, Ayacucho und weiter nach Süden ausschließlich die von Huanta, Anco und Urubamba. Die Coca jeder Montaña ist an Geschmack von der einer andern verschieden und die an eine Art gewöhnten Indianer genießen nur nothgedrungen eine andere; übrigens ist nach dem Urtheile der Indianer vom Cerro de Pasco, wo sich Cholos aus den entferntesten Gegenden von Peru versammeln, die von Huanuco die geringste Sorte.

Die Indianer kauen die Coca. Jeder von ihnen hat eine Ledertasche, den sogenannten Huallqui oder „Chuspa", umhängen, in dem er einen Vorrath von diesen Blättern nebst einem kleinen, oft zierlich ausgeschnitzten Flaschenkürbis, dem Ishcupuru, mit pulverisirtem ungelöschtem Kalke

aufbewahrt. Wenigstens dreimal, in der Regel aber viermal des Tages, ruhen die Indianer von der Arbeit aus, um ihre Coca zu kauen (chacchar oder acullicar). Zu diesem Zwecke nehmen sie die einzelnen Blätter sorgfältig aus dem Huallqui, lösen die Rippen heraus, stecken das getheilte Blatt in den Mund und zerbeißen es, womit sie so lange fortfahren, bis sich unter den Mahlzähnen eine ordentliche Kugel (Acullico) geballt hat; dann stecken sie ein dünnes, befeuchtetes Hölzchen in den gebrannten Kalk und stechen es mit dem daran klebenden Pulver in den Cocaballen im Munde; dieß wiederholen sie ein paar Mal, bis er die richtige Würze hat; den reichlich sich entwickelnden Speichel, der sich mit dem grünen Safte der Blätter mischt, spucken sie nur theilweise aus, der meiste wird verschluckt. Wenn der Ballen nicht mehr hinreichenden Saft liefert, werfen sie ihn weg und legen einen neuen an. Ich habe öfter gesehen, wie der Vater den fast saftlosen Acullico seinem kleinen Knaben reichte, der ihn gierig in den Mund nahm und noch lange daran herumkaute. Schon im Cerro de Pasco, weit mehr aber im Süden, bedienen sich die Indianer, statt des ungelöschten Kalkes, der scharfen Asche der Quinua (Chenopodium quinua L.), die angefeuchtet und in viereckige, etwa 2 Zoll lange und 3 bis 4 Linien hohe Fladen geknetet, aufbewahrt wird; diese so zubereitete Asche heißt Llucta oder „Llipta"; beim Gebrauche wird ein Stück davon abgebrochen und mit dem Acullico gekaut. In einigen Montañas machen die Indianer die Llucta aus der Asche von Musenwurzeln. Die Anwendung des ungelöschten Kalkes erfordert einige Vorsicht, um ihn nicht mit den Lippen oder dem Zahnfleische in directe Berührung zu bringen, wodurch ein unerträgliches Brennen

verursacht wird, was besonders der Europäer, der versuchsweise den Indianer nachahmen will, sehr empfindlich fühlt. Bei einem anstrengenden Ritte über die Hochebenen, wo der scharfe, eiskalte Wind das Athmen beinahe unmöglich machte, empfahl mir mein Arriero zu chacchar und gab mir seine Huallqui; ich war aber so ungeschickt dabei, daß ich mir die Lippen auf's schmerzhafteste cauterisirte und von jedem fernern Versuche abstand.

Der Geschmack der Coca ist nicht unangenehm, schwach bitter, etwas aromatisch und dem der schlechten Arten des grünen, chinesischen Thee ähnlich; mit Asche vermischt ist er etwas pikant und auch für den europäischen Gaumen weniger widerlich als ohne diese Zugabe. Der Geruch der in Masse aufbewahrten, frisch gedörrten Blätter ist fast betäubend, wenn sie aber in den Säcken eingeschlagen sind, verliert er sich fast ganz. Alle, die Coca kauen, haben eine höchst unangenehme Ausdünstung, einen übelriechenden Athem, blasse Lippen und Zahnfleisch, grüne, stumpfe Zähne und einen ekelhaften, schwärzlichen Saum um die Mundwinkel. Die leidenschaftlichen Cocakauer, die sogenannten Coqueros, erkennt man auf den ersten Anblick an ihrem unsichern, schwankenden Gange, der schlaffen Haut von graugelber Färbung, den hohlen, glanzlosen, von tiefen violettbraunen Kreisen umgebenen Augen, den zitternden Lippen und unzusammenhängenden Reden und ihrem stumpfen, apathischen Wesen. Ihr Charakter ist mißtrauisch, unschlüssig, falsch und heimtückisch; sie werden Greise, wenn sie kaum in das Alter der vollen Mannskraft treten und erreichen sie das Greisenalter, so ist Blödsinn die unausbleibliche Folge ihrer nicht zu bändigenden Neigung. Scheu die menschliche Gesellschaft flie-

hend, verbergen sie sich in den finstern Wald oder in die einsamen Ruinen der Wohnungen ihrer Vorfahren und geben sich dort Tage lang dem leidenschaftlichen Genusse dieser Blätter hin. Dort hat ihre aufgeregte Phantasie die wunderbarsten Visionen, bald in unbeschreiblich schönen und wonnigen Gestalten, bald aber in grauenhaften Bildern, was besonders bei denen der Fall ist, die sich in die düstern Trümmer der zerstörten Dörfer oder in die Grabstätten ihrer Ahnen zurückziehen; hier, vor jeder ihnen unerträglichen Störung sicher, kauern sie in einem Winkel mit stieren, auf den Boden geheften Augen, und nur die fast automatische Bewegung der Hand, die die Coca zum Munde führt, und das mechanische Zermalmen zeigen an, daß wenigstens noch eine Spur von Selbstbewußtsein bei ihnen vorhanden sei. Zuweilen zwängt sich ein dumpfes Stöhnen tief aus der Brust herauf, wahrscheinlich wenn die schauerlichen Umgebungen ihrer krankhaft aufgeregten Einbildung Schreckensscenen vorgaukeln, aber sie vermögen diese eben so wenig zu verscheuchen, als sich freiwillig von den schönen Träumen zu trennen.

Durch welche Bedingungen eigentlich der Coquero in seinen normalen Zustand zurückkehre, habe ich nie recht in Erfahrung bringen können, es scheint aber, daß weniger das Bedürfniß nach Schlaf oder natürlicher Nahrung als der Mangel an Coca diesem tagelangen Rausch ein Ende setze; denn erst wenn die Hallqui leer ist, kehrt der Coquero in seine Hütte zurück. Während drei Tagen, die er sich isolirt, gebraucht er nahe an $^3/_4$ Pfund Blätter und gegen eine Unze Kalk oder Asche, da er auch von diesem Verschärfungsmittel mehr als das Doppelte der gewöhnlichen Quantität zu sich nimmt.

Alle Gebirgsindianer ohne Ausnahme kauen Coca und gebrauchen durchschnittlich 2 bis 3 Loth des Tages, bei festlichen Gelegenheiten beinahe das Doppelte; sie sind so sehr an diesen Genuß gewöhnt, daß sie viel leichter die Speise als die Coca entbehren. Beim Bergbau und Feldarbeiten muß daher der Hacendado wenigstens dreimal am Tage seinen Arbeitern Zeit zum Chacchar geben, was gewöhnlich eine halbe Stunde dauert, nie weniger als eine Viertelstunde sein darf. Nach dem Kauen rauchen sie gewöhnlich ein paar Züge von einer Papiercigarre, wodurch, nach ihrer Aussage, dem Genusse die Krone aufgesetzt wird. Wie schwer es hält, einmal an den Gebrauch der Coca gewöhnt, demselben zu entsagen, beweisen mehrere hochgestellte Staatsbeamte in Lima, die sich täglich ein paar Mal in ihre innersten Gemächer zurückziehen, um dort heimlich die würzigen Blätter zu kauen. Sie wagen nicht, es öffentlich zu thun, da das Chacchar bei allen gebildeten Peruanern, als eine nur dem gemeinen Indianer eigene Gewohnheit, sehr verachtet ist. Nicht selten ergeben sich auch Weiße dem Laster des Cocakauens auf eine furchtbare Art; ich kenne zwei Europäer, einen Biscayer und einen Italiener, die Coqueros im vollsten Sinne des Wortes sind. Im Cerro de Pasco bildeten sich eigene Gesellschaften, an denen vorzüglich auch Engländer Theil nahmen, die sich an bestimmten Abenden zum Chacchar versammelten; statt des Kalkes oder der Asche wurde zu den Blättern Zucker servirt. Nach Aussage eines Mitgliedes von einem solchen Clubb soll es nach mehrtägiger Wiederholung vorzüglich gut schmecken, bald aber das Bedürfniß erwecken, den Zucker durch schärfere Ingredienzien zu ersetzen.

Die Wirkung der Coca ist der der narcotischen Mittel, in geringer Dosis angewendet, sehr ähnlich und besonders möchte ich sie der des Stechapfels vergleichen, viel eher als der des Opiums. Wir haben oben gesehen, welche furchtbare Wirkung der Aufguß der Datura hervorbringt; vergleichen wir die der Coca beim eingefleischten Coquero, so finden wir ähnliche Symptome, aber in geringerm Grade. Eines bis jetzt ganz unbeachteten Umstandes erwähne ich noch, daß nämlich die Indianer beim anhaltenden Chacchar, besonders aber die Coqueros, wenn sie von ihrem einsamen unheimlichen Schmause zurückkehren, sehr lichtscheu sind und an ihnen eine auffallende Erweiterung der Pupille bemerkt wird. Die nämliche Erscheinung habe ich auch durch das Einbringen von stark eingekochtem Extracte der Cocablätter ins Auge bewirkt. Von Opium unterscheidet sich die Coca vorzüglich dadurch, daß sie nie, auch nach den stärksten Gaben nicht, eine vollkommene Alienation der Sinnesthätigkeit oder Schlaf hervorbringt, stimmt anderseits wieder mit ihm überein, daß sie das Gehirnleben steigert, es jedoch (bei unmäßigem Genusse) nach jahrelangem Reize, so wie auch die Sinnesthätigkeiten ertödtet.

Schon den ältesten Beobachtern ist es aufgefallen, daß die Indianer beim regelmäßigen Gebrauche der Coca nur sehr wenig Nahrungsmittel bedürfen und bei verdoppelter Gabe fast gar keine nöthig haben und zudem die anstrengendsten Arbeiten mit Leichtigkeit verrichten. Sie schrieben daher der Coca außerordentliche Kräfte zu und glaubten sogar, sie könne die Nahrung ganz ersetzen. So sehr von ihnen die Wirkung dieser Blätter übertrieben wurde, so haben sie einige neuere Reisende zu sehr herabgesetzt, indem sie von

der Ansicht ausgehen, die Coca sei nur ein momentanes Reizmittel, und daß nach ihrer vorübergehenden Wirkung die übrigen Bedürfnisse mit verdoppelter Kraft ihre Rechte verlangen, und erklärten sie daher auch für absolut schädlich. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten und glaube, daß ihr mäßiger Genuß nicht nur nicht nachtheilig, sondern der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ich mache hier auf die noch später anzuführenden Beispiele von außerordentlich hohem Alter aufmerksam, bei Indianern, die vom Knabenalter an täglich dreimal diese Blätter kauten und in ihrem Leben die ungeheure Quantität von zweitausendsiebenhundert Pfund consumirten und sich dabei doch immer sehr wohl befanden *). Die gewöhnliche Nahrung der Indianer besteht fast ausschließlich aus vegetabilischen Substanzen, besonders aus geröstetem Mais und aus gerösteter, dann zu Mehl zerstampfter Gerste (Machica), die ohne weitere Zuthaten trocken verschlungen wird; die heftigen Obstructionen, die diese mehligen Speisen hervorbringen, werden durch die bekannte eröffnende Wirkung der Coca aufgehoben und somit die Ursache vieler schwerer Krankheiten vermieden. Daß die Coca in hohem Grade nährend sei, läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen. Die unglaublichen Strapazen der peruanischen Infanterie bei der spärlichsten Nahrung, aber dem steten Gebrauche der Coca, das saure Tagewerk des indianischen Bergmanns, unter den nämlichen Verhältnissen viele Jahre

*) Ich spreche hier von den nicht sehr seltenen Fällen von einem Alter von 130 Jahren. Nehmen wir an, daß diese Indianer in ihrem zehnten Jahre zu chacchar anfangen und setzen als Minimum täglich 2 Loth, so haben wir in 120 Jahren die bedeutende Quantität von 27 Centnern.

unverdroſſen und ohne körperliche Nahrung fortgeſetzt, dürfen gewiß nicht einem blos vorübergehenden Reize zugeſchrieben werden, ſondern ſind Folge des nährenden Prinzips dieſer Blätter. Ich will hier nur ein Beiſpiel der großen Ausdauer der Indianer beim Genuſſe der Coca ohne andere Nahrung anführen. Ein Cholo von Huari, Hatun Huamang, „der große Geier" genannt, machte für mich während fünf Tagen und eben ſo vielen Nächten ſehr mühevolle Ausgrabungen, ohne während dieſer Zeit irgend eine Speiſe zu genießen oder ſich mehr als zwei Stunden Schlaf jede Nacht zu gönnen; alle 2½ bis 3 Stunden kaute er aber ungefähr eine halbe Unze Blätter und behielt den Acullico immer im Mund. Ich war die ganze Zeit über bei ihm und konnte ihn alſo genau beobachten. Nach vollendeter Arbeit begleitete er mich während eines zweitägigen Rittes 23 Leguas weit über die Hochebenen und lief zu Fuße neben meinem raſchſchreitenden Maulthiere unermüdlich fort und ruhte nur, wenn er das Bedürfniß zum Chacchar fühlte. Als er mich verließ, verſicherte er mir, er würde gerne ſogleich noch einmal die nämlichen Arbeiten, ohne zu eſſen, verrichten, wenn ich ihm nur genug Coca gebe. Der Mann war, wie mir der Pfarrer des Dorfes verſicherte, ſchon 62 Jahre alt und ſoll in ſeinem Leben noch nie krank geweſen ſein.

Die Indianer behaupten, daß die Coca das beſte Mittel gegen die Athmungsbeſchwerden beim raſchen Steigen in der Cordillera und Puna ſey. Ich bin von dieſer Wirkung vollkommen überzeugt, da ich ſie an mir ſelbſt ſehr häufig erprobt habe. Wenn ich in der Puna, auf einer Höhe von 14000 Fuß ü. M., auf die Jagd ging, trank ich immer einen ſtarken Thee von Cocablättern und konnte dann mit

der größten Leichtigkeit Tage lang an den Felsen herumklettern und in raschem Laufe das angeschossene Wild verfolgen, ohne eine größere Schwierigkeit beim Athmen zu empfinden als nach schnellem Laufe an der Küste. Ueberhaupt habe ich an mir selbst auch vom sehr starken Aufgusse der Blätter nie die Symptome von Gehirnreiz, Unbehaglichkeit und Aufregung empfunden, wie sie andere Reisende beobachtet haben; der Grund davon liegt vielleicht darin, weil ich nur in der kalten Puna Gebrauch von diesem Thee machte, wo das Nervensystem weit weniger reizbar ist als in dem üppigen, erschlaffenden Clima der Wälder; wohl aber fühlte ich immer eine große Sättigung nach dem Coca-Aufgusse und auch ohne weiteres Frühstück stellte sich das Bedürfniß nach Nahrung doch erst später als gewöhnlich ein.

Die Coca hat für den peruanischen Indianer etwas Mysteriöses. In der Religion der Incas spielte sie eine sehr wichtige Rolle; bei allen Ceremonien, waren es religiöse oder kriegerische, wurde sie gebraucht, bald zum Räuchern bei den großen Opfern an den Hauptfesten, wie dem Inni Raymi, Uma Raymi u. s. f., bald als Opfer selbst. Während des Gottesdienstes kauten die Priester Coca, und der Gottheiten Gunst konnte nicht erlangt werden, wenn ihnen nicht diese Blätter dargebracht wurden, oder wenn sich nicht der Bittende ihnen mit einem Acullico im Munde nahte. Auf keiner Arbeit, die ohne Cocablätter begonnen wurde, ruhte Segen, und dem Strauche selbst wurde göttliche Verehrung erzeigt. Das Christenthum hat im Zeitraume von mehr als dreihundert Jahren noch nicht vermocht, den tief eingewurzelten Aberglauben auszurotten und überall trifft man noch Spuren des Glaubens an die geheimnißvolle Wirkung

dieser Pflanze. Die Grubenarbeiter im Cerro de Pasco werfen noch heut zu Tage an die harten Metalladern gekaute Coca und behaupten, daß sie dadurch leichter zu bearbeiten werden. Leicht erklärlich findet man diesen Gebrauch, von dem sich die jetzigen Indianer selbst keine Rechenschaft ablegen können, wenn man weiß, daß zur Zeit der Incas die Ansicht herrschte, daß die Gottheiten der Metalle, die sogenannten Coyas, die Berge undurchdringlich machen, wenn sie nicht durch den Geruch der Coca günstig gestimmt werden. Jetzt noch geben die Indianer den Gestorbenen Cocablätter in den Mund, um ihnen beim Uebertritt in das künftige Leben eine günstige Aufnahme zu verschaffen, und jeder Mumie, der der indianische Peruaner auf seinen Wegen begegnet, werden mit scheuer Verehrung einige Blätter als Opfer dargebracht.

In der ersten Zeit nach der Eroberung von Peru, als die Spanier sowohl den Indianer als Menschen als alle seine Gewohnheiten mit der tiefsten Verachtung betrachteten, war der Gebrauch der Coca für alle Weißen ein Gegenstand des Abscheues, weil sie nur die unangenehme und ekelhafte Seite davon auffaßten, ihren Nutzen aber nicht zu würdigen vermochten und glaubten, durch die von den Eingebornen diesen Blättern gezollte Verehrung bewogen, es liege der Coca eine dämonische Wirkung zu Grunde. Die Regierungsbeamten und Geistlichen suchten daher auf alle mögliche Weise ihren Gebrauch auszurotten und darin liegt auch ein, bisher ganz übersehener, Grund des Hasses der Indianer gegen die Spanier. Im zweiten zu Lima abgehaltenen Concilium (1567) wurde im 120. Kanon die Coca als „ein Gegenstand ohne Nutzen, für die Mißbräuche und den

Aberglauben der Indianer geschaffen", bezeichnet und ein königliches Decret vom 18. October 1569 nennt geradezu den Glauben der Eingebornen, daß die Coca ihnen Kraft verleihe, „eine teuflische Einbildung" (una elusion del Demonio). Die Minenbesitzer erkannten zuerst die Wichtigkeit des Chacchar bei den anstrengenden Arbeiten der Indianer und in ihnen und später auch in den Plantagenbesitzern gewann die Coca lebhafte Vertheidiger, so daß sich trotz aller königlichen und kirchlichen Verordnungen ihr Gebrauch eher vermehrte als verminderte. Einer der wärmsten Lobredner dieser Pflanze war der Jesuit Don Antonio Julian in seiner „Perla de America"; er bedauert, daß sie nicht auch in Europa statt des Thee und Caffe, die sie an ausgezeichneten Eigenschaften weit übertreffe, eingeführt sei, und sagt: „Es ist traurig, daß so viele arme Familien nicht dieses Präservativ gegen Hunger und Durst besitzen *), daß so viele Taglöhner und Handwerker bei ihren anhaltenden Arbeiten dieses Stärkungsmittel entbehren, daß so viele alte und junge Männer, die sich dem mühsamen Tagewerk des Studiums und der Schriftstellerei widmen, nicht dieses Kraut gegen die unausbleibliche Abspannung (debilidad de cabeza) genießen und gegen die Magenschwäche, die eine unzertrennliche Gefährtin des anhaltenden Studiums ist" u. s. w. Der Doctor Don

*) Dabei vergißt der ehrwürdige Abt Julian, daß die Coca in Europa sehr theuer zu stehen käme, denn in Tarma und Huanuco kostet die Aroba (25 Pfund) durchschnittlich sechs sp. Thaler (also über 31 frz. Frkn.); würde nun der Transport nach Lima, Fracht nach Europa, Zollhausgebühren u. s. w. dazu gerechnet, so könnte der Preis beinahe auf das Doppelte steigen und die armen Leute würden sich viel wohlfeiler Brod und Kartoffeln als Coca kaufen.

Pedro Nolasco Crespo, eben so sehr als der Abt Julian von der Wichtigkeit der Coca durchdrungen, machte schon 1793 in einer noch ungedruckten Abhandlung über diese Pflanze aufmerksam, von welcher Wichtigkeit sie für die europäische Marine, besonders auf langen Entdeckungsreisen, sein könnte, und wünschte, daß damit Versuche angestellt würden *). Der Wunsch von Dr. Crespo, auf eine genaue Kenntniß der Coca gestützt, wird wohl nie in Erfüllung gehen. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß der Gebrauch der Coca gerade in diesem von ihm angedeuteten Verhältnisse von außerordentlichem Nutzen wäre. Die harten Arbeiten der Matrosen bei schlechtem Wetter und in stürmischen, kalten Gegenden könnte das Cocakauen erleichtern, auch wäre es gewiß bei der salzigen Fleischnahrung sehr zuträglich. Der Genuß des viel schädlichern, als Stärkungsmittel gereichten Brantweins und das ekelhafte, bei den Seeleuten so allgemein übliche Kauen des Tabaks, das aber in der That keine einzige gute Wirkung hat, würden durch die Coca aufgehoben und wenn diese, wie die geistigen Getränke, vom Schiffsführer rationenweise ausgetheilt würde, so wären die schlimmen Folgen ihres Genusses, wie sie bei den Coqueros auftreten, nicht zu befürchten. Durch die Coca würden die Leistungen der Matrosen in den gefahrvollen Mo-

*) Diese Notiz, so wie einige andere, sind einer, für die Zeit, in der sie geschrieben wurden, ausgezeichneten Abhandlung von Doctor Don Hippolito Unanue entlehnt. Sie führt den Titel: „Dissertacion sobre el aspecto, cultivo, comercio y virtudes de la famosa planta del Peru, nombrada Coca. Lima 1794.“ Sie ist dem Vicekönige Don Luis Fermin de Carabajal y Vargas, Grafen der Union, gewidmet. Werthvolle statistische Bemerkungen über die Coca theilte Pöppig Reise II. S. 248 ff. mit.

menten gehoben, die Nachtwachen, die sich bei Stürmen für die ganze Mannschaft so peinlich verlängern, leichter ertragen und die Erschlaffung wäre weniger groß als nach den doppelten und dreifachen unter solchen Umständen verabreichten Gaben von Rum oder Cognac. Und welch außerordentlichen Trost würde ein Vorrath von Coca am Bord eines Schiffes gewähren, wenn die Lebensmittel mangeln! wochenlang könnte sich die Mannschaft mit sehr kleinen Rationen von Speisen, bei verdoppelten Gaben von Coca, behelfen, ohne die furchtbare Qual einer Hungersnoth zu leiden. So verwerflich auch den Meisten der Vorschlag erscheinen mag, die Coca in der europäischen Marine einzuführen, so sollte doch nicht unbedingt der Stab darüber gebrochen werden; ein Versuch beweist mehr als alles unfruchtbare Hin- und Herreden, und leicht könnte dieser bei einer Polarexpedition angestellt werden, denn in den kalten Regionen sind die nachtheiligen Folgen der Coca nicht zu befürchten, nur ihr Nutzen würde klar hervortreten. In der Hand eines umsichtigen Capitäns kann sie nie schädlich werden.

Meine Ansicht über die Coca nach einer mehrjährigen sorgfältigen Beobachtung ihrer Wirkung ist, wie schon oben angeführt, die, daß ihr mäßiger Gebrauch ohne alle nachtheiligen Folgen für die Gesundheit sei und daß ohne denselben der peruanische Indianer bei seiner kärglichen, unverdaulichen Nahrung weder einer so festen Gesundheit genießen würde noch zu anhaltenden und schweren körperlichen Arbeiten fähig wäre, wie es jetzt der Fall ist; ich betrachte diese Pflanze als eine große Wohlthat für jenes Land und als eines der wesentlichsten Mittel, die Nationalität der Indianer zu erhalten und dem traurigen Schicksale vorzubeugen, daß

dieser große Stamm, den Krankheiten oder übermäßigen Arbeiten erliegend, am Ende ganz untergehe. Das Cocakauen ist so wenig ein Laster als das Weintrinken; nur das Uebermaß stempelt das eine wie das andere dazu; der bewußtlose Säufer ist eben so verächtlich wie der unheimlich aufgeregte, unnatürlich begeisterte Coquero. Der unmäßige Genuß des Weines bringt eben so nachtheilige Folgen hervor wie der der Coca; jener führt zum Säuferwahnsinn, dieser zu einer vollkommenen Abstumpfung der Sinnesthätigkeiten und zu heftigen gastrischen Beschwerden.

Kehren wir wieder zur Montaña de Vitoc zurück. In frühern Zeiten war die Cultur der Coca in diesem Thale sehr bedeutend, da alljährlich über 4000 Arobas auf den Markt von Tarma gesandt wurden; jetzt ist sie aber so sehr gesunken, daß jährlich kaum 50 Arobas ausgeführt werden. Die Hacienda hat nur ein kleines Cocafeld und die übrigen unbedeutenden Felder der Indianer reichen kaum für die Bedürfnisse der Thalbewohner aus. Bei der geringen Anzahl von Arbeitern, über die die Plantage disponiren kann, und bei dem sehr beschwerlichen Wege nach Tarma ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie sich so bald wieder hebe, besonders da die einzelnen Indianer mit ihr concurriren und ihr noch die wenigen Taglöhner zu entziehen suchen. Wer am freigebigsten mit Brantwein oder Guarapo ist, hat begreiflicher Weise am meisten Arbeiter und oft sieht sich der Plantagenbesitzer genöthigt, mit bewaffneter Mannschaft nach den andern Chacras zu gehen, um dort seine Operarios zu holen. Ein in einem Seitenthale von Vitoc angesiedelter Indianer war während vieler Jahre der bedeutendste Rival der Hacienda, da er sich immer mit seinen Arbeitern betrank und selten mit

ihnen abrechnete; er zeichnete sich durch seine Originalität so sehr aus, daß ich hier einige Züge aus seinem Leben und sein Begräbniß erwähnen will. Blasio Toman, so hieß er, war ein kleiner breitschulteriger Cholo mit dickem Kopfe, kleinen verschmitzten Augen, einer stark plattgedrückten Nase und struppigem Haar; seine Eitelkeit war unbegränzt und er scheute kein Opfer sie zu befriedigen. Auf jedes Fest ließ er eine Menge von Guarapo bereiten, um die gesammten Thalbewohner zu bewirthen, welche ihm aus Dankbarkeit den Titel eines „General von Vitoc" gaben, der seinen größten Stolz ausmachte. Sein Haus war geräumiger als die gewöhnlichen Indianerwohnungen, mit den abenteuerlichsten Figuren bunt bemalt und auf eine gesuchte, aber drollige Weise möblirt; so bildeten die Lehnen der Stühle mit dem Sitze einen sehr schiefen Winkel, daß man nur in der unbequemsten Stellung, ganz nach vorn geneigt, den Platz darauf behaupten konnte. Täglich spazierte er ein paar Stunden im Hofe auf und ab, einen Sonnenschirm, auf dem der Ueberzug an der einen Seite ganz fehlte, in der einen, ein Fernrohr mit einem einzigen Glase in der andern Hand, von Zeit zu Zeit eine Taschenuhr ohne Zeiger hervorziehend; fragte man ihn dann, wie spät es sei, so versicherte er jedesmal, die Uhr sei so eben stehen geblieben. Mit dem Perspectiv von Pappdeckel schaute er immer nach dem gegenüberliegenden Cuncachari und glaubte oft dort die wilden Indianer zu sehen, dann stellte er sogleich ein halbes Dutzend Cholos um sein Haus als Schildwache auf, die alle Augenblicke ihr »Sentinela alerta« rufen mußten. Er besaß zwei Pferde, oder besser zwei Skelette, das eine mit einem rothen, das andere mit einem schwarzen Felle über-

zogen; an den Festtagen ließ er in der Frühe den Fuchs satteln und eine rothe Satteldecke auflegen, zog eine uralte spanische Uniform mit Goldlitzen an, warf einen rothen Poncho über und setzte einen dreieckigen Hut mit weißer Feder auf; ganz ein moderner Don Quixote! Mit einem Husaren-säbel bewaffnet ritt er im Galoppe nach dem Dorfe und wieder zurück, bestieg dann schnell den Rappen, vertauschte die weiße Feder mit einer schwarzen, den Säbel mit einem Degen und begann wieder den nämlichen Ritt; so fuhr er mit dem Wechsel von Pferden und Waffen fort, bis er, von Müdigkeit und dem Brantwein überwältigt, vom Klepper sank und unter Bewachung einiger Cholos neue Kraft zu seinem Tagewerk sammelte. Außer seiner legitimen Frau, die aber getrennt von ihm lebte, hatte er ein halbes Dutzend anderer, unter denen zwei Favoritinnen, die eine zu Bestellung des Hauswesens, die andere zur Beaufsichtigung des Feld-baues, beide von abschreckender Häßlichkeit. Als die Blat-tern in Vitoc wütheten, erkrankte auch Blasio; alle Weiber des Thales eilten zu seiner Pflege herbei, eigentlich um ihn zu bestehlen. Nach viertägiger Krankheit starb er, ohne vor-her angezeigt zu haben, wo sein Geld verscharrt liege. So-gleich eilte sein Gevater und Busenfreund, vom Alcalden und einer Anzahl Cholos begleitet, die nöthigen Vorkeh-rungen zu treffen; der furchtbar entstellte Leichnam wurde in den Corridor gelegt und nun Nachforschungen nach dem Gelde gemacht. Da sie aber ganz vergeblich waren, so gaben die Indianer dem Todten Fußtritte ins Gesicht und mißhandelten auf das schändlichste ihren früher so geehrten General. Der Alcalde sah dem Unfuge ruhig zu und erhob nur seine Stimme, um seine Assistenzgebühren an Coca zu verlangen. Nach zwei

Tagen schritt man zur Beerdigung. Morgens, um 11 Uhr, begann der Zug (die Entfernung von der Wohnung zum Kirchhofe beträgt eine kleine halbe Stunde); voran vier Cholos mit großen Gefäßen voll Guarapo, dann der Majordomo von Pacchapata, für 5 Thaler die Responsen singend und hinter ihm der von sechs Indianern getragene Sarg. Alle 5 Minuten wird stille gehalten, um auszuruhen und Guarapo zu trinken. Mit einbrechender Nacht langt man auf dem Kirchhofe an; beim Niedersetzen entschlüpft der Sarg den Händen der Träger und fällt zertrümmert auf die Erde; die Dunkelheit treibt zur Eile und die betrunkenen Indianer vermögen nicht den Schaden auszubessern, der Todte wird also in's Grab geworfen, die Bretter ihm nach und beides mit Erde zugedeckt. Der Pfarrer, der 15 Stunden davon entfernt war, ließ sich für das Begräbniß von den Erben 200 Thaler bezahlen. Ich habe diesen Fall erzählt, um ein Beispiel von der Rohheit dieser Indianer zu geben; sie sind, wie die Bewohner der meisten Montañas, in denen Guarapo und Brantwein bereitet werden, sehr verdorben, roh, diebisch, falsch und faul.

In Vitoc wachsen für Pferde und Maulthiere keine passenden Futterkräuter, diese Thiere sind daher dort immer sehr mager und gehen gewöhnlich nach ein paar Jahren zu Grunde. Die blutsaugenden Fledermäuse und die zahllosen, großen Bremsen (Tabanos) setzen ihnen auch so sehr zu, daß sie schon nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen ganz ermattet sind und kaum noch die Puna erreichen. Das Rindvieh gedeiht hingegen in diesen Wäldern vortrefflich; es ist aber doch nicht möglich Heerden davon zu halten, da die neugebornen Kälber in der Regel eine Beute der Raubthiere

werden. Die Llamas, mit denen die Cholos von Tapo nach Vitoc kommen, sind am zweiten Tage ihrer Ankunft schon ganz ermattet und müssen unverzüglich in die kältern Regionen zurückgeführt werden.

In dieser Montaña nahen sich die größern Raubthiere nur selten den Wohnungen, obgleich hin und wieder Onzen hinkommen und die Cuguar aus der Ceja hinuntersteigen. Die übrigen Katzenarten sind aber sehr häufig und machen die Federviehzucht unmöglich. Auch in Vitoc wurde schon ein paar Mal das fabelhafte Thier, Carbunculo genannt, gesehen. Fast überall, wo ich hingekommen bin, an der Küste, in der Sierra und in den Montañas wurde mir von ihm erzählt und mehrere Personen versicherten mir es gesehen zu haben. Es ist von der Größe eines Fuchses, mit langen, schwarzen Haaren; nur zur Nachtzeit wird es sichtbar und schleicht dann langsam durch das Gebüsch oder zwischen Steinhaufen; verfolgt man es, so öffnet es eine Klappe auf der Stirn, unter der ein außerordentlich hellleuchtender Gegenstand (nach dem Glauben der Eingebornen ein Edelstein) verborgen ist, aufgedeckt mit einem ungewöhnlich lebhaften Glanze die Dunkelheit erleuchtet und den Verwegenen, der darnach greift, blendet; bald aber schließt sich die Klappe und das Thier verschwindet in der Finsterniß. So lauten die meisten Erzählungen, nach einigen aber kömmt das Thier mit aufgedeckter Klappe aus seinen Schlupfwinkeln und deckt sie, wenn es verfolgt wird, sogleich wieder zu. Schon in den ältesten Zeiten war der Glaube an die Existenz des Carbunculo durch ganz Peru verbreitet und scheint auch schon vor der Eroberung bestanden zu haben, so daß ihn nicht die Spanier hinüber gebracht haben. Auffallender

Weise herrscht er auch bei mehreren wilden Indianerstämmen, wo ihn schon die ersten Missionäre vorfanden. Es ist natürlich noch nie gelungen ein solches Thier zu erlegen, obgleich sich die Spanier alle erstnnliche Mühe gaben so ein Kleinod zu erhalten und die Vicekönige in der Regel in die Instructionen der Missionäre den Carbunculo in die erste Reihe der Desiderata setzten. Welches Thier wohl zuerst Stoff zu diesen fabelhaften Erzählungen gegeben hat, ist schwer zu entscheiden, wahrscheinlich in jeder Gegend ein verschiedenes. An der Küste könnte es das Añash, ein Stinkthier, sein, das nur des Nachts seiner Nahrung nachgeht. Ich habe öfter gesehen, daß seine Augen, wenn es gereizt wird, momentan wunderbar leuchten.

Die schlimmsten Feinde der schönen Montaña de Vitoc sind die wilden Indianer, die von den christlichen nur durch die beiden Flüsse Aynamayo und Tullumayo getrennt sind. Sie gehören zum furchtbaren Stamme der Chunchos und nähern sich in ihren wilden Sitten den oben erwähnten Casibos und Campas. Ihr Hauptsitz ist in „Chibatizo", neun Leguas von Pucara, aber schon drei Leguas von Pachapata, am Zusammenflusse des Chanchamayo und Tullumayo, haben sie ein ziemlich großes Dorf und das von ihnen temporär bezogene „Palmapata" liegt noch viel näher. Häufig führen sie ihre Jagdstreifereien an die Ufer der Gränzflüsse und nicht selten fallen sie in das Gebiet von Vitoc ein und morden unbarmherzig alle Cholos, denen sie begegnen. An einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen ist nicht zu denken. Ich habe mir alle Mühe gegeben dahin zu gelangen, aber vergeblich; während sie auf der Jagd waren, band ich in ihre Hütten Messer, Angeln, Ohrgehänge u. s. w.; als Gegen-

geschenk legten sie vor die meinige eßbare Wurzeln (Yuccas), die aber alle vergiftet waren, so daß ich, bei etwas weniger Vorsicht, mit meinem kühnen Begleiter „E. Klee" ein Opfer ihres Verrathes geworden wäre. Die Chunchos gehen auf ihren Streifzügen meistens ganz nackend, zuweilen in kurzen, weißlichbraunen Hemden, ohne Aermel, nur das der Anführer ist roth; auch färben die meisten ihre Haare mit „Achote" (Bixa Orellana L.) intensiv mennigroth und bemalen sich Gesicht und Brust mit der nämlichen Farbe. Ihre Waffen bestehen aus dem 5 Fuß langen Bogen von Chonta (Guilielma speciosa), mit dem sie zwei Arten von Pfeilen schießen; die eine sehr lang, mit runder Spitze mit Widerhaken von Chonta, die andere etwas kürzer mit handbreiten, muldenförmigen, schneidenden Spitzen aus Rohr, die sehr tiefe und schwer heilende Wunden machen, auch bedienen sie sich des großen, hölzernen Schwertes, der Macana. An ein im Walde aufgerichtetes Kreuz banden sie einige Tage später, als Zeichen unversöhnlicher Feindschaft, eine Macana und zwei Pfeile. Ihre Kriegsinstrumente bestehen aus 2 Fuß langen und 4 Zoll breiten Rohren, in die sie hinein heulen, was furchtbar schauerlich klingt.

Die Bewohner von Vitoc haben die Gewohnheit jährlich ein paar Mal Expeditionen gegen die Chunchos zu machen; es sind die lächerlichsten Unternehmen, die ich je gesehen habe. Alle Cholos des Thales, den Alcalden an der Spitze, oder vielmehr in der Mitte, ziehen mit Stangen, Aexten, Waldmessern und zwei Flinten*) bewaffnet aus und

*) Im ganzen Thale von Vitoc giebt es nur zwei Gewehre, die dabei noch in möglichst schlechtem Zustande sind; an Pulver ist fortwährend Mangel. Während meiner Anwesenheit in Vitoc gab ich ge-

untersuchen die Ufer der beiden Flüsse; voran ein ununterbrochen trommelnder Tambor und mehrere Indianer mit großen Calabazas voll Guarapo, denen halbstündlich eifrig zugesprochen wird. Wenn sich zufälliger Weise die Chunchos blicken lassen, so suchen sich die Cholos durch die schleunigste Flucht zu retten und sammeln sich erst wieder, wenn sie bald im Dorfe anlangen; dann erheben sie ein mächtiges Kriegsgeschrei, feuern einigemal die Flinten ab und ziehen sich, stolz auf die Heldenthat, in ihre Wohnungen zurück. Die Furcht der Bewohner von Vitoc vor den Chunchos ist so groß, daß sie schon beim bloßen Rufe ihrer Hörner erzittern und bei einem Ausfalle sogleich ihre Hütten verlassen und sich nach Maraynioc zurückziehen, ohne an eine Vertheidigung zu denken.

Die Chunchos sind im Besitze eines sehr reichen Salzlagers, das etwa 12 bis 14 Leguas von Vitoc entfernt ist; dorthin kommen auch die Nachbarn, mit denen sie im Frieden leben, um den Salzbedarf zu holen; auch die Campas und Callisecas dringen zuweilen bis hieher und es entstehen dann in der Regel sehr heftige Kriege. Der Salzgang soll von der Spitze eines Berges „Cerro de la Sal" nach S. W. und nach N. O., in jeder Richtung ungefähr 3 Stunden weit verlaufen und 30 Ellen breit sein. Das Salz ist mit rother Erde vermischt *). Wahrscheinlich ist es eine Fortsetzung

---

wöhnlich dem Alcalden von meinem Pulver, wenn er mit seinen Cholos zum Rejistro auszog, oder wenn bei den Festen geschossen wurde. Der Mangel an einer gehörigen Anzahl von guten Feuerwaffen, bei der gefährlichen Nähe der Chunchos, ist der beste Beweis der Stupidität der Bewohner Vitoc's.

*) **Fray Manuel Sobreviela. Varias noticias interessantes de las**

der großen Salzlager von Maynas und dehnt sich nach Osten, längs des linken Ufers des Perene, bis nach Sabirosqui und Quisapongo, wo das ungeheure Pajonal ist. Es steht zu vermuthen, daß dort die Lager nicht zu Tage kommen, da die Campas ihr Salz am Cerro de la Sal suchen.

In frühern Zeiten waren verschiedene Versuche gemacht worden, die Chunchos zum Christenthume zu bekehren und theilweise gelangen sie auch. Der erste Missionär, der sich zu ihnen wagte, war der unerschrockene, würdige Fray Geronimo Ximines; von Huancabamba drang er 1635 bis zum Cerro de la Sal und predigte dort, vertraut mit der Sprache des Stammes, das Evangelium, erbaute eine Capelle und richtete sich dann weiter nach Südwesten gegen Vitoc und gründete das Dorf San Buenaventura; zwei Jahre später schiffte er sich auf dem Chanchamayo ein, um seine Missionen bei den Campas fortzusetzen, wurde aber von diesen mit seinem Gefährten Fray Cristoval Larios und 28 Spaniern erschlagen. Mehrere Missionäre folgten ihm nach dem Cerro de la Sal und erhielten sich die Gunst der Chunchos, so daß sie 1640 schon sieben Dörfer von bekehrten Chunchos, Amagas und Campas hatten; wenige Jahre später wurden aber alle Missionäre und Soldaten getödtet und die Capellen zerstört. Der rastlose Eifer der Franciscanermönche trieb schon 1671 wieder neue Missionäre nach dem verhängnißvollen Cerro de la Sal und diesen glückte es auch wieder ein Dorf zu gründen, in welchem sie gegen 800

---

entradas, que los religiosos de mi Padre San Francisco han hecho en las montañas del Peru. Merc. per. III. 1791. pag. 99.

Neophyten versammelten, ein zweites kleines gründeten sie in der Nähe des zerstörten San Buenaventura und nannten es Santa Rosa de Quimiri; aber der Habsucht einiger Spanier, die im Cerro de la Sal reiche Goldgruben vermutheten, gelang es die Leitung der Missionen den Priestern zu entziehen und in eine politische umzuwandeln und fingen nun an die Indianer zu unterdrücken. Diese erhoben sich 1674 in Masse und erschlugen alle Weißen. So ging diese Conversion zum zweiten Male verloren. Lange blieben alle Versuche, die Indianer wieder zu bekehren, fruchtlos, und die Missionäre, die sich ihnen näherten, wurden erschossen. Es verstrichen beinahe 30 Jahre und die Chunchos waren wieder in den Zustand ihrer ursprünglichen Wildheit zurückgekehrt, als der Gründer des Klosters Ocopa, Fray Francisco de San Jose, mit vier Priestern und zwei Laienbrüdern durch das Thal von Vitoc in das Gebiet der Chunchos eindrang. Zu dieser Zeit (1709) wurde Vitoc zum ersten Male bevölkert. Die rastlose Thätigkeit dieser Mönche blieb nicht ohne Erfolg, sie wußten sich das Vertrauen der Chunchos zu gewinnen, und im Verlaufe von 20 Jahren hatten sie die sechs großen Dörfer: Quimiri, Nijandaris, Cerro de la Sal, Eneno, Pichano und San Tadeo de los Autes, wieder aufgebaut oder neu gegründet. Zur gleichen Zeit entdeckten sie das große Pajonal, zwischen dem Pachitea und Yana yanitiri, und gründeten dort die Dörfer Tampianiqui und Aporoquiaqui. Im Jahre 1739 zählten diese wieder aufblühenden Missionen 10 Dörfer und gegen 3000 getaufte Indianer*). Drei Jahre später

*) Ausführlichere Nachrichten über diese Missionen sind in Amich Comp. hist., Tena Mission. und Sobreviela l. c.

war der fürchterliche Indianeraufstand vom Apostata Juan Santos geleitet, bei dem fast alle Missionen des mittleren Peru wieder verloren gingen.

Juan Santos war ein Indianer aus Huamanga gebürtig und stammte, nach seiner Angabe, aus der Linie der letzten Inga, was auch nicht unwahrscheinlich ist, denn er führte schon vor seiner Empörung den Beinamen Atahuallpa (nach dem von Pizarro ermordeten Inga). Sein Charakter war stolz, klug, muthig und verschmitzt. Im Jahr 1741 erschlug er in einem Streite einen edeln Spanier, floh, dem Arme der Gerechtigkeit zu entrinnen, in die Wälder und brütete dort auf eine Rache gegen die Unterdrücker seiner Nation. Zuerst wandte er sich an den Stamm der Campas, erzählte ihnen, daß er ein Nachkömmling der mächtigen Könige sei und berufen, das große Reich wieder herzustellen, und gab sich den Titel „Apu Inga Huaynacapac"; in seinen Anreden an die Wilden sagte er, er kenne alle ihre Gedanken und trage eines jeden Bild in seinem Herzen, rief dann einen nach dem andern zu sich, lüftete sein Oberkleid und ließ sie in einen auf der Brust versteckten Spiegel schauen; als die erstaunten Indianer so unerwartet ihr Gesicht sahen, bekamen sie eine scheue Verehrung vor diesem Manne und folgten unbedingt seinem Willen. Nachdem er die Campas für sich gewonnen hatte, rückte er bis nach Quisopongo im Pajonal vor und machte von dort aus, im Jahr 1742, den ersten Ueberfall gegen die Conversion des Cerro de la Sal. Die Spanier hatten zwar Nachrichten vom Aufstande der Indianer, glaubten ihn aber nicht so bedeutend, um ernstliche Maßregeln ergreifen zu müssen und wurden in dieser Sorglosigkeit vom immer wachsenden Heere der Abtrünnigen

überrumpelt und getödtet. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Empörung. Juan Santos leitete selbst die Hauptangriffe; in einer Nacht nahm er die von 65 Soldaten besetzte Festung Quimiri ein und ermordete sie alle auf die grausamste Weise; er hatte sie im Schlafe überrumpelt, so daß sie nicht einmal ihre Flinten losfeuern konnten; seine Begleiter legten die geladenen Gewehre auf einen Haufen zusammen, zündeten sie an und führten einen Kriegstanz auf; durch das Feuer erhitzt, gingen diese los und richteten unter den wilden Horden eine große Verwüstung an. Das gut bewachte Fort Paucartambo wurde von einer kleinen Zahl Chunchos, unter Juan Santos Leitung, eingenommen; am frühen Morgen zeigten sie sich mit Kriegsgeschrei vor der Festung, zogen sich in den Wald zurück und kamen bald darauf, von einer entgegengesetzten Seite, ohne Kleider angerannt und nöthigten, nach kurzer Gegenwehr, die Spanier, die eine große Uebermacht vermutheten, zur Uebergabe. Alle Kirchen wurden zerstört, die Heiligenbilder mit den Priestern zusammengebunden und in den Fluß geworfen, die Dörfer niedergebrannt und die angepflanzten Felder verwüstet. Die Zahl der in diesem Aufruhre ermordeten Soldaten belief sich auf 245, die der Priester auf 26. Im Zeitraume von wenigen Wochen waren alle Missionen des mittleren Peru gänzlich zerstört und Furcht und Schrecken herrschte bis in das hohe Gebirge hinauf. Die spanische Regierung sah sich genöthigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, da auch ein Aufstand unter den Gebirgsindianern zu befürchten war, es wurden daher an den Gränzen aller Montañas Castelle und Forts erbaut und stark bemannt; doch griff die Empörung nicht weiter um sich. Welches Schicksal Juan Santos Ata-

huallpa nach dem Aufruhr hatte, ist nicht genau bekannt. Einige behaupten, er sei ein mächtiger Herrscher geworden und habe für seine Lebensdauer die Stämme der Chunchos, Pacañes, Chichirrenes, Campas und Simirinches vereinigt. In einem alten Manuscripte im Kloster Ocopa fand ich eine Randglosse, in der es heißt: Auf dem Ungeheuer, dem Apostate Juan Santos Atahualpa, lastete nach seiner teuflischen (diabolico) Zerstörung unserer Missionen der Zorn Gottes auf eine erschreckliche Weise, denn er hatte das nämliche Schicksal wie Herodes, er wurde bei lebendigem Leibe von den Würmern gefressen.

Kurz nach dem tragischen Untergange dieser Missionen wagten sich die beiden Priester Fray Francisco Otasua und Fray Salvador Pando bis nach den Ruinen von Quimiri und suchten die Rebellen zu beschwichtigen, aber vergebens; nach drei Monaten, während denen sie die furchtbarsten Mißhandlungen von den Chunchos zu erdulden hatten, kehrten sie nach dem Kloster Ocopa zurück.

Man wird beim Lesen dieser kurzen Schilderung über den Heroismus und die rücksichtslose Aufopferung der Missionäre staunen. Alle gehörten dem Orden des heiligen Franciscus an. Mit einem fast beispiellosen Muthe und einer blinden Hingebung an ihren schönen Beruf drangen sie bis in die entferntesten Wälder und zu den rohesten Horden. Weder die unglaublichen Entbehrungen und mühevollsten Anstrengungen im unwegsamen Urwalde ohne Nahrung oder Obdach, noch die fürchterlichen Qualen und die bestimmte Ueberzeugung, auf's grausamste ermordet zu werden, vermochten sie abzuhalten, ihrem innern Triebe folgend, das Evangelium den wilden Indianern zu predigen. Wenn die

Nachricht vom gewaltsamen Tode einiger Ordensbrüder anlangte, so meldeten sich sogleich andere, die Stelle der Hingeopferten einzunehmen, und oft mußten die Obern des Ordens, wo sie wohl erkannten, daß sie die thätigsten Männer nutzlos verlieren würden, ernstlich dem allzugroßen Eifer der Mönche Einhalt thun. In den Missionen von Mittel- und Nordperu sind hundertundneunundzwanzig Franciscanermönche von den wilden Indianern gemordet worden; so viele sind mit Namen aufgeführt, mancher, der spurlos verschwunden ist, ist nicht in die Listen eingetragen; die Zahl der erschlagenen Laienbrüder ist noch viel größer. Traurig ist es, wenn man jetzt den Gewinn betrachtet, den der Tod so vieler edler und wackerer Männer gebracht hat; die Conversionen sind fast alle verschwunden und die Indianer wieder in den Zustand der Wildheit zurückgesunken, in dem sie vor der Eroberung von Peru waren. Vielleicht werden noch bei einzelnen Stämmen Bruchstücke von der christlichen Religion vom Vater dem Sohne wie Wundermährchen erzählt, vielleicht sind sie mit dem ursprünglichen und dann wieder aufgefrischten Götterglauben zu einem wirren Gemische verschmolzen; bei den meisten aber werden sie wohl spurlos verwischt sein.

Die Franciscanermönche lehrten mit Sanftmuth und außerordentlicher Geduld; sie hatten den Grundsatz, die christliche Religion durch sich selbst wirken zu lassen, und verschmähten daher jedes Gewaltmittel, ihr Eingang zu verschaffen. Die Dominicanermönche hingegen, die mit den ersten Eroberern nach Peru kamen, predigten mit Feuer und Schwert das Christenthum. Die Jesuiten, denen die Missionen des südlichen Peru anvertraut waren, gebrauchten, je

nachdem sie es für zweckdienlich hielten, bald die eine, bald die andere Art, erhielten dadurch die meisten ihrer Conversionen und gewannen auch in der Regel die Liebe der Neophyten. Da ihre Missionäre größtentheils sehr gebildete Männer waren, so verdanken wir diesem Orden die wichtigsten geographischen und statistischen Nachrichten, und, was besonders von großem Werthe ist, über die Sprache eines jeden Stammes, den sie bekehrten, eine Grammatik und ein Wörterbuch. Die Dominicanermönche, meistens rohe Fanatiker, opferten ihrem blinden Bekehrungseifer alle Denkmäler der früheren Civilisation und zerstörten die interessante Bildung der Eingebornen, statt sie zu erhalten. Die Franciscanermönche, nur dem edeln Triebe folgend, die Lehre Christi bis zu den wilden Bewohnern der entlegensten Wälder zu tragen, leisteten den Wissenschaften nur sehr geringe Dienste; einige sehr mangelhafte Landkarten und dürftige Notizen über die Sitten und Gebräuche der Indianer sind Alles, was wir von ihnen besitzen.

Im Jahre 1779 wurde wieder ein Versuch gemacht bis zum Cerro de la Sal vorzudringen und ein Weg von Palca nach Chanchamayo eröffnet und dort ein Fort angelegt; aber fünf Jahre später ließ es die Regierung wieder zerstören, da die fortwährenden Ausfälle der Chunchos nicht gedämmt werden konnten. Der thätige Intendant von Tarma, Don Juan Maria de Galvas, unterstützt von dem trefflichen Guardian von Ocopa, Fray Manuel Sobreviela, eröffnete wieder 1784 das seit der Indianerrevolution ganz verlassene Thal von Vitoc, gründete von neuem das Dorf San Teodoro de Pucara und ließ das zerstörte Fort Santa Ana de Colla wieder aufbauen; bald bevölkerte

sich die Montaña und in Kurzem zählte sie über vierzig Haciendas und große Chacras; die Chunchos bewohnten damals das kaum zwei Stunden von Colla entfernte Dorf Sorriano und näherten sich den neuen Bewohnern von Vitoc freundlich, empfingen von ihnen Werkzeuge, Fleisch u. s. f. und arbeiteten dafür auf ihren Feldern; bald aber mißbrauchten die Plantagenbesitzer dieses Vertrauen, verkauften die Gegenstände sehr theuer und mißhandelten die Wilden; sie rechneten ihnen für eine Nadel zwei Tage Arbeit an, für eine Angel vier, für ein schlechtes Messer acht bis zehn u. s. f. Dieser Verbindung überdrüssig verbrannten die Chunchos ihr eigenes Dorf und zogen sich nach Chanchamayo zurück, blieben jedoch in einem ziemlich freundschaftlichen Verhältnisse mit den Cholos, bis einer dieser letztern muthwilliger Weise bei einem Feste einen Chuncho erschoß. Zu Tausenden kamen sie nun, um den Gemordeten zu rächen, zerstörten die christlichen Dörfer und mordeten Alle, die nicht entfliehen konnten. So wurde Vitoc von neuem entvölkert, bis der Militärgouverneur Cardenas von Tarma wieder einen Versuch machte das schöne Thal zu bebauen; er ließ die schon mit hohem Walde verwachsenen Wege wieder gangbar machen, die große Plantage Chuntabamba anlegen und das Fort Colla aufbauen und mit zwei Feldstücken und fünfzehn Soldaten bewachen. An der Stelle des frühern Chunchodorfes Sorriano wurde ein Cocal angelegt, dessen jährlicher Ertrag über 2500 Arrobas war; täglich arbeiteten auf den Feldern der Plantage über 80 bis 90 Arbeiter, und wohl nie war die Montaña blühender als zu dieser Zeit. Immerfort beunruhigten die Chunchos ihre Nachbarn, besonders zur Zeit der Cocaernte, so daß diese

Blätter nur unter starker militärischer Bedeckung gesammelt werden konnten; als bei einer Ernte einer der Arbeiter von den Wilden erschossen wurde, flohen alle Cholos, keiner war mehr zu bewegen, nach Sorriano zurückzukehren, und das schöne Cocafeld ging ein. Bald darauf starb auch Cardenos und die große Plantage, die nicht mehr gepflegt wurde, verwilderte. Ein paar Jahre später wurde, weiter nach Osten, die Hacienda Pacchapata angelegt. Während des Befreiungskriegs zerstörten die Spanier auch das Fort Colla und nun sind die Anwohner von Vitoc vertheidigungslos ihren wilden Feinden gegenüber.

Der letzte Versuch, diesen Stamm zu unterjochen, war ein militärischer, den der General Don Francisco de Paula de Otero machte. Der Plan war nicht mit der gehörigen Umsicht angelegt, denn statt von Vitoc einzudringen, zog Otero durch die dichten Wälder der Quebrada von Palca. Wie vorauszusehen war, fiel die Expedition unglücklich aus; Mangel an Lebensmitteln, heftige Regengüsse und die große Uebermacht der Chunchos nöthigten zu einem schnellen Rückzuge.

Kaum sind fünfundzwanzig Jahre verstrichen, seit das Thal von Vitoc mit seiner reichen Plantage in voller Blüthe stand und jetzt sind nur noch leise Spuren jener großen Anpflanzung zu entdecken. Die Hacienda Chuntabamba ist spurlos verschwunden; einzelne verwilderte Caffebäume, deren Früchte im schattigen Walde nicht mehr zur Reife kommen, deuten die Stelle an, wo früher die Gebäude standen; auf den der Erde gleich gemachten Mauern der Festung Colla pflegt ein alter Indianer seine Ananas und in Sorriano steht ein fast undurchdringlicher Forst, in dem nur noch hin und

wieder ein Cocastrauch lichtlos und kümmerlich vegetirt und auch noch seiner kränkelnden Blätter von den herumziehenden Chunchohorden beraubt wird.

Die Geschichte der Montaña von Vitoc, die ich hier absichtlich etwas ausführlich erzählt habe, ist die Geschichte der meisten Montañas von Peru. Ueberall finden wir ein abwechselndes Auftauchen und Verschwinden der Cultur und Civilisation, durch die Invasionen der wilden Indianer und den Eifer der Missionäre bedingt. Bei allen ohne Ausnahme sehen wir einen außerordentlichen Verfall in der Gegenwart, der, durch den Befreiungskrieg hervorgebracht, durch die fortwährenden Bürgerkriege unterhalten wird; aber allen darf man bei innerer Ruhe des Landes und bei zunehmender Bevölkerung ein sehr günstiges Prognosticon stellen.

Neuntes Kapitel.

Der peruanische Indianer. — Sein Verhältniß zum Weißen in den verschiedenen Epochen. — Unterdrückungen durch die Spanier. — Repartimientos. — Mita. — Revolution von Tupac-Amaru. — Seine Hinrichtung. — Befreiungskrieg. — Haß gegen die Weißen. — Zukunft von Peru. — Charakter der Indianer. — Musik. — Kleidung. — Aberglauben. — Unterschied der Indianer. — Alter. — Urbewohner von Peru. — Verminderung der Bevölkerung. — Bemerkungen über die Geschichte.

Um sich einen richtigen Begriff vom peruanischen Indianer zu machen, muß man ihn da aufsuchen und beobachten, wo er selten mit den Mestizen oder Weißen in Berührung kommt und daher, wenig befreundet mit der europäischen Civilisation, die alten Sitten und Gebräuche so weit beibehalten hat, als es eine gänzliche religiöse und eine zweimalige politische Umwälzung des Landes erlaubt haben; also nicht in den Städten oder in den Bergwerken, sondern in den Dörfern der entlegenen Hochebenen und in den abgeschlossenen Gebirgsthälern, wohin sich nur selten der Fuß des Fremdlings verirrt. Dort lebt der Kern des Volkes und zeigt seinen Nationalcharakter unverfälscht und fühlt sich noch

in seiner ganzen Kraft, während der Indianer, der mit dem Mestizen und Creolen in häufiger Verbindung steht, gedrückt, unglücklich und verworfen ist. Ich habe in frühern Kapiteln über die Lebensweise und den Charakter dieser Indianer zu sprechen Gelegenheit gehabt und will hier nun die Stellung der indianischen Bewohner, mit besonderer Rücksicht auf die des peruanischen Hochlandes, der Regierung und der übrigen nicht indianischen Bevölkerung gegenüber, ihre religiösen Gebräuche und ihre Sitten näher betrachten.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte von Peru vor der Eroberung des Landes durch die Spanier, und wir finden die Indianer einer Dynastie unterworfen, der sie mehr aus Ueberzeugung, denn durch Gewalt gehorchten; zwar begegnen wir einer ununterbrochenen Reihenfolge von Empörungen und Kriegen, da bei der fortwährenden Erweiterung des Reiches Nationen von verschiedenen Sprachen, Religionen und Sitten zu einem Ganzen vereinigt wurden und bei ihnen in der ersten Zeit ihrer Unterjochung sich immer noch der Hang zeigte zu ihrer alten Unabhängigkeit und Regierungsform zurückzukehren; aber der weisen Herrschaft der Incas gelang es, durch ihre milden Gesetze, durch ihre zeitgemäße Nachsicht und vorzüglich durch die Verbreitung ihrer Religion, die so innig mit der weltlichen Herrschaft zusammenhing, immer wieder den Frieden herzustellen und die Völker durch leichte, aber doch unzerreißbare Fesseln zusammenzuhalten. Die Größe des Reiches führte endlich seinen Untergang herbei; Huayna Inca-Capac theilte es seinen zwei Erben. Seinem rechtmäßigen ältern Sohne Huascar gab er den südlichen und dem jüngern Atahuallpa, den ihm die schöne Scyri-Paccha, Tochter des letzten Königs von Quitu,

geboren hatte, den nördlichen Theil. Zwischen beiden Brüdern entspann sich ein verderblicher Krieg, und in dieser verhängnißvollen Epoche landete Pizarro mit seinen Horden. Mit einer Schnelligkeit, wie sie bei innerem Frieden nie möglich gewesen wäre, bemächtigten sich die Spanier des Landes, erwürgten den König, mordeten die Unterthanen, zerstörten ihre Heiligthümer und verbreiteten neue Gesetze und eine neue Religion. Eine Prophezeiung des für eine Gottheit gehaltenen Inca Viracocha hatte beinahe zwei Jahrhunderte früher den Untergang des Reiches durch weiße Männer mit langen Bärten vorhergesagt, daher auch Pizarros Ankunft den Peruanern doppelt Furcht und Schrecken verursachte und sie zu einem ernstlichen Widerstande, der gewiß, ohne die fürchterliche Verheißung von Viracocha, stattgefunden hätte, lähmte. Stumm sahen die Eingebornen ihre Tempel zertrümmern und die Heiligthümer schänden, aber in dem festen Glauben, die beleidigten Gottheiten werden die Frevler zerschmettern; eine sichtbare Rache blieb jedoch aus und mit geheimem Grauen erkannten sie, daß die Fremdlinge mächtiger als ihre Götter waren. Durch diese Ueberzeugung moralisch vernichtet, unterwarfen sie sich ohne fernern Widerstand den Eroberern. Sobald sie aber an ihnen die menschliche Natur, und zwar in allen ihren Schlechtigkeiten, erkannten, verschwand der Nimbus des Uebermenschlichen, den sie anfänglich bei ihnen gesehen hatten, aber es war zu spät. Die Spanier hatten schon zu sehr ihre neue Herrschaft begründet und verbreiteten mit allen erdenklichen Schrecken ihre Gesetze und Religion. Trotz aller dieser Zwangsmittel konnten ihnen die Eingebornen doch nicht eine gewisse Superiorität absprechen, und, unter ihren frühern Königen an eine un-

bedingte Unterwürfigkeit gewöhnt, bogen sie ihren Nacken auch diesem neuen, unendlich viel schwerern Joche; so wie die Eroberer diese unbedingte Ergebung erkannten, mißbrauchten sie ihre Gewalt auf eine schreckliche Weise. Ich will hier nicht auf eine Wiederholung der unglaublichen Grausamkeiten der ersten Spanier gegen die Bewohner von Peru eintreten, sie können kaum entschuldigt, nie aber gerechtfertigt werden, und will nur zweier Unterdrückungssysteme erwähnen, die sie, bei schon befestigter Herrschaft, in Anwendung brachten; das eine ist der Repartiniento, das andere die Mita. Das erstere bestand in der Vertheilung von europäischen Waaren und Luxusartikeln durch die obersten Gerichtsbehörden der Provinzen, die Correjidores und Subdelegados. Jeder Correjidor war eine Art Handelsmann; er ließ sich nämlich von der Hauptstadt alle möglichen Waaren kommen und zwang die Indianer durch gesetzliche Verordnungen, sich solche anzuschaffen. Die Preise waren unsinnig hoch gestellt; eine Nadel mußte mit einem Real, ein schlechtes Messer oder ein Pfund Eisen mit einem Thaler, eine Elle gedrucktes Baumwollzeug mit zwei bis drei Thalern u. s. f. bezahlt werden; den Reichen wurden feine Spitzen, seidene Strümpfe, falsche Geschmeide ꝛc. zugetheilt. Nach einer kurzen Frist mußte Jeder das Empfangene bezahlen, und war er es nicht im Stande, so wurde ihm Hab und Gut weggenommen, körperliche Strafen über ihn verhängt und er mit seiner Familie in die Bergwerke oder Plantagen als Sclaven geschickt. Nicht nur Gegenstände für sie ganz ohne Werth wurden ihnen aufgedrungen, z. B. Rasirmesser für die bartlosen Indianer, sondern auch solche, die ihnen offenbar schädlich waren. Es klingt unglaublich, daß

ein Correjidor, dem ein Handelsfreund eine Sendung Brillen zuschickte, eine Verordnung erließ, daß bei großer Strafe bei gewissen Festen kein Indianer ohne Augengläser erscheinen durfte, nur um die sonst unbrauchbare Waare mit großem Gewinne zu verkaufen.

Noch furchtbarer als dieser Reparto war die Mita, ein gezwungener Dienst der Indianer in den Bergwerken und Plantagen. Jedem Spanier, der eine Mina bearbeiten wollte, wurde von dem Correjidor eine bestimmte Anzahl Indianer zugetheilt, denen er täglich vier Reale Arbeitslohn bezahlte und die Verpflichtung übernahm, für sie dem Staate jährlich acht Thaler Contribution zu erlegen. Da die Indianer aber nur zwei Drittel ihres Lohnes baar, das Uebrige in Effekten bezogen, so konnten sie damit ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten und mußten von ihrem Brodherrn Lebensmittel verlangen, wodurch sie sich gewöhnlich für ihr ganzes Leben verschuldeten. Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln dieses jetzt noch gebräuchliche System ausführlicher angeführt. Fast noch schlimmer hatten es die Indianer, die den Gutsbesitzern zugetheilt wurden, denn sie erhielten täglich nur zwei Reale und mußten von drei Uhr Morgens bis eine Stunde nach Sonnenuntergang auf dem Felde arbeiten; sogar die Sonntage wurden ihnen nicht freigegeben und sie hatten für diese einen eigenen Mitayo, der gewöhnlich im Herbeischaffen von Baumaterialien bestand. Besonders schwere Arbeiten wurden denen in den Plantagen der Urwälder zu Theil, wo sie das Land urbar machen und die Cocafelder bestellen mußten. Außer diesen bezahlten Mitas gab es auch noch solche, die unentgeldlich gethan wurden, die zwar weniger strenge, aber oft durch Mißhandlungen nicht weniger

unangenehm waren; nämlich der Dienst, den die Indianer in den Wohnungen der Correjidors, Subdelegados und Pfarrer verrichten mußten. Diese Diener hießen Pongos und mußten in der Regel ein Jahr lang an ihrer Stelle bleiben und wurden dann abgelöst. Oft hatte ein Correji=dor ein halbes Dutzend solcher Pongos, denen er nur schlechte Nahrung und die nothdürftigste Kleidung gab. Noch gegen=wärtig ist dieser Dienst in vielen Gemeinden der Sierra und der Pfarrer erhält alle Sonntage eine Köchin (Mita ge=nannt) und einen Burschen (für den der Name Pongo bei=behalten ist), die je acht Tage lang bei ihm den Dienst ver=sehen müssen.

Die schweren Mitas in den Bergwerken und Plantagen rafften jährlich eine ungeheure Anzahl der Eingebornen, die nicht an diese anstrengenden Arbeiten gewöhnt waren, weg. Gewiß ist die von mehreren Schriftstellern angegebene Zahl von neun Millionen Indianern, die im Verlaufe von drei Jahrhunderten nur in den Bergwerken ihren Tod fanden, nicht zu hoch angegeben und füglich kann man noch die von drei Millionen hinzufügen, die dem Mitayo in den Plan=tagen, besonders in den Cocafeldern der Urwälder, als Opfer fielen.

Man erstaunt anfangs, daß solche verderbliche Systeme, die offenbar den Ruin der Nation herbeiführen mußten, von der Regierung in Spanien gebilligt wurden. Ein Blick auf die Gesetze der Indien (Leyes de Indias) zeigt aber hin=reichend, wie verschieden die Ansicht des Königs von der wirklichen Verwaltung des Landes war. Sie sind, mit we=nigen Ausnahmen, zweckmäßig und milde und beweisen, daß es dem Monarchen wirklich an dem Wohl der Colonien ge=

legen war. Die Ausführung dieser Gesetze war dem Rathe der Indien (consejo de Indias) übertragen, der in Spanien residirte und aus einer Anzahl von Männern bestand, die, wenigstens theilweise von der wahren Sachlage unterrichtet, aber von indischem Golde bestochen, den Mißbräuchen nicht Einhalt thaten. Von ihnen wurden die Vizekönige und die höhern Beamten der Colonien erwählt und diese sammelten wieder während ihrer Regierungsdauer große Reichthümer durch Unterdrückung der Indianer. Einer der letzten Vicekönige kam fast ganz arm nach Lima und hatte sich in der kurzen Zeit von drei Jahren die ungeheure Summe von fünf Millionen Thalern erpreßt *).

Die Gesetze der Indier schrieben die Mita und Repartimientos vor, aber beides in zweckmäßiger und milder Form; die erstere sollte ohne Unterdrückung der Indianer den Spaniern die Colonisation erleichtern, der Reparto aber den Eingebornen zum leichtern Besitz von nothwendigen Kleidern und Effekten verhelfen, und nur die niederträchtige Auslegung durch ehrlose Beamte machte sie zur furchtbaren Geißel der indianischen Bevölkerung von Peru. Wenn auch eine päpstliche Bulle vom 2. Juni 1537 erklärte, daß die Indianer wirklich Menschen seien und einzelne edle Männer, wie Fray

---

*) Von ihm wird folgende Anekdote erzählt. Wenige Tage vor seiner Abreise wurde an den Palast ein Pasquill mit den wenigen Worten

u u u

ya seva el cucu de Peru (Nun geht der Cucu von Peru)

geheftet; er ließ es herunternehmen und schrieb darunter

y y y (Und — —

Que se me da a mi was liegt mir daran,

Cinco millones llevo de aqui ich nehme fünf Millionen mit)

und befahl, es wieder hinzuhängen.

Bartolome Las Casas, Bischof von Chiapa, und später Don Antonio de Ulloa in kernhafter Sprache und ohne Scheu die Vertheidiguug dieser unmenschlich behandelten Nation führten und der spanischen Regierung mit harten Worten das Verwerfliche ihres Colonisationssystems rügten, so wurde doch das Schicksal der Indianer nicht im mindesten erleichtert und es schien beinahe, als ob jede Verwendung beim Consejo de Indias nur eine grausamere Unterdrückung der amerikanischen Eingebornen zur Folge habe.

Darf man sich wundern, daß endlich die Indianer dieser peinlichen Lage überdrüssig wurden und sich ermannten, das schwere Joch zu brechen? Zwei Jahrhunderte hatten sie es schweigend ertragen, ohne den mindesten Versuch zur Befreiung zu machen, als Juan Santos Atahuallpa die erste Empörung der Indianer gegen die Spanier anstiftete. Ihr Entstehen, ihren Fortgang und ihr Ende haben wir im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt. Dieser Aufstand war von wichtigern Folgen, als sich die kurzsichtige Regierung in Lima träumen ließ und er hätte ihr wohl als Fingerzeig dienen sollen, ein gemäßigteres Regierungssystem zu ergreifen. Die Indianer, durch jene Revolution zum Bewußtseyn gelangt, daß ihnen noch Kraft genug inliege, sich gegen ihre Unterdrücker zu erheben, machten daher, besonders in Südperu, wiederholte, aber fruchtlose Versuche, sich zu befreien. Es fehlte ihnen immer an einem Oberhaupte, ihre Bewegungen zweckmäßig zu leiten; doch auch dieses fand sich im unglücklichen Caciken von Tungasuca, einem Nachkömmlinge der letzten Incas. Im Jahre 1562 wurde Cusitio Yupanqui, Enkel von Manco Capac II., Bruder des von Pizarro ermordeten Inca Atahuallpa, von den Indianern in Huillca-

bamba und Urubamba gekrönt; da er nach sechszehn Jahren ohne Kinder starb, so erbte sein Bruder Tupac Amaru die Krone, und da dieser nach einer dreijährigen Regierung seine Herrschaft dem fünften Vicekönige von Peru D. Francisco de Toledo nicht abtreten wollte, so wurde er gefangen genommen und in Cuzco erwürgt; die meisten seiner Kinder hatten das nämliche Loos, aber einige wurden von den Indianern in den Wäldern versteckt, pflanzten den Stamm der Incas fort und genossen immer von den Indianern die Verehrung, welche ihnen durch ihre hohe Geburt zukam. Aus dieser Linie stammte Don Jose Gabriel Cunturcanqui mit dem Beinamen seines Aeltervaters Tupac-Amaru. Er wurde in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geboren und erhielt seine Erziehung in Cuzco im Collegium von San Francisco de Borjas und später die Würde eines Caciken von Tungasuca in der Provinz Tinta. Durch seine natürlichen Anlagen und durch seine Bildung weit über die Indianer erhaben, erkannte er tiefer als sie die schmachvolle Behandlung seiner Nation und glaubte sich durch seine Geburt und seine Fähigkeiten berufen, die verlorne Freiheit seines Vaterlandes wieder zu erringen. Viele Jahre ging er mit diesem Plane um und soll ihn schon im Alter von kaum zwanzig Jahren seinen weißen Mitschülern im Collegium unverholen geäußert haben, die ihn dann auch spottweise „Inca Tupac Amaru" nannten. Als er zur Stelle eines Caciken gelangt war, wußte er sich durch seine königliche Abkunft, seinen persönlichen Muth und seine imponirende Gestalt einen großen Anhang unter den Indianern zu verschaffen und sie ganz für seine Pläne zu gewinnen. Die Spuren seiner Verschwörung lassen sich bis ins Jahr 1775 zurückverfolgen; sie

blieb aber während fünf vollen Jahren der peruanischen Regierung ein Geheimniß, obgleich sie durch ganz Peru bis nach Buenos Ayres ausgedehnt war. Sobald sich Tupac Amaru stark genug glaubte, seinen mächtigen Feinden entgegentreten zu können, ergriff er die erste Gelegenheit die Feindseligkeiten zu beginnen; diese bot sich 1780 dar, als der Correjidor von Tinta, D. Antonio Ariaga, in einem Jahre Repartimientos von 340,000 sp. Thalern machte und das Geld für die nutzlosen Waaren mit grausamer Strenge eintrieb. Der Cacike von Tungasuca versammelte die erbitterten Indianer, griff den Correjidor auf und ließ ihn erhängen. Auf dieses Signal brach in allen Gegenden der offene Aufstand aus und das Heer von Tupac Amaru wuchs von Tag zu Tag; aber es gebrach ihm an den nöthigen Waffen und dem Feldherrn an hinreichenden militärischen Kenntnissen, um einen erfolgreichen, regelmäßigen Feldzug fortzusetzen. Von Haß und Rache getrieben führte er monatelang einen furchtbaren Zerstörungskrieg, ließ sich nun wirklich den Titel eines Inca geben und verlangte königliche Verehrung. Mit Angst sah die Regierung den immer wachsenden Aufstand und ergriff die strengsten Maßregeln ihn zu dämpfen. Alle Truppen der Südprovinzen wurden concentrirt und von Lima unter dem Inspector Valle zweitausend Mann Infanterie nach Puno gesandt, wohin sich die Empörer gezogen, nachdem sie viele Städte und Dörfer zerstört und unzählige Spanier ermordet hatten. Schon beim Beginne der Revolution wurde ein Emissär der Regierung (Visitator), Don Jose Arreche, vom Vicekönige Marquis de Aviles mit unumschränkter Vollmacht nach Cuzco gesandt. An diesen schrieb Tupac Amaru am 5. März 1781 einen langen Brief, in

welchem er die Ursache des Aufstandes auseinandersetzte, die Unterdrückungen der Indianer vorwarf und nachwies, wie die Behörden den Leyes de Indias auf eine schmähliche Weise zuwiderhandelten. Er schließt mit der Bitte, ihm ein paar redliche, unparteiische Männer zu senden, die treu dem Könige und nach dessen Willen die einmal erhobenen Mißhelligkeiten beilegen und als Vermittler zwischen der Regierung und den Empörern auftreten möchten, und wünscht auch zwei tugendhafte und aufgeklärte Geistliche, die ihm den richtigen geistigen Weg weisen möchten. Diesen Brief, aus der Feder eines Indianers und Chefs der unterdrückten Nation, ist eines der wichtigsten Documente zur Kenntniß des socialen und politischen Zustandes der Eingebornen zu jener Zeit und zugleich als Rechtfertigung des gewaltsamen Weges, den sie eingeschlagen hatten, vom höchsten Interesse. Die Antwort von Arreche war kurz, er wolle sich mit den Empörern nicht in Unterhandlungen einlassen, sie sollen sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dadurch erbittert, setzten diese den Krieg noch wüthender fort, verbrannten am 13. April das große Dorf Chucuito und setzten sich gegen Cuzco in Bewegung, wo sie vom Cerro de Picho die Stadt zur Uebergabe aufforderten. Hier, in der Nähe der Residenz seiner königlichen Ahnen, wurde Tupac Amaru in den letzten Tagen vom April von einer Cavallerie-Abtheilung überrascht und sammt seiner Familie gefangen genommen. Unter dem Vorsitze von Arreche wurde ihm der Prozeß gemacht und das Todesurtheil gesprochen. Es lautete dahin, daß Tupac Amaru auf den großen Stadtplatz geschleift werde und dort der Hinrichtung seiner Frau Micaela Bastidas, seiner beiden Söhne Hipolito und Fernando Tupac Amaru, seines Schwa-

gers Antonio Bastidas und mehrerer andern Hauptleute beiwohnen, daß ihm darauf der Henker die Zunge ausschneiden und er dann von vier Pferden zerrissen werden solle. Dieses schaudervolle Urtheil wurde am 16. Mai 1781 vollzogen; auf dem Berge Picho wurde der zerrissene Körper verbrannt und die Asche den Winden übergeben; der Kopf kam nach Tinta, wo er drei Tage am Galgen hing und hernach auf einem Pfahle an den Haupteingang der Stadt gestellt wurde. Ein Arm wurde nach Tungasuca, wo Tupac Amaru Cacike war, gesandt; der andere nach Caracaya, ein Schenkel nach Livitoca in der Provinz Chumbivilca, der andere nach Santa Rosa in der Provinz Lampas, alles Orte, die beim Aufstande sehr betheiligt waren und wo die traurigen Ueberreste Wochen lang ausgestellt blieben.

Ich habe im Jahre 1839 in Huancayo einen alten Creolen kennen gelernt, der als sechszehnjähriger Knabe Zeuge der Hinrichtung des unglücklichen Caciken von Tungasuca war; er schilderte ihn als einen großen, schönen Mann, mit einer kühnen und ernsten Physiognomie und einem lebhaften, durchdringenden Blicke. Mit großer Bewegung sah er seine Familie, mit ruhigem Ernste acht Häuptlinge hinrichten und lautlos ertrug er selbst die furchtbare Todesstrafe.

Die Spanier hatten Tupac Amaru, wie früher auch Santos Atahuallpa, den Vorwurf gemacht, er stamme nicht von den alten Incas ab und habe seinen Titel usurpirt, um den Indianern mehr zu imponiren. Der Grund dieses Vorwurfes lag in dem Bestreben der Regierung den Eingebornen den Glauben zu benehmen, als seien noch Abkömmlinge der Incas in directer Linie vorhanden, denn sie erkannte

wohl, daß die Indianer immer mit dem nämlichen Enthusiasmus jedem unternehmenden Nachkommen ihrer so sehr verehrten Könige folgen würden. Die Stelle des Todesurtheiles von Tupac Amaru, in der es heißt, daß alle Acten über seine Abkunft beim königlichen Gerichtshofe gesammelt und in Lima öffentlich vom Henker verbrannt werden sollen, damit kein Andenken von diesen Documenten übrig bleibe, beweist hinlänglich, wie sehr die Regierung von seiner königlichen Abkunft überzeugt war.

Die unmenschliche Hinrichtung von Tupac Amaru vermochte aber der Revolution noch lange nicht Einhalt zu thun, sie stachelte vielmehr die Empörer zur furchtbaren Rache. Von allen Seiten sammelten sich die Indianer zu einem gräßlichen Zerstörungskriege unter der Anleitung vom Bruder des Ermordeten Castmiro Tupac Amaru, seinem Sohne Andres und dem kühnen Indianerchef Nicacatari*). Nachdem die letztern beiden die spanischen Dörfer von Hochperu niedergebrannt und die Weißen ermordet hatten, warfen sie sich vor die große und befestigte Stadt Sorrata, wohin sich

*) Mehrere Reisende, die diesen Theil der peruanischen Geschichte berührt haben, geben irriger Weise bald dem Jose Gabriel Tupac Amaru, bald seinem Bruder Casimiro, den Beinamen Nicacatari. Ueberhaupt herrscht eine sehr große Verwirrung und Unklarheit über diese schaudervollen Vorgänge, da die Meisten nur von Hörensagen die sonderbarsten Geschichten zusammenschrieben, Personen, Thatsachen und Jahreszahlen verwechselten oder beliebig ihren Schilderungen anpaßten. Es wird wohl nie gelingen, eine ganz klare und umständliche Darstellung jener Episode der peruanischen Geschichte zu erhalten, da schon in den Proceßacten sehr bedeutende oder absichtlich hingesetzte Unrichtigkeiten vorkommen, und die wichtigsten Documente, während der Revolution selbst oder später im Befreiungskriege, zerstört wurden.

alle Spanier der Umgegend, im Vertrauen auf die mit Kanonen reichlich besetzten Wälle, zurückgezogen hatten. Da Andres Tupac Amaru mit seinen nur mit Messern, Schleudern und Keulen bewaffneten Indianern gegen die feindliche Artillerie nichts ausrichten konnte, so leitete er die Gewässer des nahe liegenden Gebirges nach der Stadt, umgab sie mit einem Teiche, der nach wenigen Tagen die nur aus Erde aufgeführten Festungswerke unterfraß und einstürzte und nahm sie dann mit Sturm. Alle Belagerten, 22,000 an der Zahl, wurden auf das grausamste ermordet und nur 87 Geistlichen und Mönchen das Leben geschenkt. Von hier richteten sich die Empörer nach Westen und bezeichneten jeden ihrer Schritte durch furchtbare Verheerungen. Mehrere spanische Armeecorps wurden geschlagen und allgemeiner Schrecken verbreitete sich durch das ganze Land. Was die Waffen und die Executionen der Spanier nicht vermocht hatten, das vermochte ihr Gold. Ein Indianer aus unreinem Blute „Huquihuasa", der während der ganzen Revolution Andres Tupac Amaru begleitet hatte, zeigte, durch glänzende Geldversprechungen gewonnen, einer Abtheilung von spanischen Soldaten den Ort, wo die Chefs ohne Begleitung gewöhnlich ihren Rath pflegten; dort wurden sie überrascht, gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Dadurch eingeschüchtert und nun ohne Oberhaupt, zerstreuten sich die Indianer theils in ihre Heimath, theils nach den Wäldern. Zahllose Opfer fielen noch durch die spanische Regierung, die nun mit Macht darauf hinarbeitete, die Nationalität der Eingebornen ganz zu vernichten. Ihre Tänze, Musik, Kleidung, Alles, was sie an ihre Vorfahren erinnerte, wurde ihnen verboten und sogar auf das strengste untersagt, ihre Muttersprache, die

Quichua, zu sprechen. Die einzige wohlthätige Folge des ganzen Krieges, der gegen hunderttausend Menschenleben gekostet hatte, war die Abschaffung der Repartimientos, des Hauptgrundes zum Aufruhr.

So wurde scheinbar der Friede wieder hergestellt, aber immer zeigten sich Spuren von weit verbreiteten Verschwörungen, die aber meistens beim Beginne wieder unterdrückt werden konnten. Dieser unheimliche Zustand dauerte, bis die Creolen selbst das Signal zum Aufstande gaben und der Befreiungskrieg durch alle Colonien von Südamerika losbrach. Natürlich brauchte es nur geringe Ueberredung, um die Indianer zur Theilnahme an diesem Unternehmen zu bewegen. Es ist aber ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die indianischen Eingebornen haben mit den Creolen gemeinsame Sache gegen die Spanier gemacht, um die jetzige Regierungsform zu erlangen; denn sie wollten das Joch brechen und ihre eigene Dynastie nach dem Muster ihrer Ahnen einführen, keine Republik, sondern eine Monarchie und einen König aus der heilig geachteten Familie der Incas. Dies erkannten die Anführer der Revolutionsparthei sehr wohl, wußten auf diese Ideen der Indianer einzugehen und logen ihnen vor, sie werden ihnen zu der gewünschten Verfassung verhelfen. Mit der wahren Sachlage des Befreiungskrieges nicht ganz vertraut, da sie Weiße gegen Weiße kämpfen sahen, richteten die Indianer ihre Waffen gegen alle **Pucacuncas** (blasse Gesichter) und Mistis und tödteten daher bald Spanier, bald Patrioten, wie sie ihnen gerade in den Wurf kamen. Ihre Erbitterung wuchs zu einem solchen Grade, daß aus vielen Provinzen alle Nichtindianer fliehen mußten, wenn sie auch die eifrigsten Feinde der Spanier waren. In

Jauja schwuren die Indianer auch nicht einmal einen weißen Hund oder Hahn leben zu lassen und kratzten die geweißten Wände der Häuser ab. Alle Morgen brachten sie die Köpfe der Weißen in Säcken auf den Markt, schnitten den noch lebenden Spaniern den Bauch auf, „um zu messen, wie viele Ellen Gedärme so ein Godo (Spottname der Spanier) habe." Als General Valdes mit einer Schwadron Reiterei den Fluß von Jauja überschritten hatte und die beim Dorfe Ataura versammelten Indianer angriff, so verschmähten sie sich durch die Flucht zu retten, ergriffen die Lanzen der Soldaten und drückten sie sich selbst mit den Worten: matame Godo (tödte mich, Godo!) in die Brust; es schien als ob sie die Feinde zu sehr hassen, um sich nur die Mühe zu geben, vor ihnen zu entfliehen. 2000 Indianer bedeckten das Schlachtfeld und erst als die Spanier vor Müdigkeit die Waffen nicht mehr führen konnten, zogen sie sich, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, nach Jauja zurück.

Durch die provisorische Regierung der Patrioten wurden auch Truppenaushebungen in den eroberten Provinzen angeordnet und durch sie die Armee verstärkt. In dieser Epoche wurden zum ersten Male die Indianer als Soldaten in geregelten Heeren gebraucht und erlangten bald einen großen Ruf wegen ihrer Kaltblütigkeit und ihrer unglaublichen Ausdauer. Nur in wenigen Gegenden nahmen sie freiwillig Theil am Kampfe, in den meisten folgten sie nur gezwungen der Conscription und verließen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Waffen. Die spanische Herrschaft wurde gebrochen, der Befreiungskrieg beendigt und die republikanische Verfassung eingeführt. Was die Indianer schon während des Kampfes geahnet hatten, wurde ihnen nach dem Frieden

klar, daß sie nämlich von den Anführern der Revolution hintergangen waren. Ihre Lage verbesserte sich im Ganzen genommen nur sehr unbedeutend; wenn auch einzelne Unterdrückungen aufgehoben wurden, so lasteten andere, neue desto schwerer auf ihnen, und wieder sahen sie sich Sclaven auf dem Boden ihrer Väter. So wurde der peruanische Indianer seit dem Augenblick, in dem die ersten Europäer siegreich die Küste seines Vaterlandes betraten, bis auf den heutigen Tag unterjocht, gedrückt und mißhandelt. Darf man sich wundern, daß der Grundzug seines Charakters ein unauslöschlicher Haß ist gegen Alle, die nicht seines Stammes sind, und daß er, wo er nur kann, demselben seinen Lauf läßt und seine Rache auch an unschuldigen Opfern stillt? Diese Gefühle zeigen sich besonders bei den Eingebornen, die nicht durch niedrige Geldinteressen, oder durch häufige Berührung mit den Creolen verdorben sind. Sie fühlen ihre ganze Kraft und geben sich noch immer der schönen Hoffnung hin, die längst verlorne Herrschaft und Rechte für sich wieder zu erringen. Die Thaten und die Erinnerung daran wird immer auf das sorgfältigste aufgefrischt. In den meisten Südprovinzen versammeln sich die Indianer an gewissen Tagen mit dem ersten Hahnenschrei in der Hütte des Aeltesten oder des Caciken und hören zu, wie er ihnen die Geschichte der Incas, die Thaten ihrer Nachkommen, die Empörung des unglücklichen Tupac Amaru erzählt; den Haß gegen die Pucacuncas einschärft, ihnen die Verheißung giebt, daß die Regierung ihrer Könige wieder hergestellt werde und ihnen deren sorgfältig aufbewahrte Bildnisse zeigt. Diese Traditionen und Prophezeiungen werden auch gewiß nicht ohne Erfolg bleiben. Die willkürliche Regierung und die Creolen,

die den Indianer mehr als Thier denn als Menschen betrachten und behandeln, spannen die Saite, bis sie springen wird. Noch einmal werden sich die Indianer ermannen und einen Zerstörungskrieg wie unter Tupac Amaru beginnen, aber dann mit mehr Erfolg; nach furchtbarem Kampf werden sie sich ihr Vaterland erobern und ihre alte Verfassung wieder einführen, vielleicht auch mit einem etwas zeitgemäßen Zuschnitte, aber die Nichtindianer werden als Opfer einer grausamen Rache fallen.

Mancher, der diesen Ausspruch liest und mit den peruanischen Verhältnissen bekannt ist, wird ungläubig lächeln und mein Prognostikon für zu kühn halten; aber bei genauer Ueberlegung gewiß nicht seine Wahrscheinlichkeit bestreiten. Seit dem Befreiungskriege haben die Indianer einen ungeheuern Fortschritt gemacht, sie sind mit den Feuerwaffen und den militärischen Manövern vertraut und durch die seit zwanzig Jahren ununterbrochenen Bürgerkriege in einer steten Uebung im regelmäßigen Kriegführen unterhalten worden. Bei den zahlreichen verlornen Schlachten haben sich die meisten Flüchtlinge mit ihren Gewehren gerettet und halten sie sorgfältig versteckt. Die Bereitung des Pulvers ist ihnen genau bekannt, denn bei allen ihren Festen machen sie große Massen davon und verbrennen es in Raketen und Schwärmern; die nothwendigen Materialien dazu finden sie im Ueberflusse in den Gebirgsthälern.

Ich habe im Jahre 1841 in einem elenden Dörfchen an der Gränze einer Montaña des mittleren Peru in der Hütte des Alcalden, bei dem ich einige Tage wohnte, 18 Munitionsgewehre versteckt gefunden; als ich ihn ganz unbefangen fragte, zu welchem Zwecke er so viele Waffen habe, erwi-

derte er mir mit scheelem Seitenblicke, die Zeit sie zu gebrauchen werde wohl kommen. Ich sah gleich, wie höchst unangenehm ihm meine Entdeckung war und fühlte mich durch sein ganz verändertes Betragen bewogen, unverzüglich das Dorf und die Umgegend zu verlassen. Während des Aufsattelns bemerkte ich mit unheimlicher Empfindung, wie sich mein Wirth mit zwei seiner vertrauten Freunde unterredete und daß ich der Gegenstand ihres Gespräches war. Beim Wegreiten fragte er mich wieder sehr freundlich, welchen Weg ich einschlagen werde, ich fand es aber für zweckmäßig, sobald ich aus seinem Gesichtskreise war, eine andere als die angegebene Richtung zu verfolgen.

Von den Regierungsbeamten und den Mestizen wird genug gesorgt den Zündstoff immer mehr und mehr zu häufen und es bedarf nur eines schwachen Funkens, daß er in hellen Flammen auflodere. Sobald an einem Punkte ein Anklang gegeben wird, so werden sich mit Windesschnelle die Indianer von ganz Peru unter die Fahne der Aufrührer versammeln; aber ich glaube, daß es nur einem Manne wie Tupac Amaru, mit imponirenden körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgerüstet und aus dem Stamme der königlichen Familie, gelingen wird die Empörung erfolgreich zu leiten und ein solcher wird sich wie früher auch in der Zukunft wieder finden. Welche Oppositionsmittel kann die Regierung ergreifen, deren wenige Truppen größtentheils aus unzufriedenen Indianern bestehen, die jeden Augenblick bereit sind, den verhaßten Dienst zu verlassen und für ihr eigenes Interesse zu kämpfen? Auch der thätigsten Hülfe der europäischen Kriegsschiffe könnte es höchstens gelingen, einige Häfen der Küste zu behaupten. Der erste Ausbruch wäre gewiß schon so

furchtbar, daß an ein Zusammentreten der Creolen und Europäer kaum noch zu denken wäre; und wie gering ist ihre Zahl gegen die der reinen Indianer!

Ob sich eine Indianerherrschaft in Peru erhalten könnte, will ich nicht entscheiden, aber ich glaube, daß sie es eben so gut im Stande wäre, als eine Negerrepublik in einem von den gebildetsten Nationen Europas bewohnten Archipelagus Fuß fassen konnte. Eine umsichtige Regierung könnte dem drohenden Verderben Einhalt thun; aber es ist ein großes Unglück, daß die Lenker der Republik und ihre Helfer eben so verblendet sind, wie es die Spanier waren, und den Indianer mit zu großer Geringschätzung betrachten. Die Bewohner von Lima haben gar keine Idee vom wahren Charakter der Indianer des Hochgebirges und auch die europäischen Reisenden, die nicht von der gewöhnlichen Straße abweichen, fassen sie gewöhnlich ganz falsch auf. Für sie ist der indianische Einwohner ein unvollkommenes, verachtungswürdiges Geschöpf, das nie zum Bewußtsein seiner Kraft, kaum zu dem seiner menschlichen Natur gelangt. Wer aber an Sonn- und Feiertagen in den größern Dörfern der Sierra die Tausende aus den Umgegenden herbeiströmenden Indianer beobachtet und sieht, mit welchem Selbstgefühle und Entschiedenheit sie auftreten; und wenn er dann noch Zeuge von der Verehrung ist, die sie den noch vorhandenen Abkömmlingen der Incas zollen, und weiß, daß sie neben der ihnen aufgedrungenen Regierung noch eine eigene nach dem Style ihrer Vorfahren haben, bekommt einen ganz andern und gewiß auch richtigern Begriff von ihnen. Wenn er dann noch bemerkt, mit welchem Mißtrauen sie gegen die Weißen und Mestizen handeln und die Verwünschungen hört, die sie, vom

Brantweine aufgeregt, gegen sie ausstoßen und sich der vergangenen Greuelscenen erinnert, so sieht er mit bangem Blicke dem furchtbaren Ausbruche des schlecht verhehlten Hasses und einem traurigen Loose der nicht indianischen Bevölkerung von Peru entgegen.

Der Charakter der peruanischen Indianer ist ungemein düster; wenn wir aus den lebhaften Schilderungen der ältesten Schriftsteller über Peru schließen wollen, war er es früher nicht, aber die seit 300 Jahren erduldeten Unterdrückungen haben ihm diesen Stempel aufgedrückt. Ueberall tritt er überraschend hervor, in den Gesängen, in der Musik, in den Kleidungen und in der ganzen häuslichen Einrichtung. Die Lieblingsinstrumente der Indianer sind die Pututo und die Jaina. Die erstere ist eine große Tritonsmuschel, mit der sie bei den Trauertänzen eine schauerliche Musik aufführen; in frühern Zeiten war sie bei der Todtenfeier der Könige gebräuchlich, jetzt wird sie fast ausschließlich an den Erinnerungstagen für die untergegangene Incaherrschaft geblasen. Die Jaina scheint neuern Ursprungs zu sein; sie ist eine Art höchst einfacher Clarinette aus einem weiten Schilfrohr. Ihr Ton ist ergreifend düster, keinem der bekannten Instrumente vergleichbar und von fast wunderbarer Wirkung. Wenn eine Horde der rohesten Indianer in tumultuarischem Gelage zanken und lärmen, oder im heftigsten Streite begriffen sind, und es ertönen plötzlich die ernsten Klänge der Jaina, so tritt wie durch einen Zauberschlag Ruhe ein, der bald eine Todtenstille folgt; die vor wenigen Augenblicken noch tobende Schaar ist stumm und lauscht mit Andacht der magischen Melodie des einfachen Rohres. Oft füllt eine Thräne das Auge des gefühllosen Indianers, das vielleicht nie als nach

dem übermäßigen Genusse von geistigen Getränken befeuchtet war und nur das laute Schluchzen der Weiber stört die fast überirdische Musik; die schwermüthigen Laute der Jaina rufen eine namenlose, unbestimmte Sehnsucht hervor und lassen Tage lang eine unheimliche Leere zurück, aber immer horcht man mit neuem Verlangen diesen zauberhaften Tönen.

Die Farben der Kleider sind alle dunkel, besonders tiefblau; dies ist auch meistens die Farbe der Trauer; wenn die Indianer eine Leiche zu Grabe begleiten, sind sie immer in dunkelblaue Ponchos gehüllt. Die Männer tragen kurze, mit einem breiten Gürtel um den Leib befestigte Beinkleider von grobem, braunem Tuche, ein wollenes oder baumwollenes Hemd und nur selten eine Jacke; der Poncho aus Alpacowolle fehlt aber nie. Die Fußbekleidung besteht aus Sandalen von ungegerbtem Leder, Llanqui oder „Usuta" genannt, die über die Zehen nach oben geschlagen und um die Knöchel festgebunden werden.

Die Kleidung der Weiber ist ein grober, blauer, wollener, sackförmiger Rock, ebenfalls mit einem breiten Gürtel (huccau) um den Leib befestigt; die nicht am Rocke festgenähten Aermel sind schwarz und reichen von der Hand bis zur Mitte des Oberarms. Von der Schulter reicht eine Schürze (Anacu) bis fast zu den Knöcheln, sie wird aber nicht vorn befestigt, sondern auf der einen Seite, gewöhnlich der linken, und reicht vorn und hinten bis zur Mitte des Körpers; sie ist von dünnem Wollstoff, immer von schwarzer Farbe und wird fortwährend noch als Trauer um die Incas getragen. Bei einzelnen Festen tragen die Weiber bunte Röcke (Faldillin), deren grelle Farben auf das unvortheilhafteste zusammenge-

stellt sind; so sieht man häufig Röcke, deren obere Hälfte brennendroth, die untere schwefelgelb ist und oft noch mit roh ausgeschnittenen, lebhaft gefärbten Blumen oder geschmacklosen Goldstickereien verziert. Ein kleines Tuch aus langhaariger Wolle (Mantilla), das über die Schultern geworfen und unter dem Kinne mit einer langen silbernen Nadel, oder einem Cactusstachel, befestigt wird, vollendet den Anzug. In diese Mantilla oder in einen Poncho wickeln die Mütter ihre Kinder ein, werfen sie auf den Rücken, knüpfen das Tuch auf der Brust zusammen und tragen so die Kleinen den ganzen Tag bei ihrer Arbeit herum.

Das häusliche Leben der Indianer ist außerordentlich freudenlos; ungesellig und finster leben die Gatten, scheu nähern sich ihnen die Kinder, und es vergehen Tage, ohne daß ein freundliches Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Wenn nicht Beschäftigungen den Indianer in's freie Feld rufen, so sitzt er in stummem Hinbrüten in seiner Hütte, kaut Coca und pflegt einer lautlosen Ruhe. Mittheilender, als gegen sein Weib, ist er gegen seine Freunde, mit denen er oft halbe Nächte durch geheime Unterredungen pflegt; aber es kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er seine Frau unmenschlich behandle oder blos als seine Sclavin betrachte, wie dieß bei so vielen wilden Völkern der Fall ist.

Wie die peruanischen Indianer, außer der durch Gewalt aufgedrungenen Regierung, noch eigene nur von ihnen anerkannte Behörden nach dem Muster der Incadynastie haben, so hängen sie auch, neben der christlichen Religion, mit hartnäckiger Beharrlichkeit an religiösen Ceremonien, die sich vom Bilderdienste ihrer Vorfahren durch Jahrhunderte fortgeerbt

haben. Ihre Religion ist daher ein sonderbares Gemisch von christlichen Grundsätzen und heidnischen Formen. Selbst den umsichtigsten und aufgeklärtesten Religionslehrern ist es bis dahin noch nicht gelungen, jene von diesen zu trennen, da der tief eingewurzelte Hang zum Alten und das unüberwindliche Mißtrauen sich ihnen immer feindlich entgegenstellen. Die christliche Religion wurde den Indianern mit Gewalt aufgedrungen und durch Jahrhunderte haben sie in den Priestern nur Tyrannen kennen gelernt, die die Religion als Deckmantel der schmählichsten Gelderpressungen gebrauchen und deren Handlungen im directen Gegensatz mit ihren Lehren stehen. Wenn sie ihnen auch unbedingt gehorchen und eine scheue Verehrung zollen, so ist dies weniger Wirkung der christlichen Grundsätze als eine noch anhaltende Folge der theokratischen Regierung der Incas, die den Peruanern eine heilige Scheu vor der Religion einprägte.

Der bei den Indianern in hohem Grade vorherrschende Aberglaube hindert außerordentlich eine reinere Gestaltung der Religion und ist auch nicht leicht auszurotten, da er seinen Grund meistens im früheren Cultus hat und sich später auf eine eigenthümliche Weise mit dem katholischen Ritus vermischte. Ich führe hier einige Beispiele an. Sobald ein Sterbender den letzten Athemzug ausgehaucht hat, so füllen ihm die Hinterlassenen den Mund mit Coca, zünden ein Wachslicht neben ihm an, räumen Hausgeräthe und Kleider zusammen und waschen es im nächsten Flusse, ziehen dann dem Todten eine eingesegnete Mönchskutte an und hängen ihm ein Säckchen mit Coca, Mais, Gerste, Quinua u. s. f. um, damit er im neuen Leben Samen für seine Felder habe; am Abend streuen sie Asche auf den Boden

des Zimmers und verschließen sorgfältig die Thüre, am Morgen gehen sie mit Tagesanbruch hinein und untersuchen die Asche mit ängstlicher Genauigkeit nach Fußstapfen. Die aufgeregte Einbildungskraft zeigt ihnen auch jedesmal solche, bald von Vögeln, Hunden, Katzen, bald von Ochsen oder Llamas u. s. f. Je nach der Art der Fußstapfen ist das Loos des Verstorbenen; die schlimmsten sind die von Hühnern, denn sie zeigen an, daß der Todte unbarmherzig verdammt ist; die der Llamas sind die besten, da ihm dann nach kurzem Verweilen im Fegefeuer das Paradies zu Theil wird. Das Leichenbegängniß ist nach christlicher Art, da es von einem Priester begleitet wird; so wie sich dieser entfernt hat, so werden dem Todten, der ohne Sarg begraben wird, noch Lebensmittel auf den Weg gegeben. Oft habe ich gesehen, wie einer der nächsten Anverwandten in das Grab stieg und dem Leichnam mit den Füßen das Gesicht zerknetete; welche Bedeutung dieses empörende Verfahren habe, ist mir nie klar geworden. Am Tage „Aller Seelen" wird in jedem Hause, in dem im Laufe des Jahres ein Familienmitglied starb, ein Tisch mit Brantwein, Tabak, Coca und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen aufgerüstet und das Zimmer den Tag über verschlossen; die Hinterbliebenen haben die feste Ueberzeugung, der Geist des Verstorbenen komme an diesem Tage zurück, um sich an den Naschereien zu erlaben; von den unberührten Gerichten kostet Niemand, sie werden gewöhnlich auf dem Grabe des Verstorbenen eingescharrt. Die Wittwe trägt in der Regel 12 Monate Trauer um ihren Mann. In einigen Provinzen kleidet sie sich am Jahrestage in bräutliche Gewande und zieht darüber ihre Kleider an. Alle ihre Verwandten besuchen sie in ihrer Wohnung,

wo sie, von einer melancholischen Musik begleitet, Trauertänze aufführt; je näher die Stunde rückt, in der vor einem Jahre ihr Mann starb, desto düsterer und ernster werden Tanz und Musik, so wie sie aber vorüber ist, nähert sich ihr eine Freundin und nimmt ihr die schwarze Mantilla ab, auf dieses Zeichen eilen auch andere herbei, enthüllen sie immer tanzend nach und nach aller Trauerkleider, während einige ihr die Haare mit Blumen schmücken, bis die Wittwe im Brautkleide dasteht, dann fällt die Musik mit lustiger Melodie ein, die ganze Versammlung nimmt am Tanze Theil, zieht auf die Straße und setzt die Nacht durch das Vergnügen fort, das mit einem wüsten Trinkgelage endet.

Der Glaube an sympathetische Zerstörungsmittel und Zauberer ist bei den Indianern sehr allgemein verbreitet und sie nehmen immer zu ihnen Zuflucht, ehe sie irgend ein anderes Mittel ergreifen. Im Kloster Ocopa zeigte mir ein Mönch unter den Kleidern der Heiligenbilder Hufeisen, Tuchlappen, Haare von Weibern, Kühen, Füchsen u. s. f., welche die Indianer dorthin gelegt hatten, um ein verlornes Pferd oder eine gestohlene Kuh zu finden, einen diebischen Fuchs zu tödten oder über die Treue einer Frau Aufschluß zu erhalten. Er versicherte mir, daß dieses Zeug fast täglich weggeräumt werde, aber trotz der ernstlichen Predigten immer wieder von neuem hingelegt werde. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, wie einer seiner Amtsbrüder in einem nahegelegenen Dorfe ein Fest feiern sollte, aber kein einziger Indianer der sonst sehr besuchten Messe beigewohnt habe; als der erstaunte Priester den Alcalden kommen ließ und ihn nach der Ursache fragte, erwiederte ihm dieser nach langem Zögern — man habe ver-

geſſen, eine Kröte (Rachac) unter das Allerheiligſte zu ſetzen. So etwas geſchieht immer ſehr heimlich, da die Indianer das Unſchickliche davon wohl fühlen.

Es iſt auffallend, daß die Indianer ſogar muthwillig und auf Unkoſten ihrer geſunden Glieder, ja ihres Lebens dem Aberglauben fröhnen. Von einem der auffallendſten Beiſpiele war ich in Acobamba Zeuge. Am Tage des heiligen Antonio verſammelten ſich die Dorfbewohner auf der Plaza, alle Männer mit ſtarken Knüppeln bewaffnet, die zu dieſem Zwecke einige Tage vorher aus der Montaña gebracht wurden; ſie theilten ſich in zwei ziemlich gleich ſtarke Parthien und fingen auf ein beſtimmtes Signal an, ſich mit der größten Erbitterung zu bekämpfen. Sobald einer mit zerſchlagenem Kopfe niederfiel, ſtürzten die Weiber auf ihn los, ſammelten das herausſtrömende Blut, ſchabten es mit Meſſern ab und bewahrten es ſorgfältig auf. Nach faſt zweiſtündlichem Gefechte, als mehrere Todte und viele Verwundete auf der Erde herumlagen, wurde das Friedenszeichen gegeben und alle Cholos vereinigten ſich nun unter Saufen und Tanzen den Tag zu feiern. Der Zweck dieſes barbariſchen Gemetzels war einzig: Menſchenblut zu erhalten, um es auf die Aecker zu vergraben und dadurch eine ſichere Ernte zu erzielen. Ich will mich über dieſen Gegenſtand nicht weiter einlaſſen und nur noch erwähnen, wodurch ein Indianer die Gunſt ſeiner Geliebten erwerben kann. Wenn er nämlich unerhört ſchmachtet, ſo iſt das einzige Mittel, ſein Schickſal günſtiger zu geſtalten, daß er ſieben Schlangen aufſucht, ihnen die Köpfe abſchneidet und ſie der Spröden vorweist. Dieſem bedeutungsvollen Zeichen wagt auch das hartnäckigſte Mädchen nicht zu wider-

stehen. So finden wir fast in allen Lebensverhältnissen einen mächtigen, finstern Aberglauben.

Betrachten wir nun noch die Indianer in naturhistorischer Beziehung. Sowohl in der Gesichtsfarbe als im Körperbau zeigen sich sehr bedeutende Unterschiede zwischen den Bewohnern der Küste, des Gebirges und der Wälder, auch in den einzelnen Provinzen treten solche hervor, am auffallendsten bei den Gebirgsindianern. Im Allgemeinen ist der peruanische Indianer von mittlerer Größe, mehr schlank als untersetzt, von nicht bedeutender Stärke, mehr zähe als kräftig. Die Küstenindianer sind in der Regel wohlbeleibter als die übrigen, weil sie ein ruhigeres Leben führen und dem Mangel weniger ausgesetzt sind.

In einzelnen Provinzen der Sierra trifft man einen schlanken, großen Schlag von Leuten, besonders in Mittelperu, weiter nach Süden ist er kleiner aber kräftiger. Es läßt sich bei den peruanischen Indianern viel weniger als bei andern eine bestimmte Nationalphysiognomie auffinden, da die Gesichtsbildung beinahe in jeder Provinz auffallende Abänderungen zeigt und auch hier wieder sich nur sehr schwer auf typische Züge zurückführen läßt. Durch eine Wiederholung der Diagnose der indianischen Raçe wäre so ziemlich das Allgemeine, was man darüber sagen kann, ausgedrückt. In der Gesichtsfarbe hingegen zeigt sich ein gewisses constantes Verhältniß, so daß man nach ihr die Bewohner der drei Hauptregionen unterscheiden kann. Je kälter das Klima ist, desto dunkler ist die Farbe der Haut. Der Indianer der Puna ist dunkel rothbraun, der der Sierra bedeutend lichter, fast rostroth, doch noch dunkler als der der Küste, während der Indianer der Wälder beinahe waizengelb ist. Dieser

Unterschied ist außerordentlich auffallend, wenn man Gelegenheit hat, die Bewohner der verschiedenen Regionen nebeneinander zu sehen. Bemerkenswerth ist es, daß die Cholos der Puna, wenn sie sich in den Wäldern ansiedeln, nur sehr wenig heller werden, daß hingegen die gelben Indianer der Montaña schon nach wenigen Jahren, die sie in der Puna zubringen, den charakteristischen dunkelbraunen Teint erhalten. Die Frauen sind im Ganzen genommen sehr häßlich, mit unbestimmter Physiognomie; das Gesicht ist mehr abgerundet als bei den Männern, wie aufgedunsen. Sie zeichnen sich durch kleine Hände und Füße aus, besonders wenn letztere von Jugend auf durch Schuhe geschützt sind, was aber nur selten der Fall ist.

Die Indianer erreichen in der Regel ein sehr hohes Alter, häufig verkürzen sie sich aber durch den unmäßigen Genuß von geistigen Getränken das Leben; daß ihnen das Kauen der Coca schädlich sei und sie einem frühen Tode entgegenführe, ist durchaus unrichtig. Beispiele von Indianern, die 120 bis 130 Jahre und darüber bei fast ungestörten körperlichen und geistigen Kräften leben, sind durchaus keine großen Seltenheiten. Einige davon sind schon bekannt gemacht worden *). Stevenson sagt auch, daß er bei einer Untersuchung des Kirchenbuches von Barranca gefunden habe, daß in sieben Jahren eilf Indianer beerdigt wurden, die zusammengenommen 1207 Jahre gelebt haben, also im Durchschnitte jeder 109 Jahre. Im Thale von Jauja lebte im Jahre 1839 ein Indianer, der, nach dem Taufbuche, welches mir der Pfarrer vorlegte, im Jahr 1697 geboren war; nach

*) Merc. Per. Tom. I. V.

seiner eigenen Aussage hat er seit mehr als 90 Jahren keinen Tropfen Wasser, sondern nur Chicha getrunken, seit seinem eilften Jahre täglich wenigstens dreimal Coca gekaut und fast nur Sonntags Fleisch geessen, sonst Mais, Quinua und Gerste. Auch im höchsten Alter sind die Indianer im Besitz der meisten ihrer Zähne und Haupthaare; es ist eine auffallende Erscheinung, daß diese letztern nie weiß werden, sondern nur grau. Der oben angeführte Indianer hatte noch viele glänzend schwarze Haare.

Wie sich noch gegenwärtig die wilden Indianer der Urwälder in physiognomisch scharf begränzte Stämme trennen, so schieden sich in frühern Zeiten auch die Peruaner des Gebirges und der Küste in bestimmte Racen; aber durch die immer weiter sich ausdehnenden Eroberungen der Incas wurden sie allmälig mit einander verschmolzen. Die Incas befolgten nämlich das System, die Nationalität der besiegten Nationen ganz zu verwischen, um schneller und sicherer ihrer Unterwerfung gewiß zu sein; sie hoben daher den Kern der Stämme aus, um ihn den Heeren einzuverleiben, schickten neue Ansiedler in die eroberten Provinzen und führten dort ihre Sprache und ihre Religion ein. Dadurch gingen allmälig die einst so scharf getrennten Stämme ineinander über, so daß schon bei der Ankunft der ersten Spanier, als das Incareich seine größte Ausdehnung erreicht hatte, die verschiedenen Tribus als solche nicht mehr existirten und wir keine Nachrichten darüber hätten, wenn nicht glücklicher Weise die alten Gräber mit ihren Schädeln uns von der Vergangenheit erzählen würden. Ich habe mir während meiner Reise sehr viel Mühe gegeben, über die anthropologischen Ver-

hältnisse der Urbewohner Perus klaren Aufschluß zu erhalten; da aber keine Traditionen darüber vorhanden sind, so mußte ich mich an die Ueberreste halten, die ich mühsam aus den ältesten Gräbern hervorscharrte, und sie gaben mir sicherere Thatsachen an, als es Geschichte oder Ueberlieferungen vermocht hätten. Nach meinen Untersuchungen war Peru in frühester Zeit von drei großen, in ihrer Schädelbildung sehr verschiedenen Stämmen bewohnt. Der erste nahm die ganze Küstenregion zwischen dem Despoblado de Tumbez und der ausgedehnten Sandwüste von Atacamas ein und erstreckte sich bis an den Fuß der Cordillera. Die Schädel dieser Race haben die Form einer abgestumpften Pyramide,

mit nach oben gerichteter Basis; ihr gerader Durchmesser verhält sich zum queren wie 1 : 1; der Camper'sche Gesichtswinkel beträgt 77°, die Neigung des Schuppentheiles des Hinter-

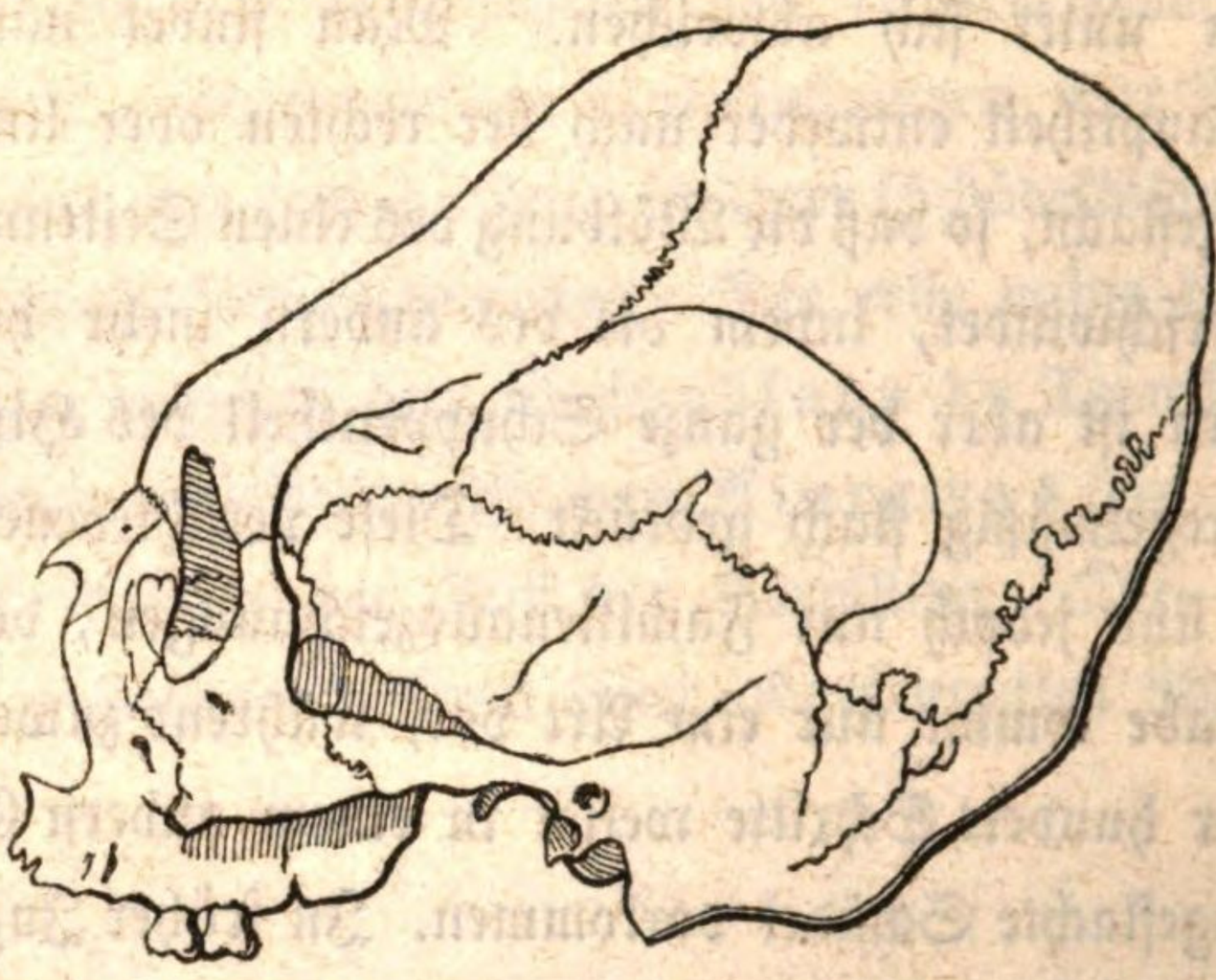
hauptbeins zum Horizonte ist 82°, die Neigung des Stirnbeins zum geraden Durchmesser ist 68°.

Es zeigen sich bei diesen Schädeln mehrere Varietäten, die aber durch Kunst hervorgebracht sind und nach den Localitäten unter sich abweichen. Man findet nämlich den Hinterhaupttheil entweder nach der rechten oder linken Seite stark abgeflacht, so daß die Wölbung des einen Seitenwandbeins ganz verschwindet, indem die des andern mehr hervortritt; bei vielen ist aber der ganze Schuppentheil des Hinterhauptbeines regelmäßig flach gedrückt. Diese verschiedenen Abplattungen sind jedoch nur Familienauszeichnungen, denn in jedem Grabe kommt nur eine Art vor, während zuweilen kaum ein paar hundert Schritte weiter in einem andern Grabe anders abgeflachte Schädel vorkommen. In früher Jugend wurden den Kindern Bretter an den Kopf gelegt da, wo der Schädel abgeflacht werden sollte, und mit breiten Binden befestigt. Päbstliche Bullen untersagten diesen Gebrauch auf's strengste. Diese künstliche Verunstaltung darf nicht mit der angebornen sonderbaren Form der folgenden Raçe verwechselt werden.

Ich nenne diese Raçe den Stamm der Chinchas oder „Yungas"; seine Sprache war die Yunga. Unvermischt kömmt dieser Stamm gegenwärtig noch in einigen Thälern der Provinz Yauyos und in mehrern Dörfern der Küste vor.

Der zweite Stamm bewohnte das Hochland von Mittelperu, besonders die jetzigen Departemente von Junin und Ayacucho. Die Schädel haben die Form eines schiefen Kegels, dessen vordere Fläche bedeutend verlängert ist; sein gerader Durchmesser verhält sich zum queren wie 1: 1,5; der Camper'sche Gesichtswinkel beträgt 69°, die Neigung des

Schuppentheiles zum Horizonte 60 °, die des Stirnbeins zum geraden Durchmesser nur 23 °.



Diesen in seiner Schädelbildung so sehr ausgezeichneten Tribus nenne ich den Stamm der Huancas, nach der wilden Nation, die das jetzige Thal von Jauja bewohnte. Seine Sprache war die Chinchaysuo. Auch er kömmt noch unvermischt in einigen Familien im Departemente von Junin vor. Den ersten Indianer mit einem so auffallenden Schädel sah ich unter den Minenarbeitern der Kupfergruben von Morococha. In Tarmatambo, in der Festung von Huichay, in Huari und Palca habe ich bei Eröffnung der ältesten Gräber fast ausschließlich Schädel dieses Stammes gefunden.

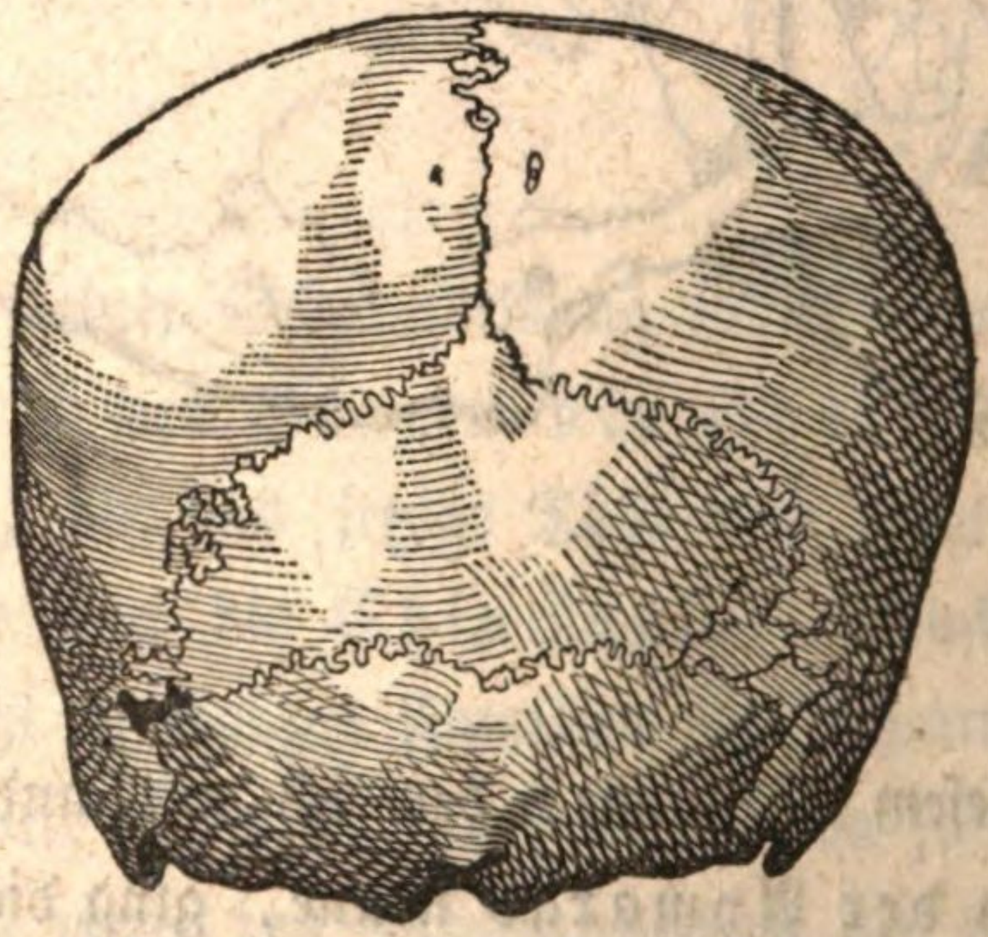
Die dritte Race bewohnte das ausgedehnte peruboli-vianische Plateau, südlich vom Gebirgsknoten von Asangaro.

Die Schädel bilden ein ziemlich regelmäßiges, bogenförmiges Gewölbe. Der gerade Durchmesser verhält sich zum queren wie 1 : 1,3; der Camper'sche Gesichtswinkel mißt 68°; die Neigung des Schuppentheiles des Hinterhauptbeines zum Horizonte 55°, die des Stirnbeines zum geraden Durchmesser 45°.

Von diesem Stamme, den ich mit andern Reisenden den Stamm der Aymaras nenne, ging die Dynastie der Incas aus, die im Verlaufe von wenigen Jahrhunderten alle übrigen Stämme unter ihr Joch beugte; seine Sprache war die Quichua, in den südlichern Gegenden die Aymara. In einigen Gegenden der südperuanischen Departemente Puno und Cusco kömmt dieser Stamm noch in seiner ursprünglichen Reinheit vor. Zwischen den Schädeln der Aymaras und der Guanchos auf den canarischen Inseln

herrscht eine auffallende Aehnlichkeit; auch in der Art der Beerdigung und der Stellung der Leichname ist merkwürdige Uebereinstimmung, obgleich diese beiden Nationen wohl nie mit einander in irgend einer Berührung standen.

Ich erwähne noch eines interessanten osteologischen Verhältnisses bei allen drei Stämmen, nämlich der Trennung des Schuppentheiles des Hinterhauptbeines durch eine Naht, die bei allen Schädeln der Kinder von einem Jahre sehr deutlich ist. Später verwächst sie, aber ihre Stelle ist bei den meisten ausgewachsenen Schädeln noch als deutliche Furche zu erkennen*). Der hier beigegebene Holzschnitt stellt den



Schädel eines Kindes von 10 bis 12 Jahren dar, bei welchem die Naht noch in ihrem ganzen Verlaufe offen ist.

---

*) Ausführlichere Mittheilungen darüber siehe in Müller's Archiv für Physiologie. 1844. S. 107.

Die Bevölkerung von Peru hat sich, seit der Eroberung durch die Spanier, auf eine fast unglaubliche Weise vermindert. Wenn man die Beschreibung der Kriegsheere liest, die den Incas zu Gebote standen, wie sie ein Xeres, Gomarra, Garcilaso und die übrigen ältern Historiographen schildern, oder wenn man die Ruinen der Riesenbauwerke und die der zahllosen Städte und Dörfer, die sich durch ganz Peru erstrecken, betrachtet, so begreift man kaum, wie es möglich war, daß sich das Land im Zeitraume von drei Jahrhunderten so sehr entvölkerte. Während es zur Zeit der Eroberung noch ein Leichtes war, in kurzer Zeit eine Armee von 300,000 Mann aufzustellen und noch ein anderes eben so bedeutendes Reserveheer zu bilden, so können jetzt bei aller Anstrengung der Regierung kaum 10 bis 12,000 Soldaten versammelt werden. Nach der Zählung von 1836 hat Peru nicht einmal voll 1,400,000 Menschen, also nicht ganz so viel als früher das Departement Cuzco zählte. Leider sind uns keine auch nur annäherungsweise Angaben über die frühere Volkszahl bekannt, und wenn sie es auch wären, so könnte die Zahl nur schwer auf das jetzige Peru reducirt werden, da Bolivia, ein Theil von Buenos Ayres und Columbia noch zum mächtigen Reiche gehörten. Ich führe nur ein Beispiel an, wie sehr sich die Einwohnerzahl vermindert hat. Nach der Angabe des Padre Melendez*) waren kurz nach der Eroberung in der Pfarrgemeinde Aucallama, in der Provinz Chancay, 30,000 tributpflichtige Indianer**) (von

---

*) Tom. I. pag. 328, schon von Ulloa citirt.

**) Der Padre Cisneros giebt im Jahr 1579 nur 1,500,000 Einwohner von Peru an, es ist aber wohl zu bemerken, daß darunter nur Tributpflichtige vom 18ten bis 50sten Jahre verstanden sind.

18 bis 50 Jahren) und gegenwärtig zählt sie höchstens 140 Seelen, worunter ein Drittel Mestizen. Die ganze jetzt fast entvölkerte Küste von Peru war so zahlreich bewohnt, daß, nur um den König Chimu in Nordperu zu unterjochen, ein Heer von mehr als 80,000 Mann nothwendig war. Es ist unbegreiflich, daß ein neuerer, aber sehr flüchtiger Reisender (Meyen) die Behauptung wagte, die Einwohnerzahl von Peru habe sich unter der spanischen Herrschaft nicht vermindert. Wir haben weiter oben schon gesehen, wie bedeutend sie war. Es sind schon zu oft die Ursachen der Verminderung der peruanischen Indianer angegeben worden, als daß sie hier wieder weitläufig erörtert werden sollten; ich führe sie nur kurz an. Sie sind in den unmenschlichen, rücksichtslosen Metzeleien der Spanier während der Eroberung des Landes, in dem freiwilligen Tode der Eingebornen, um sich der Macht ihrer Unterdrücker zu entziehen, in der Mita, den Blattern, dem Scharlachfieber und in der Einführung des Brantweins zu suchen. Die Mita allein, besonders die der Bergwerke, hat mehr als viermal so viel Indianerleben gekostet als alle die übrigen angeführten Ursachen. Seit der Abschaffung der Mita hat sich die indianische Bevölkerung wieder gehoben; die Zeit ist aber zu kurz, um augenfällige Resultate zu geben, um so mehr, da die vielen Bürgerkriege immer noch eine, für die schwache Bevölkerung große Anzahl von Opfern kosteten; aber es läßt sich doch immerhin eine bedeutende Vermehrung der indianischen Bewohner vom westlichen Südamerika mit der größten Bestimmtheit voraussehen. Ein deutscher Reisender, der sich drei Jahre in Brasilien aufhielt, sagt: „Die einzige Menschenrace, der man, nach Maßgabe aller vorliegenden Thatsachen, eine allgemeine Prognose stellen

kann, ist die amerikanische; an dieser Prognose, welche dem rothen Menschengeschlechte das Leben abspricht, participirt auch der Urbewohner Brasiliens*)." Diese Vorhersage, die sich freilich in dem ganzen nördlichen Amerika und in einigen Gegenden des südlichen erwahrt hat, ist viel zu voreilig für diejenigen Völker, die zur Zeit, als sie mit den Europäern in Berührung kamen, auf einem bedeutenden Grade von Civilisation standen, und wird also für die peruanischen Indianer gewiß nie in Erfüllung gehen, um so weniger, da die Ursachen, welche vorzüglich die Zerstörung der nordame-

*) v. Martius, das Naturell, die Krankheiten ꝛc. in Buchner's Repertorium für die Pharmacie, **XXXIII.** Heft 3. Bes. Abdruck, S. 108. v. Martius sagt an einem andern Orte („die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit." Deutsche Vierteljahrsschrift. 1839):

„Ja man kann buchstäblich sagen, die europäische Civilisation tödte den Amerikaner. Der Fall, daß eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich mitten zwischen weißen und gemischten Einwanderern in das vierte oder fünfte Glied erhielte, daß sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vom Hauche der Cultur vergiftet, dahin stürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden."

Zahllose Beispiele, die das Gegentheil von diesem Ausspruche beweisen, kommen in Peru vor. Nicht nur einzelne Familien, sondern auch ganze Dörfer haben sich, rings von Mischlingen und Weißen umgeben, seit Jahrhunderten rein erhalten. Ich führe nur das schon im ersten Theile, S. 317, erwähnte Dorf Chilca, vierzehn Leguas von Lima, an, dessen Bewohner in tägliche Berührung mit Creolen und Mischlingen kommen, aber sich durch dreihundert Jahre noch nie mit irgend einer andern als rein indianischen Raçe gemischt haben.

Der Hr. Verfasser hat in beiden angeführten Schriften, von einer vorgefaßten Idee geleitet, viele Ansichten als allgemein hingestellt, die nur für einzelne Gegenden gültig sind.

rikanischen Indianer und die der östlichen Südamerikaner bedingen, auf sie nicht einwirken.

Ich hatte mir Anfangs vorgenommen, hier einen kurzen Abriß der ältesten Geschichte von Peru zu geben; unterlasse es aber, weil der Stoff zu reichhaltig ist und diesen Skizzen zu ferne liegt. Mit großem Interesse und vieler Sorgfalt habe ich mich, während meiner Anwesenheit in Peru, mit diesem Gegenstande beschäftigt; gedruckte und geschriebene Documente nachgesehen, Sagen gesammelt und die ältesten Historiographen verglichen und geprüft. Eine solche Arbeit ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, und wird, je weiter sich die Zeit von der Entdeckung von Peru an ausspinnt, immer schwieriger. Ich bin zur Ueberzeugung gelangt, daß die älteste Geschichte von Peru, bis ungefähr in die Mitte des 15ten Jahrhunderts nach Chr. Geb., größtentheils ein Phantastegemälde ist, dem nur sehr wenige historische Thatsachen zu Grunde liegen, die außerdem noch von jedem Erzähler nach eigenem Gutdünken ausgeschmückt und entstellt wurden, und kaum darf man der Geschichte der letzten Epoche vor der Eroberung trauen, denn auch ihr liegen nur Traditionen zu Grunde; wir finden daher auch hier wieder die widersprechendsten Angaben. Ich will nur wenige Bemerkungen über die wichtigsten peruanischen Geschichtschreiber mittheilen. Als glaubwürdigster Historiograph wird im Allgemeinen Garcilaso de la Vega angesehen, der in einer regelmäßigen Reihenfolge die Incadynastie, von ihrem Entstehen bis zu ihrem Untergange, erzählte und viele interessante Angaben über die Regierungssysteme, die Kriege, Sitten, Lebensweise ꝛc. bekannt machte; aber gerade dieser Geschichtschreiber verdient, wie ich zeigen werde, das größte Miß-

trauen. Er war ein Mestize, Sohn eines spanischen Officiers und einer Nusta (Mädchen aus königlichem Geblüte), weßhalb er sich Inca nannte, aber gegen die genealogischen Gesetze der peruanischen Könige, da dieser Titel nur den männlichen Kindern der Incas und ihrer Brüder, nie aber denen der weiblichen Linie ertheilt wurde. Er wurde acht Jahre nach der Eroberung geboren und verließ in einem Alter von 18 Jahren sein Vaterland, um nach Spanien zu gehen, wo er in den Dienst des Königs trat und bis zur Stelle eines Hauptmanns avancirte; dort schrieb er mehrere Werke, von denen ich nur die Geschichte der Incas und die Eroberung von Peru anführe. Das erstere (Primera parte de los Comentarios reales) ist die Hauptquelle für alle, welche später über die Herrschaft der alten peruanischen Könige geschrieben haben. Garcilaso giebt selbst an, daß ihm die Materialien, die zur Ausarbeitung dieses Werkes gedient haben, von einem Oheime mütterlicher Seite mitgetheilt wurden. Wenn man bedenkt, daß er diese in seinen Knabenjahren erhielt und daß sein Oheim die Erzählungen wahrscheinlich so einrichtete, wie sie für das doch nicht hinreichend geschärfte Auffassungsvermögen des Knaben paßten, und daß der Schriftsteller in spätern Jahren wohl manche Lücken nach eigenem Gutdünken ausfüllte, so wird man leicht begreifen, daß einer solchen Chronik wenig Zutrauen geschenkt werden darf. Die erste Ausgabe dieses Werkes erschien in Sevilla und gehört zu den größten bibliographischen Seltenheiten, denn sie wurde von der Regierung confiscirt und verbrannt, weil der Verfasser eine im Tempel von Cusco aufbewahrte Prophezeiung bekannt machte, in der schon lange vor der Eroberung der Untergang des Reiches vorhergesagt, zugleich

aber beigefügt wurde, daß die Incas in der Zukunft durch eine Nation wieder auf ihren Thron gesetzt werden, die aus einem Lande, Inclaterra genannt, kommen werde. Calancha (Cronica moralizada) und Herrera (Decadas) haben nachher diese sonderbare Prophezeiung wieder aufgenommen*). Einige Jahre nachher wurde dieses Buch in Lissabon (1609) wieder gedruckt, auch diese Ausgabe ist ziemlich selten, später aber wurde es in Sevilla und Paris wieder aufgelegt.

Das zweite Werk von Garcilaso beschreibt die Eroberung durch die Spanier, von der er theilweise in seinen Kinderjahren Zeuge war. Wenn auch hier wichtige Thatsachen aufgeführt sind, so sind doch sehr viele Verhältnisse gänzlich entstellt. Der Verfasser, aus der Linie von Inca Huascar abstammend, zieht in der heftigsten und ungerechtesten Sprache gegen dessen feindlichen Bruder Inca Atabiliba und alle seine Anhänger los; den Spaniern aber, in deren Interesse er schrieb, ertheilt er ein unverdientes Lob und entstellt sehr häufig zu ihren Gunsten ihre Kriegsthaten. Dieser Vorwurf trifft die meisten Schriftsteller seiner Zeit, denn die inquisitorische Censur erlaubte nie den Druck einer treuen Darstel-

---

*) Die Stelle heißt: **Deum ego testor, mihi a Don Antonio de Berreo affirmatum, quemadmodum etiam ab aliis cognovi, quod in præcipuo eorum templo, inter alia vacticinia, quæ de amissione regni loquuntur, hoc enim sit quod dicitur fore ut Ingæ sive imperatores et reges Peruviæ ab aliquo populo, qui ex regione quadam, quæ Inclaterra vocetur, in regnum suum rursus introducantur.** Es ist auffallend, daß Garcilaso bei der großen Devotion für die Spanier diese Prophezeiung veröffentlichte. Bis jetzt ist sie nicht in Erfüllung gegangen, es ist aber sehr leicht möglich, daß sie noch wahr wird.

lung der fürchterlichen, unter dem Deckmantel der Religion ausgeübten Grausamkeiten der Eroberer.

Vor wenigen Jahren wurde zum ersten Male das alte Manuscript von Don Fernando Montesinos über die peruanische Geschichte vor der Eroberung und zwar in französischer Uebersetzung bekannt gemacht. Der Verfasser rühmt sich während eines vieljährigen Aufenthaltes in Peru die genauesten geschichtlichen Thatsachen, theils aus Traditionen und Gesängen, theils aus Quipos (?!) gesammelt zu haben und liefert eine wahrhaft fabelhafte Chronik. Nach ihm war Peru das Land Ophir und wurde durch die immer weiter nach Osten dringenden Abendländer bevölkert. Er führt 97 peruanische Könige auf, von denen jeder im Durchschnitte 35 Jahre regierte; ihm zufolge wäre, nach dem Tode des 87. Incas, Inti-Capac-Maita-Pachacuti, für lange Zeit das Reich durch Sittenlosigkeit und innere Zerwürfniß ganz zerfallen. Einer Fürstin Mama Ciboca gelang es durch Schlauheit diesem Interregnum ein Ende zu machen und ihrem Sohne Inca Roca den Thron zu verschaffen. Von Inca Roca bis Inti-Cusi-huallpa (Huascar) zählt er 11 Könige auf, die so ziemlich den von Garcilaso angeführten entsprechen, aber mit einer ganz verschiedenen Benennung und Darstellung ihrer Kriege und Gesetze. Durch das Werk von Montesinos ist eine Verwirrung in die alte peruanische Geschichte gekommen, die wohl nie mehr gelöst werden kann. Entweder wird man unbedingt ihm oder Garcilaso folgen müssen, denn an ein Ergänzen des einen Werkes durch das andere ist durchaus nicht zu denken.

Sehr werthvolle Nachrichten zur peruanischen Geschichte lieferte Pedro Chica de Leon, einer der Soldaten von

Juan Vadillo; er stellte am vorurtheilsfreisten und richtigsten den Verheerungskrieg dar; ferner Fray Marcos de Niza und Alfonso Palomino. Die Mittheilungen von Padre Jose de Acosta sind im Ganzen genommen gut, aber in religiöser Beziehung oft zu ungerecht und heftig.

Ueber die Epoche der spanischen Herrschaft in Peru besitzen wir keine einzige richtige und treue Geschichte. Das richtigste Werk, das darüber vorhanden ist, sind die im Jahr 1826 in London veröffentlichten Noticias secretas de America, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Don Antonio de Ulloa und Don Jorge Juan dem Könige Ferdinand VI. auf geheimen Befehl überreicht wurden. Sie geben einen sehr treuen und weitläufigen Aufschluß über den damaligen Zustand der spanischen Colonien in Amerika. Leider blieb dieser genaue Rapport ganz ohne Berücksichtigung; worin vielleicht eine Hauptursache des spätern Verlustes der Colonien zu suchen ist.

Die Geschichte des Befreiungskrieges ist nur von Wenigen geschrieben worden. Keine der Bearbeitungen ist genügend, da überall, durch Partheihaß oder Eitelkeit, Personen und Sachen entstellt wurden. Eines dieser Werke, von einem General der Revolutionsparthei geschrieben, hat sogar das Schicksal gehabt, wegen seiner Unrichtigkeiten auf dem öffentlichen Platze in Cuzco verbrannt zu werden. Einige europäische Schriftsteller haben diese Epoche bearbeitet, aber überall vermißt man Genauigkeit der Thatsachen, die wahre Auffassung der Beweggründe und durchgängig eine richtige Ortsbezeichnung.

Die politischen Ereignisse, seit der Unabhängigkeit (1826) bis auf den heutigen Tag, sind noch nirgends zusammenge-

stellt; die wenigen, leidenschaftlich geschriebenen peruanischen Zeitungen sind nur unsichere und unlautere Quellen. Es ist eine sehr schwierige, undankbare und zugleich traurige Arbeit die Geschichte der Revolutionen, Meutereien, Invasionskriege und Constitutionswechsel, die diese Epoche bezeichnen, zu schreiben.

Zehntes Kapitel.

Sprache. — Dialecte. — Corruption. — Proben der Quichua. — Poesie — Yaravies. — Quipu. — Inschrift. — Alterthümer. — Wasserleitungen. — Festungen. — Dörfer. — Wohnungen. — Götzen und Hausgeräthe. — Mumien.

Wie sich die Urbewohner von Peru durch die Schädelbildung in verschiedene Stämme trennten, so unterschieden sie sich auch durch die Sprache. Im südlichen Theile des Landes, besonders um Cuzco, wurde die Quichua gesprochen, weil sie die Hofsprache und die am allgemeinsten verbreitete war, von den Spaniern la lengua general genannt; in den Hochländern von Mittelperu, bei den Huancas, war die Chinchaysuyo gebräuchlich; die Indianer der ganzen Küste, dem Stamm der Chunchos angehörend, sprachen die Yunga, die in dem Theile von Mittelperu, der der jetzigen Provinz Yauyos entspricht, die Kauqui, die Gebirgsbewohner des nordöstlichen Peru bis an den Hualaga, die Lama*), die auf dem Hochlande von Quito die

---

*) Adelung führt in seiner Uebersicht aller Sprachen S. 84 die Calchaqui (im jetzigen Tucuman gesprochen) als Dialect der Quichua an,

Quiteña*). Diese verschiedenen Sprachen, die mit Ausnahme der Lama alle zu einem Stamme gehören, weichen so bedeutend von einander ab, daß die Bewohner der verschiedenen Gegenden sich gegenseitig nicht verstanden und es die Incas für nothwendig fanden, die Quichua bei allen besiegten Nationen einzuführen; dadurch wurden die übrigen sehr entstellt und schon bei der Invasion der Spanier nur selten noch rein gesprochen. Diese Corruption der Sprachen nahm natürlich nach der Eroberung durch die Spanier durch die Einführung eines neuen Idioms noch mehr überhand. Nur für wenige der von diesen nach Peru gebrachten, früher unbekannten Gegenstände bildeten die Indianer neue Namen, deren Wurzeln sie ihrer eigenen Sprache entlehnten; für die meisten adoptirten sie die spanischen Bezeichnungen. Schon dadurch, noch viel mehr durch die innige Wechselbeziehung der Eingebornen und der Eingewanderten ging die Reinheit der Sprache verloren, um so schneller, je größer der Einfluß der Fremden durch Zunahme an Zahl oder moralische Ueberlegenheit wurde. Gegenwärtig ist die Quichua ein sonderbares Amalgam von allen Dialecten und vom Spanischen; am reinsten wird sie in den Südprovinzen gesprochen, obgleich sie auch dort mit vielen Aymaraworten vermischt ist. In Mittelperu herrscht die Chinchaysuyu vor und an der Küste das Spanische und die Yungas. Die jetzigen In-

---

sie ist es aber von der Aymara; ferner sagt er irriger Weise, daß um Truxillo die Lama gesprochen wurde.

*) Von der Quichua, Quiteña und Lama sind verschiedene Grammatiken und Wörterbücher bekannt; von der Kauqui nur einzelne Worte, von der Chinchaysuyo ein höchst unvollkommener Dictionär von Figueredo und von der Yungas eine Grammatik mit einem Confessionario und Gebeten von Fernando de Carrera. Ein sehr seltenes Werk.

dianer und Mischlinge, die immer abwechselnd Quichua und spanisch sprechen müssen, reden beide Sprachen so verdorben, daß es oft fast unmöglich ist, sie zu verstehen. Es scheint übrigens, daß sich seit der Eroberung von Peru noch eigene Dialecte ausgebildet haben, wahrscheinlich durch die sehr veränderte Lebensweise der Abkömmlinge der alten Peruaner; vielleicht auch, weil sie ihr Gehör an weicher klingende Töne gewöhnten und nun in ihrer eigenen Sprache das Harte moduliren wollten und deßhalb willkürliche Lautenwechsel einführten; z. B. statt des schnarrenden r das weiche l, statt des tiefen, vollen u das abgerundete o.

Die Familie der Incas hatte eine eigene geheime Sprache, die von keinem der Unterthanen erlernt werden durfte; sie ist gegenwärtig fast ganz verloren und nur etwa zwei Dutzend Worte sind uns davon bekannt geworden. Sie scheint nur ein verfeinerter Dialect der Quichua gewesen zu sein, von einzelnen Worten läßt sich jedoch der Stamm in der Aymara nachweisen.

Wie den meisten Sprachen des südlichen Amerika, fehlen auch der Quichua mehrere Consonanten, nämlich B, D, F, G, X, Z, Ch. Das H im Anfange der Worte wird sehr stark aspirirt, so daß es fast wie ein schwaches deutsches Ch klingt; die Spanier setzten daher gewöhnlich beim Schreiben der Quichuaworte ein G statt H. Das L wird nur sehr selten rein gebraucht, meistens gequetscht, dem italienischen gl ähnlich, aber weniger hart als das spanische ll; eben so verhält es sich mit dem N am Anfange vieler Worte, das sehr gut mit dem spanischen ñ wiedergegeben wird, weniger mit dem deutschen ni; wie in den Worten ñoca „ich", ñan „der Weg", ñuñu „die Milch". Um ein Beispiel der Quichuasprache zu geben, will ich hier das Vaterunser hinsetzen:

Yayacu hanacpachacunapican; sutiyqui muchasca cachun; capac cayniyqui; ñocaycacunman hamachun; munayniqui rurasca cachun; ymanam hanacpachapi; hinatac caipachapipas; cunanpunchau tantaçucta cohuaycu; huchaicucta pampachahuaicu, ymanam ñocaycupas ñocaycuman huchallicuccunacta pampachaycu hina; amatac cachatihuaycu huatecayman utmay caycupac; yallintacmi allimanta quespichihuacu. Amen *).

Um die große Abweichung der Quichua von der Chinchaysuyo zu zeigen, führe ich hier einige sehr gebräuchliche Worte an.

Chinchaysuyo:		Quichua.
yacu	Wasser	umu
pecca	Kopf	uma
raju	Schnee	riti
quellay	Silber	collqui
rupay	Sonne	inti
accha	Haar	chuccha
yanacay	Gefährte	maçi
cayán	kalt	chiri
tita	dick	racu
ullini	lügen	llullani
ocrani	verlieren	chincachini
aihuani	gehen	rini

*) Die wörtliche Ueberſetzung heißt: Vater unſer Himmeln in iſt; der Name dein angebetet ſei; das Reich dieſes dein zu uns herkomme; der Wille dein gemacht ſei, ſo wie Himmeln in und eben ſo dieſer Erde auf; jeden Tag Brod eines giebt er uns; die Sünden unſere vergiebt er uns, eben ſo den Sündigenden an uns wir vergeben auf dieſe Weiſe; nicht läßt er uns in Verſuchung fallen, eher nach und nach befreit er uns.

Die Quichuasprache war in früheren Zeiten sehr ausgebildet und wurde von eigenen Lehrern aus der königlichen Familie in den eroberten Provinzen sorgfältig unterrichtet. Bei öffentlichen Reden wurde besonders darauf gesehen, daß sie richtig gesprochen wurde, und Keiner, der es nicht im Stande war, durfte ein öffentliches Amt bekleiden. In keinem Verhältnisse tritt der Reichthum der Quichua so sehr hervor, wie bei den Verwandtschaftsbezeichnungen, indem für jeden Grad der Blut- und Heirathsverwandtschaft eine andere Bezeichnung gebraucht wurde; ich theile hier einige der auffallendsten mit:

Yaya heißt Vater, mama Mutter. Der Vater nennt den Sohn churi, die Mutter aber nennt ihn cara huahua, die Tochter wird vom Vater ususi, von der Mutter huarmi huahua genannt; der Bruder sagt dem Bruder huauqueymi, der Schwester pana, die Schwester dem Bruder turi, der Schwester ñaña; so wurden auch die Oheime und Tanten väterlicher Seite anders genannt als die müterlicher, und diese Unterschiede bis in die entferntesten Familienglieder fortgesetzt.

Für die Poesie eignete sich die Quichua eigentlich wegen der unbehülflichen Flexion des Zeitwortes und des schwerfälligen Zusammenziehens des Fürwortes mit dem Substantiv nur wenig, aber sie wurde doch unter den Incas eifrig gepflegt. Sie besoldeten eigene Poeten, die sogenannten Haravicu, die für die Feste Schauspiele in Versen machen mußten, auch Helden- und Liebesgedichte. Es sind uns jedoch wenige dieser Gesänge überliefert worden, was um so mehr zu bedauern ist, da viele von ihnen als historische Documente von Wichtigkeit wären; aber gerade diese sind durch

besonderes Bestreben der Spanier fast spurlos untergegangen, während sich die Liebesgedichte erhielten. Die Verse sind meistens kurz, aber selten durchgehends rhythmisch, obgleich sich die Haravicus große Mühe gaben, ein gefälliges Versmaß hervorzubringen; Reime gebrauchten sie nur ausnahmsweise und ohne sie zu suchen, so daß die Gedichte meistens nur eine zerrissene Prosa waren. Folgendes von Garcilaso de la Vega Coment. reales fol. 53, aus den Papieren des Mönchen Blas Valera mitgetheilte Gedicht ist eine Probe von den bessern. Den Stoff dazu gab folgende Mythe: ein Mädchen von königlichem Geblüte (ñusta) ist vom Schöpfer der Welt (Pacchacamac) im Himmel bestimmt, aus einem Kruge Wasser und Schnee auf die Erde zu gießen, zuweilen zerschlägt ihr Bruder ihr den Krug, wovon Blitz und Donner entstehen.

Çumac ñusta *)	Schöne Fürstin
Turallayquim	Deine Urne
Puynuyquita	Schlägt dein Bruder
Paquicayan.	Jetzt in Stücke.
Hina mantara	Von dem Schlage
Cunuñunun	Donnert's, blitzt's und
Yllapantac.	Wetterleuchtet's.
Camri ñusta	Doch du Fürstin
Unuyquita	Dein Gewässer

*) In der Ausgabe von Garcilaso (1609) sind einige Druckfehler, die nachher in alle andern Ausgaben und Uebersetzungen übergingen; hier sind sie vermieden. Garcilaso hat auch mehrere Worte gegetrennt, die zusammen gehören, z. B. Puynuyquita, Paquicayan ꝛc.; in der Uebersetzung steht der dritte Vers an der Stelle des zweiten; turallayquim heißt „dein Bruder", puynuyquita „deinen Topf", paquini „zerschlagen".

Paramunqui	Gießend regneſt,
Mayſſimunqui	Und mitunter
Chichimunqui	Hagel oder
Ritimunqui.	Schnee entſendeſt.
Paccharurac	Weltenbauer,
Pacchacamac	Weltbeleber,
Viracocha	Viracocha,
Cay hinapac	Zu dem Amte
Churasunqui	Dich beſtimmte
Camasunqui.	Und dich weihte.

Eine eigenthümliche Poeſie liegt in den Yaravies; es ſind Elegien, deren Inhalt in der Regel unglückliche Liebe oder Trauer um Verſtorbene iſt. Sie werden unter Begleitung einer ſehr melancholiſchen Muſik ein- oder mehrſtimmig geſungen und machen auf den Zuhörer einen ungemein tiefen Eindruck. Wenn der Fremde zum erſtenmale den Yaravie in Quichua hört und auch den Sinn der Worte nicht verſteht, ſo wird er doch durch die eigenthümliche Melodie tief ergriffen, denn es giebt wohl kaum einen düſterern und zugleich weichern Geſang. Was die Jaina unter den Inſtrumenten, das iſt der Yaravie unter den Liedern; beide ſind der Ausdruck eines tief betrübten Herzens. Die Spanier haben in ihrer Sprache die Yaravies auch nachgeahmt und es giebt einige ſehr ſchöne unter ihnen; aber doch fehlt ihnen das ſchmelzend Düſtere der Quichuaelegien. Die neuere Poeſie der Indianer iſt ein faſt unverſtändliches Gemiſch von Quichuadialecten und Spaniſch und deshalb faſt werthlos; bald werden den ſpaniſchen Worten Quichuaendungen angehängt, bald die Quichuaworte nach ſpaniſcher Art flectirt und dabei noch die grammatikaliſchen Regeln auf barbariſche Weiſe ver-

letzt. Ein Beispiel ist folgende Strophe aus einem langen Gesang, den man häufig bei den Indianern der Hochebene hört. Ein Mann will seiner Geliebten einen Boten senden und wählt dazu irgend ein Thier der Puna; aber dieses, statt hinzueilen, kehrt an seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort zurück; in jeder Strophe ist das Charakteristische der Lebensweise des unfolgsamen Thieres hervorgehoben.

Viscachitatam cachacuni
Vida mia por consuelumpac
Quimana cachacuna Viscachita
Rangra, rangrapi pahuaicachacu.

Ich wollte eine Viscacha (Punahasen)
meiner Geliebten zum Troste senden,
aber die Viscacha wollte nicht Bote sein,
sondern sprang mit dem Auftrag von Felsen zu Felsen.

Die alten Peruaner hatten keine Schriftzeichen für einzelne Laute, sie verstanden aber doch auf eine andere Weise ihre Gedanken zu verkörpern und das Wort zu fesseln. Das Mittel, dessen sie sich bedienten, waren Schnüre mit künstlich verschlungenen Knoten, die sogenannten Quipu. Diese Quipu bestehen aus einer Hauptschnur, an der in bestimmten Entfernungen andere dünne Schnüre befestigt sind; an der Hauptschnur befinden sich nur die Verbindungsknoten der Nebenschnüre. Sie ist bedeutend dicker als diese und besteht aus einem doppelt gedrehten Bindfaden, dem zwei einfache übergedreht sind. Die Zweige (um mich dieses Ausdrucks zu bedienen) sind von der Dicke der Doppelschnur des Stammes, an den sie durch eine einfache Schlinge befestigt sind, an ihnen sind die Knoten angebracht. Diese sind einfach oder vielfach, aber gewöhnlich auf die nämliche Weise

verschlungen. Die Länge der Quipu ist sehr verschieden, oft mißt die Querschnur viele Ellen, zuweilen ist sie nur einen Schuh lang; die Zweige sind selten länger als zwei Fuß, in der Regel aber viel kürzer. Ich habe einen Quipu ausgegraben, der gegen acht Pfund schwer war, von dem ich

hier, um einen deutlichen Begriff zu geben, ein Fragment im Holzschnitte mittheile.

Die Schnüre sind oft von verschiedener Farbe, jede mit einer eigenen Bedeutung; durch Roth wurden die Soldaten bezeichnet, durch Gelb das Gold, durch Weiß das Silber, durch Grün das Getreide u. s. f. Diese Knotenschrift eignete sich vorzüglich für Zählungen und statistische Tabellen; jeder einfache Knoten bedeutete zehn, jeder doppelt verschlungene hundert, jeder dreifache tausend u. s. f.; zwei einfache neben einander zwanzig, zwei doppelte zweihundert. Die Entfernung der Knoten vom Stamme war von größter Wichtigkeit, eben so die Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige, denn die Hauptgegenstände wurden an die ersten Zweige und in die Nähe der Querschnur gesetzt und so in absteigender Folge.

Diese Zählungsart ist noch jetzt bei den Hirten der Puna gebräuchlich; ich habe mir sie von ihnen erklären lassen, so daß ich mit einiger Mühe jeden ihrer Quipu lesen konnte. Auf den ersten Zweig setzen sie gewöhnlich die Stiere, auf den zweiten die Kühe, diese theilen sie wieder ein in solche, die Milch geben, und in solche, die nicht gemelkt werden, die folgenden Zweige enthalten die Kälber nach Alter und Geschlecht, dann kommen die Schaafe in mehrern Unterabtheilungen, die Zahl der getödteten Füchse, die Menge des verbrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf andern Quipu steht der Ertrag der Heerden an Milch, Käse, Wolle u. s. f. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe oder durch eine verschieden gedrehte Schnur angezeigt.

Auf die nämliche Weise wurden in frühern Zeiten die Kriegsheere gezählt; auf eine Schnur wurden die Soldaten mit Steinschleudern, auf eine andere die mit Speeren, auf eine dritte die Keulentragenden ꝛc. mit ihren Ober- und Unteroffizieren gesetzt; eben so wurden die Schlachtberichte abge-

faßt. In jeder Stadt waren einige eigens bestimmte Männer, um die Quipu zu knüpfen und zu erklären; sie hießen Quipucamayocuna (Knotenbeamtete). So ungenügend diese Schrift war, so hatten doch während der Blüthe des Incareiches die bestellten Schriftsteller eine sehr große Fertigkeit im Enträthseln der Knoten; doch gelang es ihnen nur selten, einen Quipu ohne mündlichen Commentar zu lesen, es mußte immer, wenn er aus einer fernen Provinz kam, beigefügt werden, ob er sich auf Volkszählungen, Tribute, Kriege u. s. f. beziehe. Um die in ihrem engern Vaterlande vorfallenden Ereignisse in den Quipu näher zu bezeichnen, machten sie am Anfange der Querschnur gewisse Zeichen, die nur für sie selbst Bedeutung hatten, auch bewahrten sie die Quipu immer sorgfältig in bestimmten Fächern auf, damit nicht etwa ein Tributquipu mit einem, der die Volkszählung anzeigte, verwechselt würde. Durch fortgesetzte Uebung vervollkommneten sie sich zuletzt so sehr, daß sie die wichtigsten Ereignisse des Königreiches, Gesetze und Verordnungen mit diesen Knoten anzeigten.

Es ist in neuerer Zeit noch nicht gelungen, die Quipu zu lesen; alle Versuche sind gescheitert. Die Schwierigkeit, sie zu entziffern, ist sehr groß, da jeder Knoten einen Begriff bezeichnet und eine Menge von Bindegliedern wegfallen. Das Haupthinderniß, die in den Gräbern aufgefundenen Quipu zu enträthseln, liegt im Mangel der mündlichen Anzeige, auf was sie sich beziehen, die sogar den gelehrtesten Quipucamayocuna nöthig war. Wenn es auch je gelingen würde, den Schlüssel zu dieser Schrift zu finden, so wäre doch das dadurch zu erlangende Resultat nicht groß, da meistens Volkszählungen einzelner Städte oder Provinzen, Ab-

gabelisten oder Nachrichten vom Vermögenszustande der Verstorbenen zum Vorscheine kommen würden. Es giebt übrigens jetzt noch einige Indianer in den südperuanischen Provinzen, die mit einzelnen aus frühern Zeiten sorgfältig aufbewahrten historischen Quipucuna vollkommen vertraut sind; sie halten aber ihre Kenntniß als größtes Geheimniß, besonders gegen Weiße.

Es scheint, als ob sich die peruanischen Indianer auch einer gewissen Art von Hieroglyphen bedienten, die sie in Stein einschnitten und in den Tempeln aufbewahrten. Andeutungen davon finden wir bei mehrern ältern Schriftstellern. Eine Stunde von Huari fand ich in den Ruinen eines großen Gebäudes in einem zerstörten Indianerdorfe eine schwere, gesprungene Steinplatte mit folgender Inschrift:

Sie hat Aehnlichkeit mit den in Mejico und Brasilien aufgefundenen Hieroglyphen.

Zum Schlusse dieser Reiseskizzen will ich noch einige allgemeine Bemerkungen über die alten peruanischen Denkmäler und übrigen Alterthümer beifügen, ohne mich jedoch in diesen äußerst reichhaltigen Gegenstand zu vertiefen.

Eines der größten und bewunderungswürdigsten Werke habe ich schon früher Erwähnung gethan, nämlich der mächtigen, mit Steinen ausgelegten Heerstraße, welche durch das ganze Reich von Cuzco nach Quitu führte und mehrere sehr bedeutende Seitenarme hatte. Dieser müssen die außerordentlich großartigen Wasserleitungen, durch die traurige Sandwüsten und sterile Berge in fruchtbares Land umgewandelt wurden, an die Seite gestellt werden. Spuren dieser Wasserleitungen findet man durch ganz Peru und wenn man auch die Kanäle selbst nicht sieht, so bemerkt man doch noch die abgetheilten Felder, die sie einst bewässert haben. In vielen Gegenden, da wo die Sierrathäler in die Puna übergehen, ich führe hier nur den Bergabhang oberhalb Tarmatambo auf dem Wege nach Jauja an, trifft man eine große Anzahl quadratförmiger, ziemlich gleichgroßer Felder, von denen jedes mit einem niedrigen Steinwalle umgeben ist; gegenwärtig sind sie mit Punagräsern bedeckt und durchaus keiner Kultur fähig. Es sind dies die sogenannten Tapu, die jedem Unterthan des großen Incareiches zugetheilt wurden, um sich und seine Familie zu ernähren; sie wurden durch kunstvolle Aquaducten bewässert und dadurch zum Ackerbau tauglich gemacht; die Spanier zerstörten aber die Wasserleitungen, die Behälter trockneten aus und dadurch weigerte sich die Erde, den geringsten Ertrag zu liefern. Sehr viele dieser Aquaducten sind unterirdisch und es ist nicht mehr möglich, sie aufzufinden,

an einigen Orten waren sie mit goldenen Rinnen ausgelegt, die die Spanier als köstliche Beute betrachteten.

Nicht weniger Bewunderung als diese für das allgemeine Beste gebauten Riesenwerke verdienen die ungeheuern Paläste, Festungen und Tempel, von denen noch großartige Ueberreste vorhanden sind. Die Mauern dieser Gebäude wurden aus Quadersteinen aufgeführt, die so fein bearbeitet und mit solcher Genauigkeit auf einander gefügt sind, daß die Verbindungsstelle zwischen je zwei Blöcken nicht so viel Raum übrig läßt, um die Kante eines Blattes Papier einzuschieben. In den königlichen Palästen von Cuzco und im Sonnentempel wurde als Bindemittel zwischen die Steine Gold oder Silber gegossen; dies geschah jedoch nur aus Luxus, denn bei den übrigen Gebäuden, z. B. bei den Bädern von Huamalies in der Provinz Jauja, fugten die Steine durch ihre Schwere und die exacte Arbeit sehr genau. Diese Steine waren von sehr beträchtlicher Größe; man findet solche, die 12 bis 16 Fuß lang, 8 bis 10 Fuß hoch und eben so breit sind; nicht alle waren viereckig, sie wurden auch polygonisch und sphärisch zugeschnitten und mit der nämlichen Genauigkeit in einander gefügt, wie die äußerst interessanten Ruinen des Palastes von Limatambo zeigen. Es drängen sich hier die Fragen auf, wie haben die alten Peruaner diese Steine gebrochen und hernach bearbeitet, da sie keine eisernen Handwerkszeuge besaßen? Der erste Punkt ist mir immer räthselhaft geblieben, den letztern hingegen erkläre ich mir durch Reiben des weichern, zu bearbeitenden Steines durch härtere und das nachherige Poliren mit kieselhaltigen Pflanzen. Der Transport der geschnittenen Blöcke von den Steinbrüchen nach dem Orte ihrer Bestimmung konnte, wie das Heben

derselben zu beträchtlicher Höhe, nur durch das Zusammenwirken von Tausenden von Menschen geschehen, da keine Art von Hebemaschinen bekannt war.

Die Festungen der alten Peruaner geben ebenfalls einen hohen Begriff von ihrer Baukunst; sie waren mit Wällen und Gräben umgeben, die größeren durch die Festigkeit ihrer Mauern, die kleinern durch die schwer zugängliche Lage geschützt. Ihre Zugänge waren meistens unterirdisch; auch standen sie mit den Palästen oder Tempeln, wenn solche in der Nähe waren, durch geheime Gänge in Verbindung. Diese unterirdischen Gänge sind mit vieler Umsicht angelegt; in der Regel haben sie eine Breite von 3 bis 4 Fuß und Manneshöhe, dann verengern sie sich plötzlich und sind an den Seiten mit zackigen Steinen ausgemauert, daß man sich nur seitlich dazwischen durchzwängen kann; bald sind sie so niedrig, daß es nur möglich ist auf dem Bauche durchzukriechen. Alles war darauf berechnet, die Schätze aus den Palästen und Tempeln nach den Festungen zu retten und den Feinden die Verfolgung unmöglich zu machen, denn hinter jedem Engpasse waren weite Räume für Soldaten, die einer ganzen Armee den Durchgang streitig machen konnten. Außer den alljährlich mehr verschwindenden Ueberresten der Festung von Cuzco sind die bedeutendsten die von Calcahilares und Huillcahuaman; weniger interessant sind die des Chimu-canchu in Mansiche, bei Truxillo, da sie nicht aus geschnittenen Steinen, sondern aus Luftziegeln aufgeführt sind. Die kleine Festung von Huichay, zwei Stunden von Tarma, die den Eingang in dieses Thal vertheidigte, ist von sehr merkwürdiger Bauart, indem die Fronte, von kleinen aber festgemauerten Steinen, eine große Höhle schloß,

in der viele Abtheilungen zum Aufbewahren von Kriegsvorräthen und als Wohnungen der Soldaten angelegt waren; am steilen Bergabhange war ein tiefer Graben, hinter dem ein 14 Fuß hoher, von drei Bastionen flankirter Wall aufgeführt war. Von dieser Festung aus führte mitten durch den Berg ein 1½ Stunden langer, sehr breiter Gang bis nach Tarmatambo, wo ein sehr großer Palast stand, dessen Ruinen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen; in dem Gange waren zahlreiche Wohnungen, theils als Getraidemagazine, theils als Asyl in Kriegszeiten für die Bewohner der umliegenden Dörfer. Um die Festung herum kommt viel Salpeter vor, der von den Huancas (Bewohner des Thales Jauja) für die Bereitung von Schießpulver gesammelt wird. Durch sie ist der Eingang in die Höhle verschüttet und die Festung schon so zerstört worden, daß in wenigen Jahrzehenten kaum noch eine Spur von diesem Bau übrig bleiben wird. Trotz mehrtägigen angestrengten Nachgrabungen ist es mir nicht gelungen in die Höhle zu gelangen, obgleich ein alter Indianer, der sie in frühern Jahren öfters besucht hatte, die Eingangsstelle genau bezeichnete. In der Nähe von Huichay sieht man an den senkrechten Felsenwänden, oft 60 bis 80 Fuß über der Erde, die Spalten mit kleinen Steinen ausgemauert. Unbegreiflich ist es, wie die Indianer dorthin gelangten, wenn man nicht annimmt, daß sie Gänge in die Berge gehöhlt haben. Es scheint, als haben sie dort oben Wohnungen oder Vorrathsmagazine gehabt, denn oft bemerkt man kleine Fenster im künstlichen Gemäuer.

Die meisten alten Indianerdörfer der Sierra liegen auf Anhöhen, Hügeln, Bergspitzen oder scharfen Bergrücken, die jetzt ganz steril sind, da sie der frühern künstlichen Bewässe-

rung entbehren; sie sind fast immer nach Osten gerichtet, damit die Bewohner ihre Gottheit gleich beim Erscheinen am Horizonte sehen konnten. Alle größern Ortschaften hatten im Centrum einen viereckigen Platz, wo die Tänze aufgeführt wurden; von diesem laufen immer mehr oder weniger regelmäßige Straßen nach den vier Himmelsgegenden. Die Bauart der Häuser war sehr verschieden und man findet, neben den Palästen mit 20 bis 25 Fenstern in der Front, die kleinsten und armseligsten Hütten. Im Gebirge sind die Privatwohnungen alle von unbehauenen mit einem sehr festen Kalkmörtel verbundenen Steinen aufgeführt, an der Küste aus Luftziegeln, den sogenannten Ticacuna. In den Departementen Junin und Ayacucho habe ich die Ruinen großer Dörfer aus thurmartigen Wohnungen von eigenthümlicher Construction gefunden; jedes Haus ist viereckig und hat einen Durchmesser von 6 Fuß, eine Höhe von 17 bis 18 Fuß. Die Mauern sind 1 bis 1½ Fuß dick, gegen Morgen oder Mittag ist die kaum 1½ Fuß hohe und 2 Fuß breite Thür. Wenn man sich mit Mühe auf dem Bauche durch diesen Eingang hineingezwängt hat, so gelangt man in einen etwa 5½ Fuß hohen und eben so breiten Raum ohne Fenster. Die Wände sind roh und kahl, aber überall verlaufen in der Dicke der Mauer kleine Behälter, in denen die Hausgeräthe und Nahrungsmittel aufbewahrt wurden; man findet darin noch häufig Mais, Coca, Töpfe u. s. w. Die Decke des Zimmers besteht aus mehreren horizontal eingemauerten Steinplatten, welche in der Mitte einen etwa 2 Fuß weiten Raum offen lassen. Durch diesen zieht man sich in die Höhe und gelangt, nicht ohne Schwierigkeit, in den zweiten Stock; er ist eben so wie der erste und hat ein paar sehr schmale Fenster-

öffnungen. Die Decke hat ebenfalls ein Loch, durch das man sich mit Mühe in den dritten Stock winden kann, dessen Decke das Dach des ganzen Hauses bildet und aus dicken Steinplatten besteht; dieser Raum ist gewöhnlich niedriger als die beiden untern und diente wahrscheinlich als Vorraths-kammer. Ich fand einmal darin eine sehr gut erhaltene Kindsmumie. Im Erdgeschosse wohnte die Familie, man sieht noch deutlich die Stelle, wo gekocht wurde, der zweite Stock war vermuthlich das Schlafzimmer, fast immer trifft man eine große Steinscheibe, durch die die Communications-öffnung geschlossen wurde. Ich habe mich in diesen kleinen Wohnungen immer sehr wohl gefühlt und oft dort Schutz gegen die Ungewitter gefunden, nachdem ich vorher einen Fuchs oder ein Stinkthier daraus vertrieben hatte.

Die alten Peruaner beerdigten häufig ihre Todten in den Wohnungen und verließen dann die Hütte; es scheint dieß besonders zur Zeit der Eroberung der Fall gewesen zu sein, als sich so viele Indianer freiwillig den Tod gaben. Wie in den Gräbern, wurde dann auch hier ein großer Theil des Hausgeräthes mit vergraben. Bei vielen solchen Häu-sern, in denen ich Nachgrabungen anstellte, habe ich folgende Anordnung gefunden. Unter einer etwa 2 Fuß hohen Schicht Erde befindet sich der wohlerhaltene Cadaver, meistens, aber nicht immer, in einer sitzenden Stellung; räumt man eine zweite, eben so hohe Schicht von Schutt weg, so stößt man auf die Hausgeräthe, als Koch- und Wassertöpfe von Thon, Gefäße von Flaschenkürbis, Jagd- und Fischzeug, Waffen u. s. w., unter dieser Lage folgt häufig noch eine dritte, in der die Gold- und Silbergefäße und die Hausgötzen liegen. Die Idole sind aus Thon, Stein, Holz, Kupfer, oder aus

edeln Metallen. Die erstern sind hohl, flach gedrückt und meistens mit angemalten Gesichtern; die steinernen aus Granit, Porphyr, Sandstein 2c.; sie sind massiv und oft mehrere Fuß hoch. Die goldenen Götzen sind immer hohl, aber ohne irgend eine bemerkbare Spur, wo sie zusammengelöthet wurden; ihre Größe ist verschieden, es giebt solche, die ¾ Pfd. wiegen; die silbernen sind dagegen immer massiv. Alle diese Götzen haben eine ähnliche Physiognomie, einen unverhältnißmäßig großen Kopf, meistens mit einer eigenthümlichen Kopfbedeckung, eine lange, oft stark gebogene Nase, große, eckige Augen und lange Ohren. Sie sind entweder in aufrechter oder in hockender Stellung. Der Holzschnitt zeigt einen die-

ser letztern aus einem Hausgrabe in der Provinz Huarochirin. Er trägt auf dem Rücken eine Bürde, die nach der Analogie mit viel größeren und deutlicheren, diesem sehr ähnlichen Idolen aus Thon zwei Kinder vorstellt.

Die Wassergefäße sind von den mannigfachsten Farben und Formen; am häufigsten stellen sie zusammengekauerte fratzenhafte menschliche Figuren dar; viele von ihnen sind sehr obscön; andere sind fast unkenntliche Gestalten von Thieren oder Phantasiefiguren. Die meisten haben zwei Oeffnungen, eine zum Einfüllen, die andere zum Ausgießen des Wassers; bei vielen hört man beim Füllen einen sehr weichen, flötenden Ton von der durch die andere Oeffnung entweichenden Luft. Diese Trinkgefäße sind in der Regel von rothem oder schwarzem, glänzendem Thone; die für den täglichen Gebrauch in den Häusern waren von verschiedener, mäßiger Größe; die zum Aufbewahren der Chicha aber sehr voluminös; ich habe solche gesehen, die 6 Eimer Flüssigkeit faßten; in einigen mit Gyps wohl verschlossenen hat man Chicha gefunden, die über 300 Jahre alt und sehr berauschend war. Auf den Gefäßen aus Flaschenkürbis sind in der Regel abenteuerliche Figuren eingeschnitten. Nicht selten werden große und kleine goldene Becher von getriebener Arbeit gefunden, an denen eben so wenig als an den Götzen eine Löthnaht entdeckt werden kann. Unter den Waffen sind besonders die steinernen Beile bemerkenswerth; sie haben auf dem dickern Ende eine Rinne, in die der Stiel gelegt und mit Schnüren befestigt wurde. Schmuckgegenstände, als Ohr-, Nasen- und Lippenringe, Halsketten, Nadeln, Arm- und Fußspangen u. s. f., waren in der Regel aus Gold mit bunten Muscheln verziert. Die Scepter der Incas waren sehr kunstreich aus Gold gearbeitet, die der Curacas aus Silber, die der Caciken aus Kupfer, zuweilen vergoldet. Hier folgt die Abbildung eines Caciken-Scepters. Er ist 6 Zoll lang und hat 1 Zoll im Durchmesser; 1½ Zoll von seiner untern

Oeffnung ist eine Brücke, bis zu welcher der Stock in den Cylinder hineingesteckt wurde. Auf dem Säulenkopfe steht ein

Vogel (der zweite ist leider abgebrochen), nach dem Schnabel zu urtheilen, ein Flamingo; für einen solchen sind aber der Hals und die Füße zu kurz und der Schwanz zu lang; auf der rechten Seite gehen drei paar Vögel hinunter, auf der linken eben so viel hinauf; das oberste Paar der erstern ist klein, groß-köpfig, mit geraden und dicken Schnäbeln. Das zweite ist noch einmal so groß und stellt unverkennbar Eulen vor; das

unterſte iſt wie das erſte, nur ſind die Schnäbel kürzer und dicker. Das unterſte Paar links iſt klein; die Köpfe dick und mit einem Kamme verſehen; das folgende ſind Punaibiſe (Yanahuicu) mit den langen, faſt geraden Schnäbeln; das oberſte iſt groß, die Schnäbel ſind hakenförmig gebogen, auf der Stirn ſitzt ein großer Kamm und um den Hals zieht ſich ein nach vorn halbmondförmig erweitertes Halsband. Es ſind zwei männliche Condore; dieſer intereſſante Scepter aus einem Cacikengrabe, zwiſchen Huacho und Huillcahuaura, iſt gegenwärtig im Beſitze des Herrn Hofrath von Hügel in Wien.

Hölzerne Gefäße oder Idole findet man ſelten. Es ſcheint, als ob den alten Indianern die Bearbeitung des Holzes ſchwerer geweſen ſei als die der Metalle und Steine. Die Peruaner nennen alle in den alten Gräbern gefundenen Gegenſtände Huaqueros (von Huaca in Quichua, das „Grab").

Die Gräber oder Huacas ſind von verſchiedener Form und Größe; oft waren ſie nur für einzelne Individuen beſtimmt, dann ſind ſie klein; häufig aber waren ſie Familiengruften von ſehr bedeutendem Umfange. An der ſandigen Küſte bezeichnet in der Regel nicht einmal eine Erhabenheit die Stelle, wo die Cadaver beigeſetzt wurden und man findet ſie in ausgedehnten Flächen an einander gereiht, weiter in's Innere (aber doch noch in der Küſtenregion) ſind ſie meiſtens backofenförmig gewölbt, aus Luftziegeln aufgeführt; in der Sierra hingegen aus Stein gemauert, viereckig, oval, oder hoch obeliskenförmig. Ein deutſcher Reiſender (Meyen) hat dieſe letztern, die er auf den Hochebenen von Südperu, in der Nähe des Fluſſes Chucaña und zwiſchen Piſacoma und

Pichupichu sah, bei seiner bekannten flüchtigen Anschauung, als Siegesdenkmäler des Inca Yupanqui erklärt!

Die Leichname wurden einzeln oder gruppenweise in die Mitte der Huacas gesetzt und mit Steinen oder Rohren unterstützt, um sie in sitzender Stellung zu erhalten, das Gesicht nach Sonnenuntergang gerichtet; vor sie wurden zwei Reihen von Töpfen mit Quinua, Mais, Kartoffeln, getrocknetem Llamafleisch u. s. f. gestellt, jeder von ihnen war mit einem kleineren Topfe bedeckt; im Halbkreise standen zu beiden Seiten Kochgeschirre, wie die rußigen Böden zeigen, und Töpfe mit Wasser und Chicha, die mit Trinkgefäßen zugedeckt waren. Häufig wurden noch zwischen die Töpfe und den Leichnam kleine, festzugenähte Säckchen mit Maiskolben gestellt, unter denen man die merkwürdige Varietät mit zugespitzten Früchten, von Bonafous Zea rostrata genannt, findet, auf welche die Botaniker zuerst durch einen in Rob. Brown's Besitz befindlichen, steinernen Kolben aus einem peruanischen Flusse aufmerksam gemacht wurden. Die Töpfe und der Cadaver wurden mit feinem Sande überschüttet, mit verschiedenen Kleidungsstücken, Ponchos, Decken u. s. f. zugedeckt, darauf wieder Sand geschichtet und das Ganze zugemauert.

Die Leichname sind von sehr vielen Hüllen umgeben und sehen, wenn man sie aus den Gräbern nimmt, wie rohe Statuen aus, an denen man nur einen formlosen Kopf, Kniee und Füsse unterscheiden kann. Ein starkes Netz aus dicken Stricken von Stroh oder Bast hält eine grobe Matte von Binsen zusammen, in die der Cadaver eingewickelt ist; löst man diese weg, so findet man eine breite, baumwollene Binde, die um den ganzen Körper, von unten nach oben,

gewickelt ist und zwei Rohre an den Seiten, oder einen Stock längs des Rückens, oder zwischen den Beinen, auf den der Kopf stützt, befestigt. Nach Entfernung der Binde, zeigt sich eine dicke, rothe oder bunte Decke, den Leichnam völlig einhüllend, unter dieser sind ein oder zwei einfarbige, gelblich weiße Tücher, aber, wie die Decke, straff zugenäht; wenn diese beseitigt sind, stößt man auf einiges Hausgeräthe, Töpfchen, Ziergegenstände, den Huallqui mit Coca ꝛc. und bei den meisten auf einen silbernen oder goldenen Götzen, um den Hals gehängt; die unterste Hülle ist ein ziemlich feines Tuch, wahrscheinlich einst weiß, aber durch die Zeit röthlich gelb gefärbt; sie ist, wie die obern Decken, fest zugenäht; nachdem man sie entfernt hat, zeigt sich der nackte Cadaver, nur noch um den Kopf mit zwei bis drei Binden (Huinchas), von denen die oberste ein feines, lockeres Gewebe, immer farbig gestreift, ist, die untere aber schmaler und dichter, oft blos von Bast, meistens von gelblicher Baumwolle. Die Stellung des Leichnames ist eine kauernde; die Kniee sind gegen den Kopf gebeugt, die Arme kreuzweise über die Brust geschlagen, so daß das Kinn in der Regel zwischen beiden Fäusten ruht; die Hände zusammengebunden und bei den meisten mit einem Stricke um den Hals befestigt, um sie leichter in der bestimmten Lage zu erhalten; dieß hat einige Forscher der peruanischen Alterthümer zur Meinung verleitet, die so gebundenen Körper rühren von Erhängten her! Im Munde steckt ein Scheibchen von Gold, Silber oder Kupfer. Die meisten Cadaver sind gut erhalten, die Weichtheile eingeschrumpft, die Gesichtszüge aber fast unkenntlich entstellt; das Haar ist immer vollkommen frisch, bei den Weibern in künstliche Zöpfe geflochten.

Es frägt sich, ob diese Leichname einbalsamirt wurden oder ob sie sich blos in Folge des die natürliche Mumification so sehr begünstigenden Climas so gut conservirt haben. Beide Ansichten haben ihre eifrigen Vertheidiger gefunden. Don Francisco Barrero, Custos am naturhistorischen Museum in Lima, giebt im Memorial de Cienc. nat. II, pag. 106 an, daß eigene Männer zum Einbalsamiren bestimmt waren, und beschreibt ihr Verfahren folgendermaßen: zuerst entleerten sie das Gehirn durch die Nase, rissen die Augen aus und verstopften die Höhlen mit Baumwolle; dann nahmen sie die Eingeweide, sogar die Lunge und die Zunge durch einen Einschnitt im Mittelfleische heraus und füllten den Leib und den Schädel mit einem feinen Pulver, das beim Herausnehmen aus den Mumien einen leichten Terpentingeruch verbreitet, der sich an der freien Luft aber bald wieder verliert; Gesicht, Hände und Füße bestrichen sie mit einer öligen Substanz, umhüllten den Cadaver mit Binden, bis er erstarrte, und wickelten ihn dann auf die oben beschriebene Weise ein. Nach meiner Ansicht ist dieses Verfahren ein blosses Phantasiespiel von Barrera, nach der Art, wie die Aegypter ihre Mumien bereiteten, componirt, das aber nie bei den Indianern üblich war. Bei keiner der im Museum in Lima aufbewahrten Mumien kann die geringste Spur von diesem Pulver oder irgend einem andern Präservativ entdeckt werden, was auch schon der verdienstvolle Director dieser Anstalt, Don E. Mariano de Rivero (Antiguedades peruanas 1841, pag. 42), bemerkte. Bei unzähligen Cadavern, die ich untersucht habe, ist es mir nie gelungen, dieses Pulver in der Bauch- oder Brusthöhle zu finden, wohl aber im Schädel, wo es zu knollenartigen, röthlich schwarzen Massen

zusammengeballt ist. Eine chemische Analyse, die Hr. Prof. J. Vogel in Göttingen von solchen Stücken machte, zeigte nicht die geringste Spur von vegetabilischen Substanzen, sondern größtentheils Gehirnfett, der beste Beweis, daß dieses Organ nicht herausgenommen wurde, sondern im Schädel auftrocknete. Vielfältige Belege gegen die Annahme einer künstlichen Mumification liegen mir noch vor, aber ich führe nur noch eine Kindsmumie an, die ich der kais. Academie in Petersburg schenkte, bei der die Rippen an der Brustbeinverbindung klaffen, wodurch ein Theil der Brust- und Bauchhöhle geöffnet ist, an denen man deutlich einen Theil der verschrumpften Lungen, den Herzbeutel, das Zwerchfell und den Quergrimmdarm sieht.

An der Küste, wo es nie regnet, haben die heiße Sonne und der trockene Sand die Leichname ausgedörrt, im Gebirge aber die reine Luft und die außerordentlich auftrocknenden Winde. Wir finden diese Erscheinungen gegenwärtig noch im nämlichen Verhältnisse. Der Kirchhof von Huacho *) und die mumificirten Thiere der Hochebene (s. o. S. 81) liefern die besten Beweise. Man trifft daher in jenen Gegenden, wo es häufig regnet, nur sehr schlecht erhaltene Mumien, meistens Skelette, aber immer in sitzender Stellung; an salpeterhaltigen Orten der Sierra haben sich trotz der großen Feuchtigkeit die Cadaver durch Jahrhunderte sehr frisch erhalten.

Nach Angabe von Garcilaso de la Vega und des Padre Acosta soll den Peruanern die Kunst des Einbalsamirens bekannt gewesen sein; wie es scheint, übten sie dieselbe nur

*) I. Thl. S. 300.

an den Leichnamen ihrer Könige aus. Die vortrefflich erhaltenen Mumien der Incas wurden im Sonnentempel in Cuzco, jede auf einem Throne sitzend, aufbewahrt. Mehrere Jahre nach der Eroberung wurden sie nach Lima geführt und in einem Hofe des Hospital „San Andres" verscharrt! Es ist sehr bedauernswerth, daß der wüthende Fanatismus der spanischen Eroberer auch diese interessanten Ueberreste der einst so mächtigen Könige von Peru zerstörte.

Die in diesen Skizzen mitgetheilten Bemerkungen über das barbarische Colonisationssystem der Spanier zeigen immer, wie hindernd ihre Regierung der freien Entwickelung der peruanischen Eingebornen und einem blühenden Aufschwunge des Landes war. Möchte die Zukunft des von der Natur so reichbegabten Peru glücklicher sein, als es die letztverflossenen Jahrhunderte waren und die Gegenwart noch ist!

Literarischer Anzeiger.

Bericht

über den Stand und Gang

der

Geschichte der Europäischen Staaten,

herausgegeben

von

Heeren und Ukert.

Die erschienenen 21 Lieferungen dieses Werkes enthalten:

Geschichte der Teutschen bis zur Auflösung des Reiches, von Pfister. 5 Thle. . . . . geschlossen.

— der Teutschen von 1806 bis 1830, von Bülau. In 1 Theil . . . . . geschlossen.

— der italienischen Staaten, von Leo. 5 Thle. geschlossen.

— von Sachsen, von Böttiger. 2 Thle. geschlossen.

— der Niederlande, von v. Kampen. 2 Thle. geschlossen.

— von Frankreich während der Revolutionszeit, von Wachsmuth. 4 Thle. . . . geschlossen.

— von Frankreich, von E. A. Schmidt. 1r u. 2r Theil.

— des preußischen Staates, von Stenzel. 1r, 2r und 3r Thl.

— von Rußland, von Strahl. 1r und 2r Theil.

— von Spanien, von Lembke und Schäfer. 1r u. 2r Theil.

Geschichte von Schweden, von Geijer. 1r, 2r und 3r Theil.
— von England, von Lappenberg. 1r und 2r Theil.
— des österreichischen Kaiserstaates, von Graf Mailath. 1r, 2r und 3r Theil.
— von Portugal, von Schäfer. 1r und 2r Theil.
— von Dänemark, von Dahlmann. 1r, 2r u. 3r Theil.
— des Osmanischen Reiches in Europa, von Zinkeisen. 1r Theil.
— von Polen, von Roepell. 1r Theil.

Im Jahre **1845** und **1846** werden mehrere Fortsetzungen erscheinen; unter der Presse sind:

Der Schluß der Geschichte Frankreichs und Rußlands; demnächst sind zugesagt: die Fortsetzungen der Geschichten des preußischen Staates, von Portugal und von Schweden.

In den letzten Jahren sind die Fortsetzungen sparsamer erschienen, als gewünscht wurde. Keinem kann dies weher thun als der Verlagshandlung, die auf keine Weise das langsame Erscheinen verschuldet hat, und die Herren Mitarbeiter ersucht, durch möglichst rasche Lieferung der Manuscripte den Wunsch der Leser zu erfüllen und zur baldigen Vollendung des ganzen Werkes beizutragen.

Nachdem **43** Bände erschienen und in Kurzem die Geschichten von **7** Staaten vollendet sein werden, während alle andern mehr oder weniger nahe der Vollendung sind, so werden nur noch wenige Jahre erforderlich sein, um das bedeutende Werk, das deutscher ausdauernder Fleiß und wissenschaftliche Gründlichkeit geschaffen, den verehrten Abnehmern vollständig zu übergeben.

Ueber den hohen Werth des Werkes etwas zu sagen, erscheint überflüssig, da derselbe in Deutschland allgemein anerkannt ist, und auch das Ausland: Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Holland, Italien, Spanien, Portugal und Polen, durch Uebersetzungen fast aller Theile die Aufmerksamkeit auf dasselbe gewendet hat.

Der anfängliche Subscriptionspreis von **1¼** Thlr. für **24** Bogen ist streng eingehalten worden.

Die Verlagshandlung erkennt mit Dank die Theilnahme, welche das deutsche Publikum dieser großen Unternehmung gewährt hat, und erwartet mit Sicherheit, daß es dabei bis zur völligen Beendigung desselben beharren werde.

Gotha.

Die Verlagshandlung
Friedrich Perthes von Hamburg.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung

GEOGRAPHISCHER KENNTNISSE.

Eine Uebersicht des

Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Johann Gottfried Sommer.

1846. (24. Jahrg.) Mit 6 Stahlst. gr. 12. Geb. in engl. Leinwand 3 fl. C. M. — 2 Rthlr. — 3 fl. 36 kr. Rhein.

Wie bei den frühern Jahrgängen wird auch diessmal eine *Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen* gegeben, worin das Wichtigste mitgetheilt wird, was in der letzten Zeit Neues entdeckt wurde. Den weitern Inhalt bilden folgende Aufsätze:

I. Erinnerungen aus Russland nach Blasius.

II. Featherstenhaugh's Reise durch die Sclavenstaaten der Angloamerikanischen Union.

III. Die Missionen in Californien. Nach Duflot de Mofras.

IV. Das Gebiet Oregon. Nach Demselben.

V. Der Tahiti-Archipel. Nach Vincemdon-Dumoulin und Desgraz.

Die trefflich ausgeführten Stahltafeln stellen vor: I. Kronstadt. (Aus dem Petersburger Hofkalender.) II. Kreml von Moskau. III. Senatspalast in Moskau. IV. Monterey in Neu-Californien. V. Kolonistenhaus im russischen Amerika. VI. Ansicht der Rhede von Papeïti.

Die Jahrgänge 1823 — 1842 dieses belehrenden und unterhaltenden Taschenbuches haben wir *auf die Hälfte* des frühern Preises à 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. C. M. per Jahrgang *herabgesetzt;* nur werden die vier ersten Jahrgänge nicht mehr einzeln, sondern bloss bei *completer* Abnahme gegeben.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hügel, C., Freiherr v., „Kaschmir und das Reich der Sieck". In 4 Bänden. gr. 8. kart. I., II., III., IV., 1. 1840 — 1842. Mit vielen Stahlstichen, Holzschnitten, Lithographien ꝛc. 27 fl.

Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Der allgemein bekannte

Stieler'sche Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. *Gotha*, bei *J. Perthes*.

hat durch Anwendung des galvano-plastischen Verfahrens um ein Viertel im Preise vermindert werden können:

a. Vollständ. Ausg. in 83 Bl. (17⅓ Rthlr.) jetzt 13 Thlr.

b. Mittl. Ausg. in 63 Bl. (13 Thlr.) jetzt 10 Thlr.

c. Auswahl in 31 Karten (6 Thlr.) jetzt 4½ Thlr.

Zugleich erscheint die vollständige Ausgabe in 83 Bl. nunmehr:

lieferungsweise in 9 Lieferungen,

von denen die 1ste bis VIIIte jede 1½ Thlr., die IXte nebst Bericht 1 Thlr. kostet. Die 1ste, 2te und 3te Lieferung sind ausgegeben, die 4te folgt im März d. J.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Lesebuch

für

Realschulen und untere Gymnasialklassen.

Von F. Lutz,

Lehrer der französischen Sprache.

1.—3. Cursus. Jeder Cursus mit einem Wörterbuche.

Preis für den 1. Cursus 36 kr. oder 10 Ngr. 2. Cursus 42 kr. oder 12½ Ngr. 3. Cursus 54 kr. oder 15 Ngr.

Der Herausgeber, vieljähriger praktischer Lehrer, wählte diesen Lesestoff mit großem Fleiß und vieler Sachkunde. — Es sind diese Lesebücher namentlich den Schulen zu empfehlen, in welchen Ahn's praktischer Lehrgang eingeführt ist, da auf diesen hin stufenmäßig die weitern Themate folgen.

Seit der kurzen Zeit des Erscheinens ist obiges Lesebuch bereits in vielen Schulen, namentlich in Braunschweig, Hamburg, Nordhausen, Zürich und anderwärts eingeführt.

Rezensionen bezeichnen es als das beste Lesebuch.

Denkmale des Mittelalters.

Gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Hattemer.

Band I. und III. 1.—5. Heft. St. Gallens altteutsche Sprachschätze.

Preis für I. Band 8 fl. oder 5 Rthlr., für III. 1.— 5. Lief. jede Lieferung 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Herausgeber, durch seine vielen philologischen Arbeiten bekannt, hat sich im Interesse der Wissenschaft der schwierigen Arbeit unterzogen, die Schätze der St. Gallischen Stiftsbibliothek an's Tageslicht zu bringen.

Der 1. Band enthält: Sterbegesang des ehrwürdigen Beda, Wörterbuch des hl. Gallus, Kero's Benediktiner-Regel, Kero's Wörterbuch, Glossen zur Bibel, Glossen zu kirchlichen Schriften, naturgeschichtliche Glossen, Glossen verschiedenen Inhaltes, Gebet des Herrn, Namen der Monate und Winde, Ratperts Lobgesang auf den hl. Gallus, die alten Gesetze, Buntes. Die Handschriften sind aus dem 8., 9. und 10. Jahrhundert.

Die Schulzeitung 1843, Nro. 38, sagt über dieses treffliche Werk: Das Werk selbst ist nun zunächst nicht Lektüre des Lehrers für seine Studien und sein Amt, sondern es geht vor Allen den deutscheu Sprachforscher an. Für dessen Studien ist es eine köstliche, unentbehrliche Quelle. Aus dem, was dieser in gründlichem Forschen daraus gewinnt, ziehen nachher auch der Lehrer und die Schule ihren Theil. Denn nur durch das, was sich in solchen Studien ergibt, erschließt sich dem Lehrer die innere Werkstätte unserer Sprache, treten die Wörter in ihrer Bildung, ihren Formen und ihrem Inhalte (den Begriffen) klar vor das geistige Auge, lassen sich die grammatischen Formen und Verhältnisse recht erkennen u. dgl. m. Wenn einmal die Zeit kommen wird, daß bei weitem die meisten unserer Grammatiken- und Wörterbuchschreiber für die Schule, zum Voraus die, welche an der Tagesordnung sind, erst durch solche Studien hindurchgehen, ehe sie die Feder ansetzen, dann wird man auch nicht mehr die Klage hören, wie sie mir bei meinen Amtsgenossen aus dem Volksschullehrerstande vorgekommen ist, wenn ich ihnen Sprachliches, worüber sie mich befragten, auf geschichtlichem Wege für ihr Verständniß erläuterte: Es ist arg, wie wir in den Büchern für uns irre geführt werden! Wie können wir da zur Klarheit und zur Wahrheit kommen.

Die Verlagshandlung hat das Buch auf das Schönste ausgestattet und auch ihrerseits Alles gethan, was zu seiner Empfehlung dienen kann.

Weigand.

Religion, Natur und Kunst.

Vorzüglich in ihrer Verbindung.

Von

P. Scheitlin, Prof.

1 fl. 21 kr. oder 26¼ Sgr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Diese Schrift, in Vorlesungen abgefaßt, war Anfangs hauptsächlich für die vielen Zuhörer des Verfassers bestimmt. Die zweite verbesserte Auflage breitete sich durch ganz Deutschland aus. Das Höchste, was unser inneres und äußeres Leben berührt, ist vom Verfasser in der anziehendsten Sprache geschildert.

Das Urtheil Sachkundiger bezeichnet diese Schrift als eine der trefflichsten vom Verfasser des Agathon und der Thierseelenkunde. Er führt in den tiefsten Schacht der Mysterien und die Goldkörner, die er uns bringt, werden jeden Leser mit dieser Schrift und dem Verfasser innigst befreunden.

Kleine

Wochenpredigten

über des

Christen Stimmung und der Welt Ton.

Von K. Steiger.

4te verbesserte Auflage. Mit Portrait.

Beide Theile in einem Band 1 fl. 30 kr. oder 25 Sgr.

Nibelungen-Lied.

Herausgegeben

vom

Freiherrn J. von Laßberg.

Vollständigste Ausgabe nach der ältesten Handschrift.

Preis 5 fl. 24 kr. — 3 Rthlr.

Zweihundert Hyperbeln
auf Herrn
Wahl's ungeheure Nase.
In erbauliche hochdeutsche Reime
gebracht von
F. Hophthalmos,
der sieben freien Künste Magister.
2te Originalausgabe. Mit 5 Stahlstichen.
Gezeichnet und radirt
von
Sonderland.
Lex.-8. Früherer Preis **1** fl. **30** kr. oder **1** Rthlr.
Jetzt nur **36** kr. oder **10** Sgr.

Diese Hyperbeln von Haug fehlten viele Jahre, sind nun hier in schöner Ausstattung mit Radirungen von Sonderland neu aufgelegt. Die Blätter für Literatur und Kunst von Th. Hell, Jahrgang **1841**, Nr. **46**, sagen über dieselben: „Einer der heitersten Scherze unserer deutschen Muse, die Sonderland's Meisterhand auf eine Art illustrirt, wie wir so selten sie zur Gemüthsergötzlichkeit angewendet sehen. Die Sinngedichte, welche dieses sauber gedruckte Heft enthält, sind bekannt, und trugen nicht wenig dazu bei, Haug's Namen allgemein bekannt zu machen. Sie erschienen erst nur mit **100** solchen lustigen Hyperbeln, **1804**, später fügte er aber noch die andere Hälfte hinzu. Man staunt über die Mannigfaltigkeit der Ansichten, welche der Humorist von dieser Nase aufstellt und erfreut sich daneben auch an den höchst pittoresken Erscheinungen, welche die **5** Stahlstiche Sonderland's darbieten."

Die christlichen Bilder.
Ein
Beförderungsmittel
des
christlichen Sinnes.
Von
J. H. v. Wessenberg.
Zwei Bände. Mit **19** Kupfern.
Preis **7** fl. **12** kr. — **4** Rthlr.

Elementar-Grammatik

der

lateinischen Sprache.

Von

A. Herrmann,

weiland Professor in Chur.

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Sauppe.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 3¾ Ngr.

Der sel. Prof. Herrmann hat vieljährig mit großer Sorgfalt sich dieser Arbeit gewidmet. Außergewöhnliches Talent und tiefe sprachliche Studien befähigten ihn wie wenig Andere zur Herstellung eines so trefflichen Werkes. Leider war es dem Verewigten nicht mehr vergönnt, sich des großen Lobes zu erfreuen, das die Kritik dieser trefflichen Arbeit zollte, da ihn wenige Tage vor der Vollendung des Werkes der Tod hinraffte.

Das Elend der Tellus.

Ein Versuch,

das Publikum in das große Räthsel hineinzuführen.

Preis 1 fl. 21 kr. oder 26¼ Sgr.

Das große Räthsel, das Elend der Tellus, versucht der Verfasser zu lösen. Für den Denker ist diese Schrift eine der werthvollsten, sie sucht ihn mit dem, was täglich Millionen drückt, bekannt zu machen, belehrt und ermuthiget über die Nachtseiten unsers irdischen Lebens und leitet den Leser in kühnem Fluge durch das große Labyrinth.

Obwohl nicht Allen verständlich, bietet sie dem Seelsorger, Lehrer und gebildeten Laien einen reichen Schatz höherer Lebensanschauung.

B S B
MÜNCHEN

Elementar-Grammatik

der

lateinischen Sprache.

Von

A. Herrmann,

weiland Professor in Chur.

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Sauppe.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 3¾ Ngr.

Der sel. Prof. Herrmann hat vieljährig mit großer Sorgfalt sich dieser Arbeit gewidmet. Außergewöhnliches Talent und tiefe sprachliche Studien befähigten ihn wie wenig Andere zur Herstellung eines so trefflichen Werkes. Leider war es dem Verewigten nicht mehr vergönnt, sich des großen Lobes zu erfreuen, das die Kritik dieser trefflichen Arbeit zollte, da ihn wenige Tage vor der Vollendung des Werkes der Tod hinraffte.

Das Elend der Tellus.

Ein Versuch,

das Publikum in das große Räthsel hineinzuführen.

Preis 1 fl. 21 kr. oder 26¼ Sgr.

Das große Räthsel, das Elend der Tellus, versucht der Verfasser zu lösen. Für den Denker ist diese Schrift eine der werthvollsten, sie sucht ihn mit dem, was täglich Millionen drückt, bekannt zu machen, belehrt und ermuthiget über die Nachtseiten unsers irdischen Lebens und leitet den Leser in kühnem Fluge durch das große Labyrinth.

Obwohl nicht Allen verständlich, bietet sie dem Seelsorger, Lehrer und gebildeten Laien einen reichen Schatz höherer Lebensanschauung.

B S B
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tschudi, Johann Jakob <<von>>,

Peru Reiseskizzen aus den Jahren 1838 - 1842

Bd.: Zweiter Band

St. Gallen 1846
It.sing. 1081 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468391-1